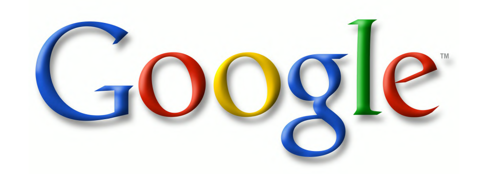
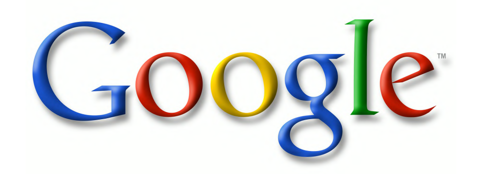




Georg Freiherr von Ompteda

Philister über dir!





Philister über dir!

Von **Georg Freiherrn von Ompteda** erschien im gleichen Verlage:

Von der Lebensstraße und andere Gedichte.
Freilichtbilder. Skizzen und Novellen.
Die Sünde. Geschichte eines Offiziers.
Drohnen. Moderner Roman.
Vom Tode. Novellen.
Unter uns Junggesellen. Freie Geschichten.
Unser Regiment. Ein Reiterbild.
Die sieben Gernopp. Eine lustige Geschichte.
Leidenschaften. Männliche weibliche sächliche Geschichten.
Sylvester von Geyer. Ein Menschenleben.
Maria da Caza. Roman.
Der Zeremonienmeister. Roman.
Weibliche Menschen. Novellen.

Übertragungen aus dem Französischen:

Ossit: Ilse.
Maupassant: Fräulein Fifi.
Maupassant: Die Schwestern Rondoli.
Maupassant: Miß Harriet.
Maupassant: Das Haus.
Maupassant: Mondschein.
Maupassant: Herr Parent.
Maupassant: Der Horla.

Philister über dir!

Das Leiden eines Künstlers

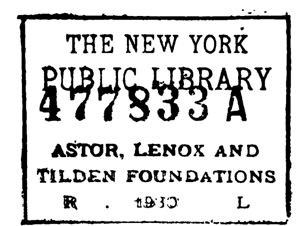
Roman

von

Georg Freiherrn von Ompteda



Berlin W
F. Fontane & Co.
1899


THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
477833 A
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1930 L

Meiner Frau

in Liebe und Freundschaft

zu eigen

1.

— Das Licht fällt anders! Wir wollen aufhören!

Während das Modell hinter einem chinesischen Schirme verschwand, um sich anzukleiden, legte Niki Sandtner die Palette fort und steckte die Pinsel in eine hohe, auf einem Tischchen stehende Vase, aus alter, japanischer Bronze. Er zündete sich langsam eine Cigarette an, warf einen Blick auf seine Arbeit, dann hob er die Studie von der Staffelei. Vorsichtig lehnte er sie seitwärts gegen die Wand.

Als das Modell im schwarzen Kleide, mit einfacher, dunkler Pelerine vortrat, sich zu verabschieden, sah er das Mädchen kaum an, sondern brummte nur:

— Also morgen — bitte! — um dieselbe Zeit!

Er blieb am großen Fenster des Ateliers stehen, die Hände in den Hosentaschen, indem er leise zu pfeifen begann, wie immer, wenn er sich seinen Gedanken überließ.

Draußen rieselten die Flocken langsam vom Himmel herab und hüllten die kahlen Bäume in den Hintergärten der Viktoriastraße in Weiß. Drinnen herrschte große Hitze, der eiserne Ofen in der Ecke war glühend rot: das Modell sollte nicht frieren. Aber den Maler störte die Temperatur nicht. Wenn es so recht warm war, fühlte er sich am behaglichsten.

Dann kämen ihm die Gedanken, pflegte er zu erklären, falls einer seiner Freunde sich über die Hitze wunderte, in der er arbeitete.

Doch heute war er mißmutig. Schon ein Dutzend Mal beinahe hatte er sein neues Bild begonnen, und immer wieder verwarf er die Entwürfe. Heute hatte er es mit einem Modell versucht, morgen würde er sich bei der zweiten Sitzung entscheiden, ob es ging, oder ob er es wegschicken mußte und ein anderes nehmen.

Dieses Tasten und Irren war er gewöhnt. Jede neue Arbeit ließ sich an, als sollte sie nie gelingen, und jedesmal noch war schließlich ein ganzes Werk daraus geworden. —

Nikolaus Sandtner, oder wie er unter den Freunden und als Künstler genannt wurde, „Niki" war ein Dreißiger, schlank, mit blondem, kleinem Schnurrbärtchen und leise schon ergrauendem Haar. Er war kein leichter Arbeiter, dem es glatt von der Hand ging, sondern ein spät entwickelter, schwerer Künstler, der lange in sich trug und in hartem Ringen die Kinder seines Genius gebar. Aber er verflachte nicht mit den Jahren. Er geriet in keine Manier, sondern kämpfte immer wieder, that sich nie genug und wuchs, je älter er ward.

Vor einigen Jahren hatte die Pinakothek seine „Invaliden" angekauft, ein Bild, das so stark gewirkt, daß es ganze Kompagnien Invaliden nach sich zog. Man hatte geglaubt, Niki Sandtner habe damit sein Gebiet gefunden, doch das nächste Bild war ganz anders, keine Wiederholung — eine Fortentwicklung: „Mein Gott, mein Gott, warum

hast du mich verlassen.“ Ein Gekreuzigter von unsagbar hoheitsvollem, schmerzdurchbebtem Ausdruck.

Dann waren Farbensymphonien gekommen, phantastische Bilder, in denen die Phantasie wieder in ihr Recht trat, und in diesem Sommer ein paar wundersame Landschaften, groß gesehen, tief gefühlt, mit äußerster Kraft festgehalten: „Nebel im Hamburger Hafen“ und „Sandbank bei Blankenese.“

Dieses Mal sollte es nun wieder etwas ganz Anderes werden. Nur hatte er eben noch nicht gefunden, womit er unausgesetzt innerlich rang. Er sann und sann, immer die Cigarette in der Hand, den Blick in die Gärten hinaus. Da ward ihm flau, unangenehm im Magen. Er erinnerte sich, daß er noch nicht zu Mittag gegessen hatte, warf den Stummel in eine Schale und ging in sein Wohnzimmer neben dem Atelier.

Er zog seinen Pelz an, setzte den Cylinder auf, und bald befand er sich auf der Potsdamerstraße. Nun dachte er nicht mehr an sein Bild, sondern gab sich dem Zauber hin, den die menschenbelebte Straße mit der ununterbrochenen Reihe von Omnibussen, Pferdebahnen, Droschken, den hellleuchtenden Läden, dem Klingeln, Rufen, Rollen, immer auf seine Künstlernatur ausübte.

Auf den Bäumen zur Seite des Fahrdammes suchte der Schnee leise haften zu bleiben und gab den toten, schwarzen Zweigen etwas Belebteres, während er auf den Steinplatten, und dem Asphalt der Straße noch schmolz. Das fesselte Nikis Auge, das sich gewöhnt hatte, alles immer auf die malerische Wirkung zu betrachten.

Über dem Straßenbild vergaß er zuerst den Zweck seines Ausganges, bis ihm eine Weinstube entgegensah, in der er zuweilen Bekannte traf. Doch Wein mochte er heute nicht trinken; bei einem Bierlokal paßte ihm wiederum in seiner Stimmung das Publikum nicht. Es war immer das gleiche Elend des Kneipenlebens.

— Sandtner, haben Sie schon gegessen? — fragte da eine Stimme neben ihm. Er wandte sich um:

— Ah, Vogelsang! was machen Sie Gutes?

Dem anderen — groß, in langem englischem Überzieher mit kleinem, aufwärts gekräuseltem Schnurrbärtchen — sah man sofort den Offizier in Civil an. Er zog den Maler mit sich, fragte nicht weiter, sondern bestimmte sofort ein Lokal, wo sie essen wollten. Dort — in der Leipzigerstraße — nahm er einen Tisch in Beschlag und sagte zum Kellner, während sich Niki nicht entschließen konnte, eine Speise zu wählen:

— Suppe nicht, gleich Fisch und zwar: Filet von Seezunge, Holländische Sauce, dann Entrecôte mit Kräutern, Pommes frites. — Dann französische Bohnen. Sind die gut?

— Gewiß, sehr gut.

— Also Bohnen. Einen Käse . . .

— Vielleicht Chester?

— Nein. Nur keinen Vorschlag. Ich weiß ganz genau, was ich esse: Roquefort. Dann eine Mokka.

Der Kellner wollte noch warten, bis der Maler zum Entschluß gekommen war; doch Niki Sandtner bedeutete ihm nach einer Weile, nochmals nachzufragen. Ohne des

Malers Zustimmung abzuwarten, hatte Rittmeister von Vogelsang für sie gemeinsam eine Flasche Mosel kommen lassen. Im Grunde genommen war Niki froh, des Wählens überhoben zu sein, und bestellte schließlich dasselbe, wie sein Begleiter.

Das verstand der Rittmeister nicht. Er wisse immer ganz genau, worauf er Appetit hätte, sagte er. Wenn ihm der Geschmack nach einem Steak stünde, so wäre er an diesem Tage nicht imstande, ein Filet zu essen. — Sie lachten über ihre verschiedenen Naturen, bis endlich Vogelsang meinte:

— Ein Mann wie Sie sollte sich entweder eine Wirtschafterin halten, die gut kocht, oder er sollte heiraten.

Lächelnd hielt Niki zu essen inne:

— Ich glaube, ein Künstler sollte nicht heiraten.

— Gut, dann also — Wirtschafterin!

Nun wurde der Maler nachdenklich. Der Gedanke schien ihm so übel nicht. Doch es zuckte ihm zu gleicher Zeit durch den Sinn, ob wohl das Schlagwort: „Ein Künstler sollte nicht heiraten" eigentlich seine Berechtigung habe. Wenn man die richtige Frau fand — warum nicht? Es hieß nur eben die Richtige finden. Da war es, als sei der Offizier einem ähnlichen Gedankengange gefolgt, denn er sagte plötzlich:

— Das Bummelleben kriegt man doch eigentlich höllisch satt. Mein Kommando hier in Berlin läuft nächstes Frühjahr ab. Dann komme ich in irgend ein gottvergessenes, kleines Nest, denn in meinem Regimente wird keine Schwadron frei sein. Dort kann ich dann ein halbes Menschenleben

vertrauern. Nur zum Rennen kriege ich Urlaub und auch das nicht, wenn etwa der Kommandeur gegen den Sport ist. Was soll ich da anderes machen, als beizeiten eine Frau suchen. Wissen Sie nicht etwa eine, die für mich paßt, Sandtner? Sie haben doch so viele Bekannte in Berlin!

— Das ist nicht so arg! Ich komme nicht viel in Gesellschaft! — meinte jedoch abwehrend der Maler und leerte sein Glas Mosel. Er dachte an die vielen Abende, an denen er, Einladungen absagend, daheim in seinem Atelier geblieben war, brütend über alle dem, was er schaffen wollte. Dann lag er in einer Ecke auf dem Divan, rauchte und las französische Romane, und Gedanken kamen ihm über Gedanken. Dieses und jenes warf er mit Kohle oder Bleistift hin und sann und sann, allein in der Stille des Abends, der sich ausdehnte tief in die Nacht hinein, bis das letzte Aufflackern des nahrungslosen Lampendochtes ihn zu Bette trieb.

Der Rittmeister erzählte ihm allerlei vom Rennplatze. Immer schloß er mit der Redensart:

— Sehen Sie, so was sollten Sie mal malen!

Niki Sandtner hörte scheinbar andächtig zu, in Wirklichkeit schweiften seine Gedanken ab. Um an seine Aufmerksamkeit glauben zu machen, nickte er ab und zu. So hatte er auch, ohne es selbst zu wissen, seine Zustimmung gegeben, daß sie miteinander in ein Variététheater gehen sollten.

Erst als sie auf der Straße standen und Vogelsang eine Droschke anrief, fragte der Maler, wohin es ginge. Nun weigerte er sich, als er das Ziel vernahm, mit Nach-

druck, seinem Bekannten zu folgen. Der Rittmeister wunderte sich, wie philiströs er geworden sei. Mit dem Farbenreiz einer Serpentintänzerin, die auftreten sollte, wollte er den Künstler locken, doch Niki blieb bei seinem Willen.

Sie trennten sich mit leiser Verstimmung auf beiden Seiten. Der Rittmeister ärgerte sich, allein bleiben zu sollen. Wenn er das vorausgesehen hätte, würde er sich mit einem anderen zu Tisch gesetzt haben, der kein Spaßverderber war. Der Maler empfand unwillig den Vorwurf des Philisteriums, denn ehe er sich ganz in seiner Kunst gefunden, hatte er die Welt kennen gelernt und ihrem Kerne vielleicht wilder nachgejagt als der Rennmann.

Es war thöricht, sich über solchen Vorwurf aufzuregen, aber Niki hätte eher einen Zweifel an seiner Künstlerschaft vergeben als das. Er wollte die Einsamkeit seiner Arbeit, er suchte die Stille seines Ateliers, in der er sich allein glücklich fühlte, beim Kämpfen und Ringen um seine Kunst. Und doch wiederum empfand er eine Art Sehnsucht nach dem Branden der Welt draußen, nach Menschentreiben und Lärm, nach Gesellschaft, Vergnügungen und Festen, die ihm wieder zur Qual wurden, wenn er sich wirklich einmal in ihrem Trubel befand.

Nun betrat er verstimmter seine Wohnung, als er sie verlassen. Er nahm die Skizze in die Hand, die er nach dem Modell entworfen. Jetzt fand er sie so schlecht, daß er eine Tube Krapprot darauf ausdrückte und mit großem Pinsel die Farbe breit strich. Nun war ihm erst wohl. Er setzte sich an den kleinen Schreibtisch in der Ecke des

Ateliers, ein paar Zeilen der Absage für das Modell aufs Papier zu werfen. Wie war es auch nur möglich gewesen, das plumpe Geschöpf für geeignet zu halten!

In seiner Mißstimmung ging er schlafen, obwohl es kaum einhalb neun Uhr war. Arbeiten konnte er jetzt doch nicht. Etwas Neues zu lesen hatte er nicht im Hause, und er war allein. Sogar die alte Aufwartefrau, die ihm die Wohnung in Ordnung hielt, pflegte ihn um sieben Uhr zu verlassen, nachdem sie noch sein Bett abgedeckt hatte.

Aber nicht einmal das war heute im Stand. Das Laken fand er am Fußende nicht richtig umgeschlagen, so daß er noch einmal aufstehen mußte, um sein Bett zu machen.

Da kam ihm plötzlich der Gedanke, ein Gedanke, den er eigentlich noch nie ernstlich gehabt: wenn ich eine Frau hätte! Dann müßte das alles anders sein. Das Schlagwort, das er selbst gebraucht, fiel ihm wieder ein: „Ein Künstler sollte nicht heiraten.“ Aber es stimmte doch nicht unbedingt: die Frau eines Künstlers mußte eben danach sein!

Und es überfiel ihn eine verzehrende Sehnsucht, Glück und Frieden zu finden bei einem Weibe, das ihn lieben möchte wie er sie.

Darüber verwirrten sich seine Gedanken.

Er schlief ein.

2.

Neben dem Atelier lag ein zweites. Dort malten im Winter morgens dreimal wöchentlich von zehn bis zwölf und zeichneten ebenso dreimal, abends von fünf bis sieben Uhr die Schülerinnen.

Niki Sandtner hätte es jetzt nicht mehr nötig gehabt, seine Schule beizuhalten, die ihm früher, als er noch nichts verkaufte, das tägliche Brot geliefert hatte. Heute bezog er das Einkommen eines Ministers, aber seine Lehrthätigkeit hatte er lieb gewonnen und wollte sie nicht aufgeben. Er hatte das Gefühl, als lerne er selbst mehr dabei, als irgend eine der jungen Damen.

Unter den Schülerinnen gab es zwei ausgesprochene Typen: solche, die es ernst mit der Kunst nahmen, wirklich arbeiteten und aus der Malerei später einmal Broterwerb oder doch Lebenszweck machen wollten, und andererseits wohlhabende junge Mädchen oder Frauen, denen die Verwandtschaft Talent eingeredet hatte, oder die sich durch ein bißchen Pinseln über die Langeweile eines Regentages hinweghelfen wollten.

Um die Ernsten kümmerte sich der Maler wirklich. Die Anderen störten ihn nicht. Früher hatte er sie, der Einnahme halber, „mitgenommen", jetzt dachte er daran, sie allmählich „aussterben" zu lassen. Neue „Sonntagnachmittagsmalerinnen" ließ er nicht mehr zu, die älteren wurden, wenn sie längere Zeit ausblieben, durch „Ernste" ersetzt.

Erschienen sie dann wieder, so bedauerte Niki tausendmal, daß kein Platz mehr im Atelier sei, obwohl ihn das

jedesmal sehr sauer ankam, denn er war keine Natur, die gern „nein“ sagen mochte. —

Den ganzen Tag über war der Maler zweck- und ziellos in den Straßen herumgebummelt. Das Modell hatte er ja nun einmal abbestellt, und die Arbeit wollte ihm heute durchaus nicht gelingen. Wenn er nur zu seinem Damenkursus zur rechten Zeit zurück war. Zufällig traf er wieder Rittmeister von Vogelsang auf dem Potsdamer Platz. Der Offizier gestand, daß es im Variététheater so stumpfsinnig gewesen, daß er nach einer halben Stunde fortgegangen sei. Er fragte den Maler:

— Haben Sie gearbeitet gestern abend?

— Nein.

— Dann kommen Sie heute mit! Was?

— Ich habe meinen Zeichen-Abend. Da muß ich zu Hause sein!

— Ach, Sie sind aber wirklich langweilig!

Damit trennten sie sich.

Während Niki der Viktoriastraße zueilte — denn es war schon fünf Uhr vorbei — dachte er an seine erste Begegnung mit Vogelsang, über die er jedesmal wieder lachen mußte, wenn sie ihm ins Gedächtnis kam.

Es war ins Paris gewesen, als Niki Sandtner kaum den Abschied genommen hatte von seinem Infanterieregiment, dem er nur zwei Jahre angehört. Aus einem unglaublich unmilitärischen Offizier wollte er ein großer Maler werden. Dazu opferte er sein kleines Vermögen.

Mit ein par anderen jungen Künstlern, Skandinaviern, hatte er Vogelsang zufällig in einer winzigen Gasse des Mont-

martre aufgelesen, wie er mit einem leichten Rausch in dem ihm fremden Paris, beinahe ohne französisch zu sprechen, herumirrte und weder imstande war, sich zu verständigen, noch, da er den Namen des Hotels vergessen, anzugeben, wo er wohnte.

Wer weiß, was aus ihm geworden wäre, wenn ihn Niki nicht gefunden hätte! Das Erwachen am anderen Morgen im Atelier, ganz im Norden von Paris, fünf Treppen hoch, Hofgebäude, bei einem ihm wildfremden Menschen, war auch den starken Nerven des Rennmannes etwas viel gewesen. Aber es hatte die beiden zusammengeführt, und Vogelsang, dessen heimliche Pariser Urlaubsreise durch Sandtners Dazwischenkunft vor einem möglicherweise sehr bösen Ende bewahrt worden war, zeigte seinem Retter seitdem eine unauslöschliche Dankbarkeit.

Als der Maler eben — noch heiter gestimmt im Gedanken an die Vergangenheit — mit dem Drücker die Thür zu seinem Atelier öffnete, keuchte ein alter Herr die Treppe herauf und schimpfte, zu einer jungen Dame gewandt, über die vielen Stufen.

Die beiden langten gerade auf dem Treppenabsatze an, als Niki in seiner Wohnung verschwand. Er blieb drinnen stehn und hörte wie sie klingelten. Schnell warf er seinen Mantel ab, als die alte Aufwartefrau auch schon die Karte hereinbrachte:

von Oevelhorst

Generalleutnant z. D.

Im ersten Augenblick dachte er, es könne einer der Vorgesetzten sein aus seiner militärischen Vergangenheit. Er, der damals nie mit dem Herzen dabei gewesen, entsann sich kaum noch der Namen. Aber, daß ihm dieser Name nicht vorgekommen war — das glaubte er doch bestimmt zu wissen.

Die Alte machte eine fragende Bewegung mit dem Arm, ob sie den Besuch herein lassen sollte, der schon im engen Vorflur des Ateliers stand und jedes Wort beinahe hören konnte, das man sprach.

Niki sagte:

— Ich lasse bitten!

Der alte Herr, der auf der Treppe geschimpft, trat ein, gefolgt von einem jungen Mädchen. Man brauchte nicht erst die Karte zu lesen. Daß es ein höherer Offizier außer Dienst war, sah man auf den ersten Blick an dem weißen Schnurr- und Backenbart mit durchrasierten Kinn, an der ganzen Haltung, dem unmodischen, militärisch engen Winterüberzieher.

Niki ging entgegen, stellte sich vor und bat sofort, ihn der jungen Dame bekannt zu machen. War die Exzellenz beim Eintritt steif gewesen, so schien sie diesen vielleicht nicht erwarteten Beweis von Lebensart sehr günstig aufzunehmen. Der Gesichtsausdruck des alten Herrn ward sichtlich freundlicher.

Der Maler bot Stühle an. Alle drei nahmen Platz. Sofort begann Generalleutnant von Oevelhorst den Grund seines Kommens mitzuteilen:

— Ich pflege keine langen Einleitungen zu machen. Also, wir sind zu Ihnen gekommen, weil meine Tochter

Malunterricht haben soll oder vielmehr will. Denn ich muß Ihnen nur gleich gestehen, daß ich diesen Unterricht für sehr überflüssig halte. Talent hat sie nicht.

Unwillkürlich suchte der Maler aus einem gewissen ritterlichen Gefühl heraus das junge Mädchen in Schutz zu nehmen, aber der General fuhr fort, indem er heftig den Kopf schüttelte und eine abweisende Bewegung machte, die zu bedeuten schien, daß er keinen Widerspruch gewöhnt sei:

— Erlauben Sie . . . er . . . lau . . . ben . . . Sie . . . Sie kennen ja meine Tochter noch gar nicht, während ich glaube, sie einigermaßen zu kennen — als ihr Vater. Gewiß soll man vorhandene Talente ausbilden, wenn man sonst Zeit hat und die Gelegenheit. Sie brauchen auch nicht zu glauben, daß ich einer ausgesprochenen Veranlagung entgegentreten würde, aber Sie sollen wiederum nicht vermuten, daß ich blind wäre und etwa alles schön fände, was mein Kind zusammenkritzelt. Sie ist ein Lustikus, und das ist schon das allererste, weshalb aus der ganzen Malerei doch nie etwas Richtiges werden kann. Denn bei der Sache sein, das ist im militärischen Leben die Hauptsache und wird es in anderen Dingen wohl ebenso sein.

— Wer Talent hat . . . versuchte Niki einzuflechten, doch die Exzellenz schüttelte den Kopf:

— Fleiß und Ordnung, das wird doch wohl immer die Grundlage bleiben. Habe ich nicht recht?

Der Maler sprach sich etwas gewunden darüber aus, daß Fleiß und Ordnung ja wohl allerdings sehr wichtige Faktoren wären zu menschlicher Leistungsfähigkeit. Am

Fleiß hatte er es selbst nicht fehlen lassen, aber von der Ordnung hielt er gerade nicht sehr viel. Er übte sie jedenfalls nicht. Pünktlichkeit und Ordnung waren ihm stets Begriffe gewesen, für die er keinen Sinn besaß.

Nun schwieg der alte Herr und strich sich nach rechts und links den Bart. Das junge Mädchen hatte ganz still dagesessen. Ohne eine Miene zu verziehen, ließ sie des Vaters Erklärung ihrer vorhandenen schlechten und fehlenden guten Eigenschaften über sich ergehen.

Niki hatte sie kaum angesehen. Einen besonderen Eindruck hatte er auf den ersten Blick nicht empfangen, und nach der Einleitung des Vaters dachte er: das ist ein unglückliches, kleines Gänschen, dem in Gegenwart des Herrn Papa jeder Atemzug sauer wird. Um so erstaunter war er, als sie sich plötzlich zurecht setzte und mit lachendem Munde begann:

— So, nun haben Sie gehört, was für ein unbrauchbares Geschöpf ich bin, daß ich kein Talent habe und ein Luftikus dazu sein soll. Aber trotz alledem möchte ich gern Stunde bekommen.

Er schaute sie an. Von ihrem Gesicht war nicht allzuviel zu sehen, denn sie saß im Schatten und trug einen schwarzen Schleier mit großen Tupfen, wovon gerade einer auf der, wie es schien, spitzen Nase saß. Eine Pelerine aus dunklem Tuch, mit Schmelz benäht, verdeckte ihre Figur. Und ihm fiel ein, daß er doch die Absicht hatte, die Sonntagnachmittagsmalerinnen aussterben zu lassen. Sie war gewiß eine solche, die er nicht gebrauchen konnte. Darum meinte er trocken:

— Es thut mir sehr leid, gnädiges Fräulein, aber ich habe keinen Platz mehr. Es ist alles besetzt . . . Ich bedaure, Sie nicht mehr aufnehmen zu können.

Damit meinte er zugleich dem alten Herrn einen Gefallen zu thun. Doch die Exzellenz schien mit dieser Antwort keineswegs einverstanden. Als hätte der General aus seiner Vergangenheit die Ansicht mit ins Civilleben herübergenommen, es müsse ihm jeder gehorchen, wollte ihm die runde Ablehnung des Malers nicht in den Kopf. Er verlangte ziemlich entschieden, daß seine Tochter vor allen Dingen erst einmal Proben ihres Können vorlegen sollte. Verschlossene Thüren schien er weder gewohnt zu sein, noch sie überhaupt einem Generalleutnant gegenüber für möglich zu halten.

Niki fühlte sich unbehaglich. Unter diesen Umständen würde die Exzellenz die Nichtaufnahme der Tochter gar nicht begreifen, ob er nun die Studien prüfte oder nicht. Allem Unangenehmen ging er aber gern aus dem Wege. So war es ihm innerlich schon völlig klar, wie es damit endigen würde, daß er doch wieder eine „Sonntagnachmittagsmalerin“ aufnähme.

Aber die Proben, die das junge Mädchen unter ihrer Pelerine verborgen gehalten hatte und nun zeigte, waren so unfertig, wie ihm doch noch keine vorgekommen, so daß sich der Künstler in ihm aufbäumte und er mit einem Seufzer sagte:

— Exzellenz — gnädiges Fräulein, es thut mir aufrichtig leid, aber ich habe wahrhaftig keinen Platz mehr.

Sie schien ihm gar nicht glauben zu wollen, eigentlich lachte sie ihm geradezu ins Gesicht:

— Herr Professor, ich schwindle mich so durch. Ich mache mich ganz klein. Ich setze mich in die letzte Ecke. Oder in die Thür, wenn Sie wollen. Meinetwegen brauchen Sie wirklich keine Angst zu haben!

Dabei zeigte sie eine glänzende Reihe Zähne, und bei Vater und Tochter schien damit die Sache erledigt, denn der alte Herr stand auf und fragte, ohne auch nur die Malfrage zu berühren, die er offenbar für abgethan hielt:

— Ich habe gehört, Sie wären früher Offizier gewesen!

— Jawohl, Exzellenz.

— Recht so! Recht so. Übrigens hat mich das dem Malplane geneigter gemacht. Wo haben Sie gestanden, wenn ich fragen darf?

Der Maler nannte sein ehemaliges Regiment. Generalleutnant von Oevelhorst wußte sofort die Garnison, kannte auch ein paar Offiziere und reichte die Hand zum Abschiede, ohne sich auch nur im Atelier umgesehen zu haben, ohne nach dem letzten Bilde zu fragen, oder in irgend einer Weise ein Interesse zu bekunden, das allerdings, wie es den Anschein hatte, auch nicht vorhanden war.

Schon halb in der Thür blieb er nochmals stehen:

— Nun Vera, weißt du denn schon, wann's losgehen soll?

Sie schüttelte den Kopf:

— Herr Professor, wann wird gemalt?

Jetzt meinte Niki, nicht mehr ablehnen zu können, und antwortete in seiner weichen, verbindlichen Art:

— Montags, Mittwochs und Freitags ist Zeichenklasse.

— Das ist vernünftig, daß es nicht Sonnabends ist, denn an diesem Tage könnte ich nie. Da ist immer ein Ball oder so was!

Der Generalleutnant schlug sich vor die Stirn, wie einer, dem plötzlich etwas einfällt:

— Heute ist ja Mittwoch! Da ist wohl Stunde?

Niki verbeugte sich leicht:

— Gewiß, Exzellenz — Zeichenabend — nebenan sitzen die Damen.

Der alte Herr reichte dem Maler noch einmal die Hand und machte Miene, so schnell als möglich zu gehen. Doch Vera schlug den schrecklichen Schleier mit den großen Tupfen in die Höhe, legte die Studien auf einen Stuhl und fragte, leicht die Handflächen vor Freude gegeneinander schlagend:

— Darf ich nicht gleich heute anfangen?

— Gewiß! meinte zögernd der Maler. Er sah erst jetzt Veras Gesicht und gewahrte, daß die vermeintlich spitze Nase zierlich war, zart und fein, daß das Mädchen blaue, hübsche Augen hatte, einen zarten, hellen Teint und einen winzigen Mund. Das Gesicht war lang und schmal, edel geformt, durchsichtig fast, und Niki war so erstaunt über das, was unter dem Schleier zum Vorschein gekommen, daß er ihr beinahe einen Vorwurf gemacht hätte, solch ein entstellendes Kleidungsstück anzulegen.

Sie bemerkte sein Erstaunen. Eine flüchtige Verlegenheit schien über ihr Antlitz zu huschen. Dann sagte sie zu ihrem Vater:

— Weißt du was, Papa! Du gehst währenddessen

zu Josty zu deiner Schachpartie. Du wirst schon einen Bekannten finden, und wenn die Stunde aus ist, holst du mich ab. Wann ist's alle, Herr Professor?

— Um sieben gnädiges Fräulein!

— Siehst du Papa, dann hast du noch gerade anderthalb Stunden Zeit!

Dabei hatte sie schon, ehe Niki zuspringen konnte, um zu helfen, ihre Pelerine abgeworfen, und der Maler erblickte eine zierliche, schlanke Gestalt, wie sie ebenmäßiger zu dem Kopfe nicht hätte passen können. Als er dem Generalleutnant nun zum drittenmal Lebewohl sagte und in das ehrliche, nichts weniger denn schöne Soldatengesicht des alten Herrn blickte, dachte er im Gedanken an das junge Mädchen: „. . . muß die Mutter aber schön sein, denn vom Vater hat sie es nicht.“

Fräulein von Develhorst stand abwartend da, als sich die Thür geschlossen hatte und der Maler zurückkehrte. Nun hatte er doch wieder eine jener Schülerinnen, die er aussterben lassen wollte. Und diesmal sogar anscheinend eine so schlechte, wie sogar nicht in seinen schwersten Anfangszeiten, als er aus Paris zurückgekommen war.

Er wollte sie fast mitleidig betrachten, doch sie stand so harmlos da, als müsse es nur so sein, und gefiel seinem Künstlerauge so sehr, daß er nicht böse zu sein vermochte. Er blieb vor ihr stehen und faltete die Hände:

— Ja, was machen wir denn nun? Wollen Sie denn wirklich malen, gnädiges Fräulein?

— Natürlich!

In seiner Verlegenheit sah er noch einmal ihre Studien

durch. Vielleicht hatte er sich getäuscht. Möglicherweise waren sie doch besser, als es zuerst den Anschein gehabt. Doch je mehr Blätter er prüfte, desto gewisser wurde er in seinem Urteil: sie konnte nichts, aber auch wirklich gar nichts. Den alten Dienstmann, der da drin nebenan den Damen Modell stand, würde sie nie zeichnen können. Er mußte ihr eine besondere Aufgabe stellen, eine andere, als den übrigen Damen.

Niki setzte es ihr auseinander. Sie schien sehr enttäuscht zu sein. Offenbar hatte sie sich darauf gefreut, nach dem Modell arbeiten zu dürfen.

— Ich denke, ich soll malen wie ein richtiger Maler? — fragte sie, ein wenig betroffen, im Tone eines Kindes, das gern auch einmal „Erwachsener" spielen möchte.

Er meinte, das käme alles mit der Zeit. Jetzt wollten sie erst hinübergehen zu den Damen. Und weil er sich doch immer noch ein ganz klein wenig ärgerte, daß er sich hatte überrumpeln lassen, fügte er hinzu, dort werde sie sehen, daß für sie wirklich kein Platz mehr sei:

— Also bitte, gnädiges Fräulein, nehmen Sie Ihr Handwerkszeug!

Damit schritt er zur Thür, die in das Nebenzimmer führte, doch das junge Mädchen sagte etwas ängstlich, flehentlich ihm die leeren Hände entgegenhaltend:

— Womit soll ich denn malen, Herr Professor? Ich habe ja nichts mitgebracht.

Da mußte er denn doch lachen. Und er fand sie sehr reizend und hübsch, wie sie dort stand, als wäre sie eine kleine Büßerin. Seufzend kramte er in einer Ecke und suchte

ihr aus der fürchterlichen Unordnung, die dort herrschte, einen alten Block dickes Zeichenpapier und ein paar Bleistifte zusammen.

Dann öffnete er die Thür und ließ ihr den Vortritt.

— Sie machen mich wohl bekannt! — sagte sie nur, und er nannte eintretend ihren Namen den im Halbkreis um das Modell sitzenden Damen. Sie antworteten nur mit kurzer Verbeugung, ohne sich in ihrer Arbeit stören zu lassen.

Es war in der That kein Platz. Der alte Dienstmann, der nun schon eine halbe Stunde auf seinem Holztritt stand, ohne sich lange bewegen zu dürfen, war dicht mit Staffeleien umstellt und Stühlen, auf denen die Damen saßen. Vielleicht hätte man noch einen Sitz irgendwo einschieben können, aber der nahm dann unbedingt einer der Malerinnen die Aussicht und machte jeden Verkehr unmöglich.

Fräulein von Oevelhorst blieb an der Thür stehen, während Niki flüchtig einen Blick auf ein paar Arbeiten warf. Eine ältere Dame ganz weit ab in der Ecke hatte ein Anliegen. Sie fragte leise etwas, und der Maler antwortete ebenso mit gedämpfter Stimme. Dann kam er an die Thür zurück:

— Glauben Sie jetzt, daß kein Platz mehr ist?

Sie antwortete nicht. Sie sah es ein, aber sie wollte doch nicht gern von ihrem Unterricht lassen. Langsam traten sie in des Malers Privatatelier zurück, und da gewahrte er, daß der lustige, übermütige Ausdruck ganz von ihrem Gesicht gewichen war. Er meinte, selbst eine Thräne in ihrem Auge zu entdecken.

Da ward er weich und räumte ihr einen Platz in seinem eignen Atelier ein. Er wußte nicht, was er ihr zu zeichnen geben sollte. Seine Schülerinnen arbeiteten nur nach dem lebenden Modell. Er verwarf den Gips. Aber das junge Mädchen konnte ja nichts, rein gar nichts, und zum Zeichenlehrer dünkte sich der Maler der „Invaliden" doch nicht geeignet. Beim besten Willen wußte er nichts für sie. Er ließ die Blicke im Atelier herumschweifen, da fand er auf einer alten Truhe am Fenster einen Totenschädel, den ihm einmal ein junger Arzt geschenkt. Niki nahm den Kopf und legte ihn seiner neuen Schülerin gegenüber auf den Tisch:

— Da, zeichnen Sie das!

Sie wich zurück. In ihrem Leben hatte sie noch keinen wirklichen Schädel gesehen, und nun sollte sie ihn zeichnen.

— Gott wie gräßlich! — sagte sie.

Ihre feinen Nasenflügel bebten, scheu blickte sie zu ihrem Modell hinüber und dann auf den Maler, der sich an eine Leinwand gesetzt hatte und selbst arbeiten zu wollen schien.

Nach einiger Zeit hatte sie sich so weit überwunden, unbefangen den Schädel betrachten zu können. Nun spitzte sie an den Bleistiften herum und mochte sich nicht entschließen, zu beginnen. Als es sechs Uhr schlug, hatte sie noch keinen Strich gemacht.

Niki besah ihre zarte Schönheit, die lange, biegsame Gestalt: das zierliche Köpfchen. Die hätte er schon als Modell brauchen können. Schade! Aber er ärgerte sich nicht mehr, sie als Schülerin angenommen zu haben.

Die Thür zum Nebenatelier war von selbst wieder

zugefallen. Der Maler stand auf, öffnete sie und klemmte ein Buch unter den Flügel, um ihn zu halten.

Er meinte, es wäre besser so, schicklicher.

3.

Fräulein von Oevelhorst wurde von ihrem Vater zu jeder Stunde gebracht und vom Diener abgeholt. Der alte Herr wechselte immer ein paar kurze Worte mit Niki, aber sie redeten nur Gleichgültiges, Tagesgespräch, nie über Kunst. Nie sah er sich ein Bild an oder kümmerte sich um das, was seine Tochter gezeichnet.

Er erzählte dem Maler einmal, Gemälde wären ihm ein Greuel, vor allem aber die „neue Manier". Stimmungen und dergleichen vermöchte er durchaus keinen Geschmack abzugewinnen. Er verlange alles klar und deutlich. Er wolle sehen, was es sei, und wissen, was es bedeute. Wenn ein Bild „Schlacht von Gravelotte" heiße, so könne er sich etwas dabei denken und würde mit innerer Herzensbewegung seinen alten greisen Kaiser auf dem Bilde begrüßen. Aber ein Gemälde: „Dämmerung" mache ihm nicht den geringsten Eindruck. Daß die Dämmerung eingebrochen, sehe er daran, daß man auf der Leinwand nichts mehr erkennen könne. Aber wozu denn dann so etwas malen?

Niki hörte solche Auseinandersetzungen ganz ruhig an.

Eine Antwort verlangte die alte Exzellenz gar nicht. Nur mißmutig fühlte sich der Maler dann, während seine Schülerinnen arbeiteten, denn er war empfindlich für seine Kunst und ärgerte sich über jeden, dem der künstlerische Sinn abging — statt die Achseln zu zucken.

Fräulein von Oevelhorst, die noch immer an ihrem Totenschädel zeichnete, sagte, als sie seine Verstimmung sah:

— Wie können Sie sich über so etwas ärgern? Wenn Sie nun Papa, als er noch aktiv war, gesagt hätten, Sie interessierten sich nur für die Landschaft, nicht aber für Exerzieren und Manöver in ihr? Das hätte ihn doch nicht geärgert.

— Herr, das geht Sie den Deubel was an! — würde er geantwortet haben, sagte lachend der Maler. Sie schwieg und arbeitete weiter. Er betrachtete sie über den Rand der eignen Arbeit, die er vorgenommen hatte.

Ängstlich und peinlich setzte sie Strichelchen an Strichelchen, um ihren Totenkopf zu vollenden. Ihre Taschen hatte sie immer voll Brot, um auszuwischen und zu ändern.

Niki mußte lächeln über ihre angestrengte Thätigkeit da drüben, die doch eigentlich wirklich zu nichts führte, denn sie hatte kein Talent. Darüber ward er sich täglich klarer. Es fehlte ihr der Schmiß, der Wurf. Nicht einmal die Frechheit des Stümpers besaß sie, der darauf losschmiert, als arbeite er ernstlich. Sie kam nicht vom Fleck. Was sie die eine Stunde vorwärts gebracht, löschte sie in der nächsten wieder aus oder begann ein frisches Blatt.

„Penelope,“ dachte er.

Aber er gab sich auch keine Mühe, ihr zu helfen.

Eigentlich war es ihm vollständig einerlei, ob sie etwas zu stande brächte oder nicht. Wohl trat er dann und wann zu ihr heran, nahm das Blei, deutete ihr den Lauf der Linien an, setzte ein paar Schatten auf und fuhr auf ihrem Papier hin und her, als ob er alles vernichten wolle, was darauf stand.

Dann sah die Zeichnung beinahe noch schlimmer aus als vorher, denn nun war kein Stil mehr darin. Vorher die ängstliche Arbeit des sorgsam gespitzten Faber, schauten nun einzelne Stellen aus, als habe ein Löwe mit mächtiger Pranke ein paar wütende Schläge hineingethan.

Er fand sich zum Lehrer gänzlich ungeeignet. Wenn er ernster zu ihr sprach und ihr einige Winke gab, Grundsätze vorhielt, dann blickte sie ihn groß an, neigte den schönen, blonden Kopf, und lächelnd verlor sie ihn nicht aus dem Auge. Auf die Arbeit hätte sie schauen sollen, statt ihm ins Gesicht.

Darüber ärgerte er sich und rief erzürnt:

— So passen Sie doch auf wenn ich erkläre!

Aber sie lachte gerade heraus, bat ihn dann auf seine etwas verletzte Miene um Verzeihung, doch es wäre so komisch gewesen, wie er sich erzürnt, daß sie es nicht beschreiben könne.

Da legte er das Handwerkszeug beiseite, um sie ganz ruhig zu fragen:

— Gnädiges Fräulein, sagen Sie mir bloß einmal etwas: warum wollen Sie eigentlich malen lernen?

— Weil es mir Spaß macht!

— Aber spaßen soll man nicht mit der Kunst. Und

diese Arbeit hat doch eigentlich gar keinen Zweck. Ich kann Ihnen nicht nützlich sein. Bei mir lernen Sie wahrhaftig nichts.

Sie sah ihn ungläubig an. Er ärgerte sich und rief heftig:

— Diese Stunden sind rein weggeschmissenes Geld!

— Papa ist reich. Das thut nichts.

Doch sie fühlte das Unzarte in ihrer etwas gereizten Antwort. Sie wollte einlenken. aber der Maler hatte schon erwidert:

— Ich mag das nicht. Ob Sie es bezahlen können oder nicht, es bleibt für mich peinlich, für einen Unterricht einzukassieren, von dem ich überzeugt bin, daß er zwecklos ist. Außerdem darf ich wohl bemerken, daß ich es durchaus nicht nötig habe, jungen Damen das Zeichnen beizubringen, die nicht bei der Sache sind. Ein kleines Bild bringt mehr ein, als hundert malende Damen.

Das Blut war ihm im Ärger zu Kopf gestiegen, und er fühlte nun wie er sich in der Erregung eigentlich mit jedem Worte weiter von dem entfernte, was er sagen wollte, konnte, durfte.

Fräulein von Oevelhorst erhob sich, legte die Malutensilien beiseite und warf ihre Pelerine um. Er stammelte nur noch etwas von:

— Ich war wohl zu schroff. Das thut mir leid!

Sie war schon an der Thür, nickte kurz mit dem Kopf und verschwand. Er ging ihr nach, um ihr die Vorsaalthür zu öffnen, doch sie hatte bereits seine Wohnung verlassen. Pfeifend kehrte er ins Atelier zurück. Allerlei

Betrachtungen drängten sich ihm auf. Er dachte nach über das junge Mädchen. Immer wieder kam ihm der Gedanke, sie zu malen. Das wäre besser gewesen, als daß sie ihre Zeit verschwendete. Aber nun war es wohl überhaupt aus. Denn sie würde kaum wiederkommen. Einen Augenblick freute er sich darüber. Er ging zu den anderen Damen hinüber, ihnen mit Rat und That beizustehen.

Frau Büchsel, die Portiersfrau von Nummer achtzehn, saß den Malerinnen. Sie verdiente sich dadurch etwas nebenbei. Als der Maler eintrat, raffte sie sich auf, ein weniger verschlafenes Gesicht zu machen als bisher. Aber Fräulein Coldewey, die älteste der Damen, von der Niki immer scherzend zu sagen pflegte, er verstünde nicht, was sie eigentlich von ihm lernen wolle, da sie besser zeichne, als er selbst, erhob einen großen Lärm. Sie blinzelte über ihren auf der Nasenspitze sitzenden Kneifer und fuhr mit dem Bleistift in der Luft umher:

— Dagegen protestiere ich, Frau Büchsel! Ich hatte gerade den Ausdruck beschaulicher Schläfrigkeit festgehalten. Es fehlte mir nicht mehr viel: nun werden Sie plötzlich munter! Nicht wahr, meine Damen, Frau Büchsel, ist am charakteristischsten, wenn sie schlummert. Süß schlummert!

Die Damen lachten, und ihre Heiterkeit wuchs, als Frau Büchsel beleidigt erklärte, sie habe nicht geschlafen. Niki beruhigte sie, stellte jedoch aus den Arbeiten fest, daß die Malerinnen ohne Ausnahme des Modells Ausdruck für beginnenden oder vollendeten Schlummer gehalten. Fräulein Meyer, ein bescheidener kleiner Tituskopf mit einem Gesicht wie ein zehnjähriger Junge, hatte sogar unter ihre fast

vollendete Skizze geschrieben: „Im Gefilde der Seligen. Traumstudie nach Frau Büchsel, Viktoriastraße achtzehn.“

Als es Niki entdeckte, schämte sie sich und wollte es noch im letzten Augenblick wegwischen. Der Maler lächelte. Das hätte er dem bescheidenen kleinen Ding gar nicht zugetraut. Er besah ihre Arbeit und fand kaum etwas zu tadeln. Vielleicht „etwas hart“, aber doch nur vielleicht. Es kam wohl auf die Stimmung an, in der man es betrachtete. Und jetzt — nach der Zeichnerei des Fräulein von Oevelhorst fand er alles gut, was die Damen hier drüben machten. Sie waren zwar eine fast ausgesuchte Häßlichkeitsgalerie, aber Kopf, Herz und Hand hatte die Natur dafür bei ihnen begabt.

Und als Niki sich von den Schülerinnen verabschiedete, um in sein eignes Atelier zurückzukehren, dachte er beinahe mit einem Seufzer der Erleichterung: „Gott sei Dank, nach unserer heutigen Zwiesprache wird sie nicht wiederkommen!“

Fräulein von Oevelhorst kam nicht wieder. Am nächsten, übernächsten, am dritten Modellabend erschien sie nicht. Die folgende Woche verstrich — sie kam nicht wieder.

Zuerst hatte der Maler sich gefreut, wie er glaubte, nun aber begann ihn ihr Fehlen doch zu wundern, zu beschäftigen, zu ärgern. Zu ärgern, weil er sich in der Schuld fühlte. Er war unhöflich gegen eine Dame gewesen, und das war ihm — der immer bis zu einem gewissen Grade auf Form hielt, solange die Form nicht seine Kunst bedrohte — das war ihm peinlich.

Als wieder einmal das Figurenzeichen sein Ende erreicht

hatte und Niki allein in seinem Atelier saß, fiel ihm Veras Zeichnung in die Hand. Dabei kam ihm das junge Mädchen wieder in den Sinn, und er gestand sich, daß ihr Fortbleiben ihn doch mehr beschäftigte, als er gedacht. Sie war wirklich hübsch. Er mochte sie eigentlich doch gern. Und plötzlich stieg der Plan in ihm auf, an einem der nächsten Tage, vielleicht noch in dieser Woche, nein sogar morgen dem General seine Aufwartung zu machen und der Tochter ein Wort der Entschuldigung zu sagen.

Es wurde ihm zwar sauer, einen Besuch zu machen, aber er wollte nicht in den Verdacht der „Manierenlosigkeit" kommen, wie er sich einredete.

Der Generalleutnant wohnte in der Bellevuestraße, nicht fünfhundert Schritte von Nikis Atelier. „Millionärstraße," sagte sich der Maler, als er in das Haus trat, ein älteres Gebäude, sehr ruhig, sehr herrschaftlich. Langsam stieg er die Treppe hinan. An der Thür des zweiten Stocks stand auf kleinem Porzellanschilde über der Klingel: „von Oevelhorst". Nun erst fiel Niki ein, daß er nicht wußte, ob eigentlich die Mutter des jungen Mädchens noch am Leben wäre. Es war nie von ihr gesprochen worden, und der General hatte immer selbst seine Tochter begleitet.

Darum fragte er den Diener, ob „Exzellenz" zu Hause sei. Das konnte ja auf beide gehen. Er wurde um Namen oder Karte gebeten. Früher hatte der Maler eine Karte besessen mit dem Vermerk: „Leutnant a. D." aber nun, da er sich einen Namen gemacht, der in der Geschichte der Malerei galt, auch wenn er den Pinsel

heute niedergelegt hätte, stand nichts mehr auf dem kleinen Kartenblatt als einfach: „Nikolaus Sandtner“.

— Exzellenz läßt bitten!

Er wurde in ein Herrenzimmer geführt mit älterer Mahagonieeinrichtung, viel Bildern, einigen Waffen und einer knappen Anzahl von Büchern neben dem Schreibtisch. Niki befand sich allein. Als er sich umblickte, sah er, daß außer dem Konversationslexikon nur Schriften militärischen Inhalts vorhanden schienen. Die Bilder waren fast nur Photographien, einige wenige Kupferstiche: die drei Kaiser, der Sturm auf die Düppeler Schanzen, König Wilhelm bei Königgrätz, der Angriff des Gardekorps bei St. Privat, mehrere Offizierkorps und eine Reihe von einzelnen Offizieren. Die Namen standen mit Tinte darunter. Bei diesem oder jenem fand sich ein derb gezeichnetes Kreuz und eine Jahreszahl.

— Ah, da sind Sie! klang es. Der Generalleutnant war eingetreten. Er drückte Niki kurz und derb die Hand, wies auf einen Stuhl, bot sofort eine Cigarre an und fing selbst an zu rauchen. Dann stockte die Unterhaltung, bis es dem General einfiel, die Bilder an den Wänden zu erklären. Dazu mußten sie wieder aufstehen, und der alte Herr zeigte nun sämtliche Photographien, indem er erläuterte, wer die Dargestellten seien, wann und wo sie 1864, 66, 70 geblieben oder später den Strohtod gefunden. Endlich, ob sie noch lebten. Es schien, als sei der ganze Lebensinhalt des Generalleutnants hier, an diesen vier Wänden aufgereiht wie in einem Museum.

Da gab es „Reservebilder“, Bataillons-, Regiments-,

Brigadestäbe, ein paar Pferde, die der General besessen. Endlich auf dem Schreibtisch einige Familienbilder.

— Meine Söhne! sagte die Exzellenz und deutete auf zwei Photographien in großem Format, offenbar nicht ohne Stolz. Das eine Bild zeigte einen hübschen Dragoneroffizier, das andere einen eleganten Herrn im schwarzen Gehrock. Zwischen ihnen stand ein kleines Pastellbild einer Dame in Kleidung und Frisur der achtziger Jahre des Jahrhunderts. An der Ähnlichkeit erkannte man Veras Mutter.

— Ihre Frau Gemahlin, Exzellenz?

— Meine verstorbene Frau.

— Ah . . . so . . .

— Ich bin seit vierzehn Jahren Witwer . . .

Der Generalleutnant sagte es, wie es schien, ohne Gefühl, etwas trocken und im Ton, wie er vielleicht eine dienstliche Angelegenheit erledigt haben würde. Niki fehlte die Leichtigkeit der Unterhaltung, die ihn hätte etwas finden lassen, darauf zu antworten. Er wußte wirklich nicht, was er erwidern sollte, bis ihn Veras Bild aus der Verlegenheit riß. Der alte Herr deutete nämlich mit dem Finger darauf:

— Sagen Sie mal, aus der Pinselei ist ja nichts geworden? Es ging wohl gar nicht? Ich habe es ihr ja gleich gesagt. Das Mädchen hat eben kein Sitzfleisch, keine Geduld. Das mag in der Erziehung verfehlt worden sein, obgleich ich nicht recht weiß, wie man es hätte anfangen sollen. So 'ne Mädchenerziehung für'n Mann ist immer ein heikles Ding. Und in den Gouvernanten steckt

man am Ende auch nicht selbst drin. Da fehlt die Mutter . . . denn . . . so . . .

Während er noch weiter redete, öffnete sich die Thür, und Vera erschien. Sie trug ein anderes Kleid als im Atelier. Es dünkte dem Maler, als habe er sie noch nie so schön gesehen. Kurz und gerade ging sie auf ihn los, indem sie ihm die Hand bot:

— Sie bitten doch um Entschuldigung?

— Es thut mir leid, gnädiges Fräulein, aber . . .

Doch sie schnitt ihm das Wort ab, indem sie dem Vater ein paar Worte der Erklärung sagte, die eigentlich nichts bedeuteten. Aber der alte Herr fragte nicht weiter, sondern lehnte sich behaglich in den Lehnstuhl zurück und ließ die Tochter sprechen. Sie erzählte, wie sie nicht etwa die Malerei aufgegeben hätte, sondern fleißig gewesen sei und allerlei gezeichnet habe: die Aussicht von ihrem Fenster nach der Tiergarten- und Viktoriastraße, eine Kopie von ein paar Blattvorlagen und sogar ihr Mädchen, das sie gequält habe, ihr stundenlang zu sitzen.

Während sie sprach, sah sie der Maler an von oben bis unten, wie sie anmutig war und biegsam, wie sie sich in lebhaftem Mienenspiel bewegte. Sein Künstlerauge freute sich über die weichen, zarten Linien, über die wechselnden Lichter in ihrem schönen Haar. Er beobachtete ihre schmale Hand mit den blank geputzen, etwas langen, leicht gebogenen Nägeln und verglich sie in Gedanken mit der breiten, gemeinen, plumpen Hand des letzten Modelles, das er im Unmut fortgeschickt. Ihre dünnen Knöchel fielen ihm auf gegen die Gelenke jenes Mädchens, die ausgeschaut hatten,

als ob sie geschwollen wären. Ihr feiner, kleiner, zarter, schmaler Fuß lugte ein Stückchen unter dem Kleide hervor. Ihr Anzug war geschmackvoll und paßte wie angegossen. Das junge Mädchen saß da, als brauchte man nur die Staffelei zurechtzurücken, eine neue Leinwand zu spannen, eine Dutzend Tuben auf der Palette auszuquetschen, die Kohle in die Hand zu nehmen, und das Bild zu beginnen.

Es war an ihr nichts von Pose. Man brauchte sie nicht zu setzen — sie saß. Wenn er sie hätte malen sollen: er hätte nichts geändert. Sie bot das Bild des Eigenwillens, der Laune. Sie schaute vornehm und rassig aus bis in die Fingerspitzen. Solch ein Modell fand man eben nicht unter den berufsmäßigen, solch eins traf man nicht auf der Straße.

Sein Aufenthalt in Paris fiel ihm wieder ein. Dort gab es eher solche Klasse, dort, wo alles feiner, eleganter war, wo oft gewöhnliche Mädchen, die landläufigen Modells etwas Vornehmes hatten, den Ausdruck einer verfeinerten hohen, alten Kultur. Glückliche Franzosen! Aber er war nun einmal Deutscher, war in Berlin, und hier gab es so etwas nicht.

Das war ja sein Begehr jetzt: einmal eine vornehme, nervöse Schönheit zu malen. Hier saß sie.

Als Fräulein von Oevelhorst lächelnd fragte, wie es denn nun mit der nächsten Stunde werden solle, antwortete er sofort:

— Darf ich einen Vorschlag machen, gnädiges Fräulein?

— Nun bitte . . .

— Sie malen vor der Hand gar nicht.

— Fangen Sie wieder an?

— Bitte hören Sie: statt, daß Sie malen, male ich!

— Dann lerne ich doch nichts?

Er setzte ihr seinen Wunsch auseinander, immer halb gegen sie, halb gegen den Vater gewendet. Und da er nun eine Gefälligkeit von ihr verlangte, bat er mit beredten, herzlichen Worten.

Vera fühlte sich geschmeichelt, denn sie wußte, wie wählerisch mit Motiven er war; daß er mehrmals schon Porträtanträge zurückgewiesen, hatte sie von ihren Bekannten gehört. Sie wußte, was ein Bild von ihm galt. Sie erinnerte sich, wie ihr Vater einmal aus der Zeitung vorgelesen, daß ein Kunstfreund in Hamburg für einen Sandtner beinahe zehntausend Mark angelegt habe. Damals hatte der General geschimpft, was es für ein „Unfug“ sei, eine solche Summe für die paar Quadratfuß Leinwand ausgeben.

Nun erinnerte sich der alte Herr dessen und bekam plötzlich einen Schreck, daß er etwa dann noch das Bild hinterher zahlen sollte. Deshalb fragte er vorsichtig:

— Ja, sagen Sie mal, wie meinen Sie denn das? Wie verstehen Sie es? Nehmen Sie mir's nicht übel, mein Verehrtester, aber ich möchte kein Bild meiner Tochter haben. Ganz ehrlich gesprochen — ähnlich habe ich noch nie ein Bild gefunden. Wir hatten mal eines fürs Kasino bestellt, bei einem Reserveoffizier des Regiments, auch'n gutem Maler. Es sollte der alte Kaiser sein. Aber das kann ich versichern, ich habe eine Ähnlichkeit nicht gefunden. Partout nicht. Und unser alter Herr hat vielfach die

Gnade gehabt, mit mir zu reden, so daß ich wohl wissen kann, wie er ausgesehen hat. Außerdem ist sein ehrwürdiges Gesicht doch bekannt genug, daß man meinen sollte, es wäre ordentlich schwierig, es zu verfehlen. Aber keine Spur von Ähnlichkeit, sage ich Ihnen. Da werden Sie mir's nicht übel nehmen, wenn ich sage: die Photographie, die ist mir sicherer. Nichts für ungut, nicht wahr? Ich habe nun mal meine ausgesprochenen Ansichten!

Niki hatte zugehört, ohne eine Miene zu verziehen. Nun antwortete er lächelnd:

— Exzellenz, es soll gar kein Porträt werden. So verstehe ich's nicht. Auf die Ähnlichkeit kommt es mir gar nicht an. Nur den Eindruck möchte ich wiedergeben. Etwa: ‚Dame in Gelb' oder besser, ich habe es: ‚Dame in Violett.'

Er setzte auseinander, wie er das Bild für sich malen wolle, nur für seine Kunst, seine Auffassung, seine Befriedigung. Der General verstand nicht, was die ganze Arbeit für einen Sinn haben sollte, wenn dem Maler nichts an der Ähnlichkeit gelegen sei. Aber er sah seiner Tochter leuchtende Augen, die glückselig war, gemalt zu werden, und nur immerfort in die Hände klatschend rief:

— Das ist zu reizend, zu nett. Wenn ich nur nicht zu häßlich bin. Mein Gott, was ziehe ich denn an? Was ziehe ich denn an! Wann werden wir denn anfangen? Und dann ist ja noch eine große Frage: Wo soll denn gemalt werden? Hier? Wenn es hier sein kann, dann braucht Papa nicht immer mitzulaufen! Nicht wahr, Papa, das wäre dir doch lieber?

Der Generalleutnant war sehr dafür, wenn schon gemalt werden sollte, es hier abzumachen, um nicht in seiner Bequemlichkeit gestört zu werden. Doch Niki stimmte für sein Atelier. Dort hatte er alles bei einander, dort war besseres Licht, dort, wo er heimisch war in seinen vier Pfählen, meinte er, der Stimmung gewisser zu sein. Schließlich gab es der alte Herr zu.

Nun lief Vera sofort hinüber, um ein paar Kleider zu holen, damit ausgesucht werden könne, welches sie zu dem Bilde anziehen sollte. Keines schien dem Maler zu passen, bis sie endlich selbst ein Ballkleid vorschlug, das in seiner einfachen, glatten Form wenig Modisches hatte. Damit war er einverstanden, nachdem sie noch versprochen, von der weißen Seide alle Zuthaten zu entfernen. Der Generalleutnant fand das zwar schade, es sei nun mal mit vieler Mühe darauf genäht; es wieder anzunähen, würde nur Arbeit machen, aber Vera ging mit Eifer daran, selbst mit der Schere alles zu entfernen, was die Linien störte, deren Ungebrochenheit der Maler wünschte.

— Ist's so recht? fragte sie. Nun schämte er sich beinahe, da er die Umstände verursacht, dennoch zu gestehen, daß ihm das Ballkleid nicht gefalle. Er hatte das junge Mädchen unabläßig betrachtet, während es abtrennte, und bat nun, sie möchte das Kleid anziehen, das sie gerade trug.

— Es ist zu einfach. Es ist ein ganz gewöhnliches Hauskleid . . . meinte sie.

Doch immer in Gedanken schon malend und schon jetzt unabläßig mit dem werdenden Werke beschäftigt, antwortete er nur:

— So soll es auch sein. So wünsche ich es mir.

— Ja, was denken Sie sich dabei? Was soll es sein? Ich meine, auf welchen Hintergrund wollen Sie mich setzen?

— In einen Salon. Nicht auf eine beliebige, farbige, stumpfe Fläche, sondern in ein „zu Haus‘. In eine Umgebung, die zu der Figur paßt, die ausdrücken hilft, was ich sagen will. Die möglichst scharf meinen Eindruck wiedergiebt.

— Und der ist?

Sie blickte ihn lächelnd an. Niki ließ sein Auge einen Moment zum General schweifen, dem die Kleiderfrage langweilig geworden war, und der sich mit der Kreuzzeitung ans Fenster gesetzt hatte. Da antwortete er:

— Die vornehme junge Dame der großen Welt, die das bessere Teil erwählt hat vor den Zerstreuungen der Gesellschaft — die Sammlung, die Ruhe, den Frieden des Daheim!

— Und wie soll das . . . das ausgedrückt werden?

— Man muß es fühlen, im Gehalt, in der Stimmung, im Ausdruck der Figur.

— Und das soll ich sein?

— Gewiß.

— Und, und . . . und Sie trauen mir es zu?

— Ja.

Veras Augen leuchteten sehr stolz. Sie war sehr glücklich, von dem großen Maler gemalt zu werden. Und sie fühlte sich erhoben, daß er das hineinlegen wollte in ihre Züge. Sie meinte, es gebe ihr etwas Tieferes, als

fühle sie dadurch die Berechtigung zur Kunst, zu dem Wundersamen, Fremden, Außergewöhnlichen, das ihr Mädchenherz erfüllte in einer unbestimmten Sehnsucht.

Darum versprach sie ihm in ihrem mädchenhaft heiteren, unbefangenen Ton, indem sie ihr Gesicht in ernste Falten legte:

— Ich werde auch schön still halten, Herr Professor.

Der Generalleutnant hatte seinen Artikel beendet und legte die Zeitung beiseite:

— Hast du nun glücklich alles runtergerissen von deinem Kleide, Vera? 's ist eigentlich eine Sünde! Wenn's nur zum Gelingen hilft, dann wäre es vielleicht ein Milderungsgrund dafür, daß du's kaput gemacht hast!

4.

Die ganze Woche hindurch hatte Vera Sitzungen gehabt, aber vom Bilde war noch nicht viel zu sehen. Niki verwarf und begann von neuem, verwarf wieder und fing abermals an. Er änderte die Stellung und den Hintergrund, ließ sie einmal sitzen, dann stehen und lehnen, wendete ihr den Kopf nach rechts und links und suchte sie von vorn zu entwerfen. Nichts befriedigte ihn, und während er allein war in seinem Atelier, wenn sie mit ihrem Vater davon=gegangen der die Wache hielt und immer etwas zu lesen

mitbrachte, wobei er regelmäßig sein Nachmittagsschläfchen erledigte, dann versuchte Niki immer von neuem aus der Erinnerung an die Arbeit zu gehen.

Aber er legte die Kohle wieder aus der Hand: seine Auffassung war noch nicht reif. Er sann und sann, meinte in zeitweiser Stimmung es würde ihm nie gelingen; nahm einen Roman vor und warf sich auf den Divan, um zu lesen. Dann überkam es ihn wieder, daß er aufsprang und von neuem an die Arbeit ging, um nach einigen Versuchen davon zu lassen. Es trieb ihn auszugehen, fort aus dem Atelier. Eine große Unruhe bemächtigte sich seiner. Er lief in langen Schritten auf und nieder. Er kramte in Skizzen und Entwürfen früherer Zeit. Eine neue Leinwand warf er auf die Staffelei und stellte sein Bild unsanft in die Ecke.

Dann überlegte er, ob es nicht besser sei, Vera zu sagen, er könne sie jetzt nicht malen: es fehle ihm die Stimmung. Aber da schämte er sich, wankel- und schwachmütig zu sein, wie ein weicher, schwacher Künstler, der sich werfen ließ von seiner Kunst, statt sie zu zwingen mit starker Hand. Er dachte an die unendliche Arbeit, die er in seinem Künstlerleben geleistet, an die Tage und Wochen, da er nicht ausgegangen war, um sein Werk zu bewältigen. Ein leiser Stolz, eine schwache Befriedigung durchströmte ihn, wenn er sich vergegenwärtigte, daß er bis heute noch immer Sieger geblieben, daß er noch jedesmal das Werk erzwungen hatte, das in seiner Seele gewachsen, in seinem Hirn entworfen, mit seiner Hand geformt worden.

Er war ein Könner, er konnte seine Kunst zwingen.

Nur die Wehen waren immer hart und schwer gewesen, so lange er zurückzudenken vermochte.

Da kam neuer Mut über ihn, und er fühlte sich seines Sieges gewiß. Er wischte seinen letzten Versuch lachend von der Leinwand fort, schleppte alle begonnenen Skizzen und Entwürfe herbei, stellte sie auf und wählte die aus, die für die Zeichnung den besten Anhalt boten. Dann schob er sich einen Stuhl zurecht, nahm eine Cigarette und bereitete sich eine Tasse Thee, worauf er in seinem Junggesellenhaushalt immer eingerichtet war. Nun setzte er sich und begann zu sinnen und zu träumen. Er träumte von seinen Bilde.

Draußen sank die Dunkelheit nieder. Es ward finster im Atelier. Aber immer heller und klarer ward es in der Seele des Malers. Sein Werk gewann Licht und Farbe, erhielt Umrisse und Schärfe in seinen Gedanken, vor seinem Auge, und beim Schein der Lampe ging er an die Arbeit, in großen Linien festzulegen, was er geschaut, Er wurde immer sicherer, er arbeitete immer schneller, zuletzt mit fieberhafter Eile und fliegender Hand. Sein Atem ging schneller, ihm röteten sich die Wangen. Es ward ihm zu heiß. Er warf den Rock ab, doch die innere Aufregung und Bewegung blieb.

Endlich meinte, er, fertig zu sein, und schleuderte die Kohle in die Ecke. Die Farbe sollte erst bei Tage kommen, nach dem Leben. Jetzt galt es, nur den Gedanken zu halten.

Nun stand Vera vor ihm drüben auf der Leinwand, wie er sie sich gedacht im weichen Schwung der Linien,

vornehm, rassig bis in die Fingerspitzen hinein und dabei doch bescheiden still, als die, die das bessere Teil erwählt, wie er es genannt.

Niki trat an das Fenster und blickte durch die große Glasfläche, die alles Licht einließ, das nur die Natur draußen wiederstrahlen konnte, hinaus in die Stille des Abends. Und ein großes, tiefes Gefühl der Befriedigung überkam ihn: das Bewußtsein der Schöpferkraft. Allmählich legte sich seine Erregung, die Fieberröte wich von seinen Wangen, seine Pulse schlugen ruhiger. Es begann ihm kühl zu werden, und er zog seine Jacke wieder an. Dann stellte er die Bilder beiseite und warf sich aufs Sofa, der Länge nach auf den Rücken.

Er fühlte sich glückselig in der Einsamkeit seiner Klause. Er reckte sich und dehnte sich mit offener Weste und wild herumhängender Krawatte. Er dachte: Gott sei Dank, daß mir niemand etwas zu sagen hat, daß ich mein freier Herr bin, zu thun und zu lassen auf dieser weiten Welt, was mir beliebt. Er rieb sich die Hände. Er paffte den Rauch seiner Cigarette von sich und schleuderte den Stummel auf den Teppich. Wenn er anglimmte, so war Wasser da zum Löschen, und ein Loch schadete der Schönheit des Gewebes nichts, dann sah man doch wenigstens, daß es keine „gute Stube" war, sondern das Heim eines Künstlers.

Und doch kam ihm wieder der Gedanke, der sich ihm in letzter Zeit oftmals aufgedrängt: Wenn du nicht allein wärst, wenn du ein Wesen hättest, das dich verstünde, das mit dir fühlte und lebte, das dich liebte, wie du es liebtest!

Veras Bild stand ihm vor der Seele.

Aber das war ja Unsinn. Die würde er doch nicht bekommen. Aber er zog es ernstlich in Erwägung. Es machte ihm Freude, daran zu denken. Nur befürchtete er, sie würde nicht wollen. Der Vater könnte etwas einzuwenden haben. Fräulein von Oevelhorst und dabei eine gute Partie offenbar — die würde wohl irgend ein Gardekavallerieoffizier wegschnappen, aber nicht Niki Sandtner, der Kunstmaler. Dann dachte er an seine alte Mutter, die verwitwete Posträtin Sandtner, die draußen in Schöneberg bescheiden von ihrer kleinen Pension lebte. Ob sie zusammenstimmen würde mit solcher Schwiegertochter?

Niki hatte die Mutter nicht gesehen, seitdem er begonnen, Veras Bild zu entwerfen. Er war immer gut gegen die alte Frau gewesen, das Beste, das er auf der Erde besaß. Nun fiel es ihm aufs Gewissen, daß er sie vernachlässigt hatte. Er schaute nach der Uhr. Es war knapp sieben. Da ging es noch mit der Zeit. Er wollte hinaus und sein Mütterchen besuchen.

In dem Augenblick klingelte es, der Maler dachte, es könnte etwa Vogelsang sein, und den wollte er heute abend nicht sehen. Der kam ja doch nur, um ihn zu einer Bummelreise abzuholen. Das paßte nicht in seine schöpferfrohe Stimmung. Er lauschte hinaus, als seine alte Aufwartefrau öffnete.

Da klang auch schon von draußen eine helle lachende Stimme:

— He, junge Frau, ist der Dachs in seinem Bau? Oder ausgefahren? Schwindeln Se bloß nich. Da hängt

der Hut. Also nu vor allen Dingen besorgen Se mal was Feines zu schnabulieren. Wir haben alle mächtigen Appetit!

Man konnte jedes Wort durch die Thür verstehen. Nikis Züge wurden heiter. Er ging den Eintretenden sofort entgegen, und das Atelier tönte wieder von Lachen und Geschrei.

Ludwig Gerstenstock, der Bildhauer, trat zuerst ein. Er war es, der den Lärm vollführt. Dann folgten die beiden anderen: Gumpinger, der Maler, und Fritz Kühn, der Schriftsteller. Sie fielen sofort über Niki her, umarmten ihn, drückten ihm die Hand und äußerten laut und ausgelassen ihre Freude, den alten Freund noch getroffen zu haben. Ohne lange zu fragen, warfen sie Hüte und Mäntel ab und machten es sich bequem, indem sie sich setzten, Cigaretten nahmen und zwanglos, wie sie untereinander verkehrten, etwas zu trinken und zu essen verlangten.

Hinter ihnen drein war eine eigenartig schöne junge Frau eingetreten, groß, schwarz, etwas massig, mit einem beinahe tadellos griechisch antiken Gesichtsschnitt, dem in seinen regelmäßigen, wie in Marmor gehauenen Linien nur der Ausdruck fehlte. Sie begrüßte sich kurz mit Niki, der an ihr vorüberging, um Abendessen zu bestellen. Dann nahm sie bescheiden, ohne ein Wort zu sprechen, neben dem Bildhauer Platz.

Die Künstler warteten ihres Wirtes Rückkehr ab, stumm rauchend. Nur Kühn, ein kleiner, schmächtiger Mensch mit großer Nase, meinte in seiner trockenen Weise:

— Nun bin ich bloß neugierig, ob wir nur kalten Aufschnitt kriegen, oder ob er sich nobel macht, der alte gute Niki.

Als der Maler wieder eintrat, fing der Lärm von neuem an. „Fritz hat eben ein Rätsel aufgegeben!“ meinte lachend Franz Gumpinger, dessen dichtem Lockenkopf und spitz geschnittenem Vollbarte man den Maler ansah. Niki trat heiter lächelnd unter seine Freunde:

— Ein Rätsel? Na, da schießt mal los.

— Ach Gott, nichts Besonderes. Wir rieten bloß, was es zu essen geben würde. Ob — was Gutes. Niki, du hast ja so viel Geld jetzt! So viel Geld! Immer Aufträge und immer verkaufst du was!

— Es ist nicht so schlimm! meinte der Maler abwehrend, indem er Platz nahm zwischen seinen Freunden. Gerstenstock fing an zu erzählen, laut und lärmend nach seiner Art, mit seiner hellen Stimme, die immer zu lachen schien. Er berichtete, wie eine Kommission zu ihm gekommen sei aus Brennberg a. O., um ein Medaillonbildnis ihres verstorbenen Bürgermeisters Meyer zu bestellen, den er natürlich nie zu seinen Lebzeiten gesehen. Als einzigen Anhalt hätten sie eine kleine Gruppenphotographie mitgebracht, bei deren Aufnahme der selige Bürgermeister in etwas vergnüglicher Stimmung gewesen sein müsse. Nun fragte der Bildhauer die Freunde um Rat, ob er den Auftrag annehmen solle.

Gumpinger, ein schlanker, auffallend schöner Mensch, beinahe ein Apollokopf, meinte verächtlich, der Bildhauer müsse ablehnen. Er dürfe nur seinem Genius nachgehen, ein solcher Brotauftrag sei einfach entwürdigend. Gersten-

stock wollte sich wehren. Es schien, als neige er doch zur Annahme, aber Niki fand auch, das dürfe Gerstenstock nicht übernehmen. Er könne doch unmöglich mit Lust und Liebe, mit Begeisterung an die Arbeit gehen.

Da ereiferte sich der Bildhauer:

— Ja, das ist ganz schön und gut mit dem idealen Standpunkte, aber man will doch auch leben. Unser Material ist verdammt teuer. Ihr Maler habt gut reden, aber wir verkaufen eben nicht so leicht, wenigstens ich nicht, weil ich aus dem Vollen schöpfen will. Weil ich große Sachen machen will. Tanagra und solchen Dreck — jawoll, den könnt ihr euch uf'n Schreibtisch stellen oder in'n Glasschrank. Aber ich will Lebensgröße! Lebensgröße mindestens! Was sage ich überhaupt. Ich brauche kolossale Verhältnisse, um mich auszuleben. Und ausleben will man sich doch! Sonst soll doch gleich die ganze Geschichte dieser und jener holen!

Dabei war er aufgesprungen, reckte sich zu seiner ganzen Größe auf, ballte die Fäuste und schlug schließlich mit der breiten, mächtigen Bildhauerhand auf den Tisch, daß die Cigaretten aus dem Kasten in die Luft sprangen.

Keiner hatte eine Miene verzogen. Sie kannten diese Art des großen, leicht erregten, genialen Kindes, das Gerstenstock war. Sie wußten, daß das bescheidene, klassisch schöne Wesen an seiner Seite „sein Modell," das er in einer Anwandlung von Gutmütigkeit und Schwäche vor ein paar Jahren geheiratet hatte, wie ein Bleigewicht an dem Künstler hing, dessen Talent es nicht faßte, dem es nur seine Glieder leihen gedurft zum Schönheitstraum der

„Freia mit den Äpfeln". Die hatte ihm mit einem Schlage seinen Namen erworben, aber nun mochte er sich nicht wiederholen. Jetzt wollte er „Männer machen". Zwei Ringkämpfer, die sich mit aller Kraft ihrer Riesenleiber umgriffen hielten, harrten des Käufers. Die silberne Medaille hatte er zwar auf die Gruppe bekommen, aber erworben hatte sie niemand. Und die Frau, die nichts weiter verstand, als schön zu sein, war ihm keine helfende Genossin, sondern verteuerte ihm nur unpraktischen Sinnes das Brot.

Jetzt blickte sie scheu zu Boden und mochte das Auge nicht wieder heben, als ihr Riese fortfuhr:

— Das Niederziehende ist ja eben doch, daß man leben muß. Leben ja und Miete blechen und Material und Fracht und Essen und Frau . . . Ach . . . Kinder, damals in Paris, das war doch schön! Da hatte man zwar auch nichts, aber man war am Ende jünger, fing, erst an, und . . . und . . . war allein . . .

Doch weiter durfte er nicht reden. Niki dachte an das arme Ding, das ihres Mannes Sehnsuchtsschrei nach Allein-sein mit anhören mußte, ohne ein Wort erwidern zu dürfen. Er empfand Mitleid, obwohl das ruhige, stille Wesen dort drüben eben wohl nicht Hirn und Nerv genug besaß, um den tiefsten Sinn der Rede empfinden zu können.

Niki meinte gutmütig:

— Dicker, du weißt, daß es mir jetzt gut geht, besser als ich's verdiene. Also, na, du weißt auch, wo ich wohne und wann ich zu treffen bin.

Der Bildhauer hatte sich langsam wieder hingesetzt und antwortete nun beinahe etwas beschämt:

— So habe ich's ja gar nicht gemeint!

Das Thema wurde verlassen; es hatte draußen geklingelt. Der Laufbursche eines nahen Restaurants erschien mit der alten Aufwartung zugleich, und das Abendessen wurde aufgetragen. Jeder hatte eine Portion von seinem Lieblingsgerichte bekommen. Gerstenstock: Rostbraten, Gumpinger: ein Wiener Schnitzel, und der kleine Schriftsteller: Hammelkotelett. Als der Wein nun eingeschenkt war, schien Ruhe und Frieden wieder hergestellt.

Der schöne Gumpinger hob sein Glas. Er ward sehr ernst, und seine Blicke ruhten innig auf Niki, als er sprach:

— Kinder, hört mich mal an. Ob wir mit dem Pinsel arbeiten, mit Modellierholz oder mit der Feder: Künstler sind wir alle miteinander. Und ich denke, die Kunst bleibt doch das Höchste, das es auf der Erde giebt. Ich meine, wenn wir keine Kunst hätten, da wär's so fad auf dieser Welt, daß man gleich alles z'sammenschmeißen möcht'. Ich für mein Teil, und ich denke, ihr alle auch, möchte gar nicht leben. Ich könnte gar nicht leben. Es müßt' ja schon zu dumm sein auf der Welt ohne Kunst. Aber eins ist sicher: die Kunst ist heilig. Ja, heilig! Und sie verlangt, daß man ihr ganz dient und keinen Gott hat daneben, daß man ihr opfern kann alles, alles. Daß man . . . kurz und gut, man soll ihr allein gehören, ihr dienen mit reinen Händen, nicht vom Wege abgehen, rechts und links. Ob es den Leuten gefällt oder nicht, ist gleich. Und wenn man hungern müßte, ist's besser, als seine Überzeugung verkaufen. Jessas . . . na ich meine eben

halt, wir wollen anstoßen, lieben Freunde, daß wir ehrliche Künstler sind und bleiben wollen! Uff!

Er stöhnte selbst als er seine lange Rede beendet. Die Gläser klirrten aneinander, dann blieb Gumpinger still sitzen und hörte den anderen zu, die bei ihrem alten Thema blieben, das sie, wenn sie einmal untereinander waren, kaum verließen.

Nach dem Essen wurden die Teller beiseite geräumt und Cigaretten angesteckt. Niki schickte die alte Aufwartung schlafen. Es war im Atelier von den drei brennenden Lampen heiß geworden, und der Bildhauer zog seinen Rock aus. So war es ihm am bequemsten. Im Laufe des Gespräches kam wieder die Rede auf das Denkmalsanerbieten aus Brennberg a. O., und jetzt war Gerstenstock fest entschlossen, abzulehnen. Er nahm einen Bleistift, die weichste Nummer, lang gespitzt, und begann auf dem Tischtuche, das liegen geblieben war, zu zeichnen. Das Medaillon wollte er entwerfen, wie er es der Kommission vorzulegen gedachte. Die Spitze brach ab, und er klemmte das Stückchen Blei unter den Nagel.

Sein Bildnis des Bürgermeisters, der ein weinseliges Lächeln auf den Lippen trug, erregte einen Sturm der Heiterkeit bei den Freunden. Die beiden Maler nahmen ihrerseits Bleistifte zur Hand und fingen an, den Bürgermeister gleichfalls auf den Tischtuche zu entwerfen, wie sie sich ihn dachten, so daß unter ihrer eifrigen Thätigkeit bald der Tisch mit den wunderlichen Köpfen weinverzückter Bürgermeister bedeckt war.

Nur der kleine Kühn, der Schriftsteller, hatte sich

nicht beteiligen können. Dafür entwarf er den Vers für das Medaillon, den Gerstenstock unter seinen Entwurf setzen sollte. Er trug ihn vor:

— Seht allhier den sel'gen Bürgermeister:
Gottlieb August Heinrich Meyer heißt er.
War der Stolz von Brennberg an der Oder,
Nun liegt er in Asche und in Moder.
Aber seine Züge lächeln heiter,
Denn: ‚In vino . . .' und so weiter und so weiter . . .

Die Freunde fanden die Inschrift sehr würdig und sehr passend. Sie wurde unter Nikis Zeichnung gesetzt, der gleich den ganzen Marmorblock mit entworfen hatte, in den das Medaillon eingelassen werden sollte.

Dann nahm der Bildhauer eine Guitarre, die an der Wand hing, und begann zu klimpern. Dazu trug er, durch Kühns Verse angeregt, französische Chansons aus ihrer gemeinsamen Pariser Zeit vor. Und nun kamen sie erst recht ins Plaudern. Nur Fritz Kühn war nicht mit ihnen gewesen, aber er kannte Paris. Da erzählten sie ihm alle drei von den dummen Streichen, die sie dort vollführt, Dinge, die er von ihnen schon ein dutzendmal gehört hatte. Nur störte das nicht die Freude. Es kamen immer wieder ein paar neue Sachen hinzu. Dummheiten, die sie gemacht, Schabernack und Ulk, ernste Arbeit, Ringen und Kämpfen um die Kunst, stille Entbehrungen, die sie erduldet, laute Freuden, die sie miteinander geteilt.

Dann ward Paris verlassen, und sie redeten von München, von bekannten oder berühmten Kollegen. Die Kunstmittel eines jeden wurden besprochen, die Auffassung,

die Technik. Ein paar Größen beim Publikum verlachten sie bitter oder herzlich, je nach dem Schaden, den der „Kitsch“ jener angerichtet. Sie fanden einen Mann mit weltbekanntem Namen, der jährlich für viele Zehntausende verkaufte, des höllischen Feuers schuldig, denn er triebe Schacher mit der Kunst, er vernichte sie, er vergifte den Geschmack.

Nun wurden sie erregt, sprangen auf und liefen im Atelier umher. Der Bildhauer ballte die Fäuste und griff mit wütender Gebärde in die Luft, als wolle er den Schuldigen mit eignen Händen erwürgen.

Da packte den schönen Gumpinger auch die Wut, und er behauptete:

— Jeder Künstler, ich sag's euch, jeder, der viel verkauft, is ist ein ‚Kitschmaler‘ schon an und für sich, denn das Publikum versteht doch nix und kauft nur Mist und Schund. Es kauft nun mal nix Gutes. Vielleicht mal aus Zufall fällt einer auf eine gute Arbeit. Aber ich sag's euch, Kunst wird eben nicht verkauft, ist unverkäuflich. Ich sag's euch.

Doch Niki meinte, nun ein klein wenig erregt werdend:

— Hör' mal, Franzel! Aber ich verkaufe ganz schön. Sehr schön! Da müßte ich auch ein Kitschmaler sein!

— Aber, aber, wo denkst du denn hin?

— Du sagst es doch eben!

— Aber nein! Fällt mir nicht ein! Wenn du verkaufst, so ist das halt ganz etwas Anderes. Und du richtest dich doch auch nicht ein, daß du malst, wie's das Publikum gern hat.

Sofort antwortete Niki erregt, heftig, entschieden:

— Nein, nein, Gott sei Dank, nein! Und zuerst, wo ich auch nicht in einer anderen Manier gemalt habe als jetzt, nur vielleicht schlechter, unfertiger, da hat keine Katze ein Bild von mir haben wollen. Keine Katze! Weißt du noch, Franzel, wie sie mich aushöhnten, als ich die Studie gegen das Licht gemalt hatte, die große? ‚Der Sonne entgegen', hatte ich sie genannt. Mann und Frau schritten auf der Dorfstraße eng umschlungen gerade in die Sonnenscheibe hinein, die unterging. Und vor lauter Blendung sah man natürlich bloß Silhouetten! Da behaupteten sie, so male der kleine Moritz in den ‚Fliegenden'. Und heute hängt's ganz still in der Hamburger Kunsthalle.

Die Freunde lachten. Das Gespräch wandte sich zum Schaffen überhaupt. Und sie konnten kein Ende finden. Vom vielen Rauchen hingen dichte Tabakwolken im Atelier. Die eine Lampe war heruntergebrannt, und die andere auf dem Tische drohte zu verlöschen. Niki pustete sie aus und steckte Lichter an. Dabei gewahrte er, wie Gerstenstocks Frau fest eingeschlafen in ihrem Stuhle lehnte. Er gab dem Bildhauer einen Wink, sie wurde von den beiden geweckt und auf einen Diван in einer anderen Ecke des Ateliers gelegt. Sie wehrte sich zwar mit der Behauptung, sie habe überhaupt nicht geschlafen, doch man hörte nicht weiter auf sie, deckte sie mit einem Tigerfell zu, das in der Nähe über einer Truhe hing, und ließ sie weiter schlafen.

Die Künstler aber steckten sich neue Cigaretten an und kehrten zu ihrem Thema zurück, das ihnen A war und O,

Anfang und Ende der Kunst. Sie redeten von der Reinheit des Künstlers seinem Werke gegenüber, wie ihm Berechnung und Spekulation fern bleiben solle. Sie verdammten den Gedanken an einen Zweck. Es müsse kommen, werden, sein wie ein Göttliches, wie eine Offenbarung. Ihre Augen glühten, ihre Stimmen erhoben sich, und jeder, der etwas vorbrachte, ward von den Freunden angehört, als gelte es, ihm mit gespanntester Aufmerksamkeit zu lauschen.

Sie wurden ernster und ernster. Sie redeten von dem Gefühl des Künstlers bei der Arbeit, von der Qual und dem Ringen der Geburt nach einer jähen, kurzen Empfängnis, da ihnen der Gedanke, der Wille, die Kraft zum Kunstwerk in die Seele gelegt ward.

Gumpinger sagte leise vor sich hin, als verriete er das Tiefste seiner Seele:

— Eigentlich arbeitet man doch nur für sich, für sich allein!

— Aber man will Anerkennung! Man will ans Licht mit seiner Arbeit! meinte Niki dagegen. Als die anderen nicht sofort zustimmten, fragte er den Bildhauer:

— Möchtest du 'was machen, das nie ein fremdes Auge sähe?

Der Riese schien mit sich zu kämpfen, dann meinte er dumpf mit einem scheuen Blick zum Lager hinüber, wo seine Frau schlief:

— Kinder, wenn man allein wäre auf der Welt! Ganz allein. Weiß Gott, dann möchte ich wohl was schaffen, einzig für mich. Und keines lebendigen Menschen Auge dürfte es sehen. Und es müßte das Beste sein, das

ich je gemacht. Und es müßte ... es müßte ... ach ... man müßte alles hineinlegen, alles, was da drin sitzt im Herzen ... Das wäre doch dann das Größte, das Schönste und Beste, was ich je gebildet hätte ...

Er konnte nicht weiter sprechen: die Rührung hatte ihn übermannt. Er war sehr ergriffen und bedeckte sein Gesicht mit den Händen. Als eine Pause eintrat, fing der kleine Kühn an zu erzählen, wie einmal der größte französische Novellist, der unglückliche Guy de Maupassant, etwas Ähnliches geäußert haben sollte. Er hätte gesagt, wenn man ihm eine genügende Rente zusichern könnte, so würde er niemals wieder etwas drucken lassen. Aber arbeiten doch. Er würde ein Buch schreiben, ein einziges Buch, um darin alles niederzulegen, das ihn je bewegt. Und dieses Buch würde nie fertig werden, denn immer arbeitete er wieder daran. Keinem möchte er es zeigen. Und wenn er einmal stürbe, so sollte es vernichtet werden — ungelesen.

— Das ist der Stolz des Künstlers! — sagte Niki langsam, während Gumpinger ein mitleidiges Gesicht zog:

— Aber der Pöbel würde so etwas nie verstehen.

Der Schriftsteller bestätigte es:

— Das Alleinsein verstehen sie nicht. Die Einsamkeit hat nur der Einsame begriffen. Den meisten wohnt eben doch der Herdentrieb inne. Sie langweilen sich allein. Sie fürchten sich allein. Sie müssen den Gedanken entfliehen. Die Schafe gehen in Herden. Nur der Löwe ist allein. Der Künstler ist allein. Und wie der ‚Volksfeind‘ sagt: ‚Der stärkste Mann der Welt ist der, welcher allein steht!

Niki rief plötzlich:

— Aber wenn man ein Weib fände, das man liebte, wie sie einen liebte, und das einen verstünde?

— Ja . . . wenn . . . wenn . . . — klang es von den Anderen zurück.

Gerstenstock wendete den Kopf zu seiner Frau, und ein bittres Lächeln zog seine Lippen zusammen. Sie schlief und atmete geräuschvoll. Er sprach:

— Das ist wie das große Los. Einer gewinnt's und Millionen nicht. Die Partie ist ungleich. Besser schon . . . bah . . .

Da fuhr der schöne Gumpinger in die Höhe:

— Jessas, Maria und Josef! Wißt ihr denn, wieviel Uhr 's is?

— Nun?

— Halb drei!

Sie standen auf und griffen nach ihren Mänteln. Die Frau wurde geweckt und warf sich fröstelnd die einfache Pelerine um; es wurde nicht mehr viel gesprochen. Die Freunde gingen still mit kurzem Händedruck davon. Einen Lichtstummel und den Hausschlüssel bekamen sie mit.

— Ihr schickt oder bringt ihn mir morgen wieder. Dann brauche ich nicht mit die Treppe himmter zu gehen!

Niki war allein. Er trat an die Fensterwand und öffnete ein paar Scheiben, daß der Rauch abzöge. Von draußen blendete der Schnee herein, auf den die Mondstrahlen fielen. Die Nachtluft schlug dem Maler entgegen, kalt und erfrischend. Ihm brummte der Kopf von all dem Schwatzen die vielen Stunden hindurch.

Nachdenklich fühlte er mit der Hand an die Brusttasche, wo er ein paar Banknoten im Notizbuch trug. Beim Weggehen hatte er dem Bildhauer etwas gegeben, damit er besser leben könnte. Jetzt freute er sich darüber. Er selbst hatte mehr als genug, und der Freund sollte seine Kunst nicht verkaufen um des Brotes willen.

Armer Kerl! Sein Schicksal that ihm in der Seele weh. Er sann, wie ihm zu helfen wäre. Doch Gerstenstock war auch wirklich blind in sein Unglück gerannt. Alle seine Freunde hatten ihm damals gesagt:

— Heirate sie nicht. Es hat keinen Zweck. Ihr hilfst du nicht, und es ist dein Unglück. — Niki wußte, daß seitdem des Bildhauers Schöpferkraft nachgelassen. Der Künstler starb am Weibe.

Und doch, wenn es die Richtige war . . . wenn . . . wenn . . . Da würde, da müßte sein Leben erst beginnen, er erst zum ganzen Manne werden. Je bedeutender der Mensch, je mehr er das Leben kennen gelernt, desto größer der Künstler. Schließlich lag doch die Hälfte des Daseins in der Ehe, am eignen Herd, in der Familie.

Wenn er die Richtige fand, wuchsen mit ihr sein Horizont und seine Kunst. Wenn . . .

Dann nahm sie teil an seiner Arbeit, stützte ihn und half, gab ihm Sicherheit und Frieden, Glück . . . Glück . . . Ach, er sehnte sich ja so nach Frieden und Ruhe, nach stillem Glück und heiterer Seligkeit.

Alles Sinnen und Sehnen der Menschen auf dieser Erde gipfelte doch in der Liebe.

Er wußte, wer sie war. Er wußte es bestimmt.

Sie war ihm vom Zufall — ohne daß er sich um sie bemüht — in die Arme getrieben. Nun wollte er sie fassen und halten und fragen, ob sie bei ihm bleiben wollte und sein Leben teilen? Nicht das Leben eines geräuschvollen Hauses der großen Welt: das Leben, das ihm das schönste dünkte, das stolzeste, erste, das da geht über alles Sein der Großen der Erde, die Orden tragen, auf die Ehren gehäuft: das Leben des stillen, ernsten, schöpferstarken Künstlers.

5.

Nun kam die langsame Arbeit, das Bild, dessen Linien standen, auszuführen. Jeden Tag mußte jetzt Vera kommen. Ein einziges Mal fehlte sie, und der Diener erschien mit ein paar flüchtigen Zeilen: der Ball am Abend vorher liege ihr noch in den Gliedern. Er möchte sie entschuldigen, dafür bliebe sie das nächste Mal länger als gewöhnlich. Und heute gerade hoffte Niki fertig zu werden.

Es war ihm bis jetzt noch nicht ein Wort über die Lippen gekommen, denn erst sollte sein Werk vollendet sein. Wenn er sie einmal gefragt hatte, war es mit dem Malen vorüber. Durch seine Arbeit mußte er sie sich verdienen. War einmal die Entscheidung gefallen dann wurde doch nichts mehr fertig, falls sie ihm ihr

„Ja“ gegeben. Sagte sie aber „Nein,“ so war es selbstverständlich, daß er den Pinsel aus der Hand legen mußte, da sie ihm nicht wieder sitzen konnte.

Er hatte Augenblicke, wo er sehr kleinmütig war und sich vor der Aussprache mit Vera fürchtete. Aber wiederum kam ihm dann das Bewußtsein des eignen Wertes: keine Einbildung, keine Selbstüberhebung, sondern die ruhige Sicherheit des in sich gefestigten Künstlers, der zwar weiß, daß er noch Arbeit vor sich hat, daß er nie auslernen kann aber doch weiß, daß er etwas kann und etwas gilt in seiner Kunst.

Sie war ja zu ihm gekommen wegen des Namens, den er sich gemacht. Von dritten hatte er gehört, daß sie mit Stolz erzählt, wie sie Schülerin von Nikolaus Sandtner sei, daß sie ihm sogar zu einem großen Bilde sitze. Aber ob das genügte seinen bürgerlichen Namen zu überwinden, ob der militärische Vater die Ehe mit einem Künstler gern sehen würde — — — — — — — ?

Da sagte sie, einmal als sie ihm saß — er hatte sie selbst gebeten, während der Sitzungen zu sprechen, um die Ermüdung der Züge zu bannen — in einem fast kindlichen Tone:

— Ach, wenn Sie eine Ahnung hätten, Herr Professor, wie viele meiner Freundinnen mich jetzt beneiden!

— Das glaube ich schon, Ihnen fehlt ja nichts zum Glück!

— Nein, so meine ich's nicht!

— Wie denn?

— Nun, weil Sie mich malen!

Er wollte bescheiden thun und entgegnete mit einem Blick auf den Generalleutnant, der in einer Ecke die Zeitung las:

— Die ganze Malerei ist bloß eine Tortur für Ihren armen Herrn Vater. Und passen Sie einmal auf, wenn das Bild erst fertig ist, wird die Freude am Ende gar nicht so groß sein.

— Warum?

— Weil Sie es nicht ähnlich finden werden.

— Wenn Sie es malen?

— Bitte, gerade darum. Ich will gar nicht jeden kleinen Zug Ihres Gesichts festhalten. Mir ist der Eindruck die Hauptsache. So, wie ich Sie mir denke, wie Sie mir erschienen sind, möchte ich Sie festhalten.

Vera schlug die Augen zu Boden:

— Wie bin ich Ihnen denn erschienen?

Wieder warf Niki einen Blick zu dem alten Herrn hinüber, der jedoch nicht auf sie achtete. Aber er wollte es jetzt noch nicht sagen. Erst mußte das Bild fertig sein. Darum fragte er Vera:

— Haben Sie heute noch vielleicht eine Stunde für mich Zeit?

— Papa muß ins Kasino am Pariser Platz. Er hat jemand eingeladen: einen alten Kameraden.

— Das ist schade, denn sonst wäre ich fertig geworden. Es handelt sich nur noch um ein paar Kleinigkeiten.

Da legte der General seine Zeitung fort, sah nach der Uhr, stand auf und näherte sich dem Maler:

— Es ist soweit. Sogar zwei Minuten schon drüber.

Also Schluß für heute. Ist es Ihnen recht? Vera, mach' dich fertig. Aber 'n bißchen dalli, Kind, dalli, daß wir die versäumte Zeit einholen.

Doch das junge Mädchen schien nicht zum Gehen bereit. Sie ging zu ihrem Vater, schmeichelte ihm, nahm seine Hand und stellte ihm mit bewegten Worten vor, wie es sich nur noch um einige Pinselstriche handele — dann sei das Bild fertig. Der Gedanke, auf diese Art von der Unbequemlichkeit dieser Sitzungen enthoben zu sein, die ihm in seinem regelmäßigen Lebenslauf sehr störend waren, leuchtete ihm ein, aber er ließ seine Tochter ungern allein. Er mußte gehen, da gab es keinen Zweifel, denn er konnte seinen Gast nicht warten lassen. Da überlegte sich der alte Herr, daß Vera doch schließlich bei den Malstunden auch allein geblieben war. Wenn er es auch nicht gerade für besonders schicklich hielt, so kannte er sie doch genügend um zu wissen, daß ihr nichts Unangenehmes zustoßen konnte. Zudem war der Maler Offizier gewesen.

Das Stück Selbstsucht und Bequemlichkeit, das in dem alten Herrn steckte, siegte, und er gab seine Zustimmung, daß Vera bliebe. Um sein Gewissen zu entlasten, versprach er den Diener zu schicken, der das junge Mädchen abholen sollte.

Dann drückte er Niki freundschaftlich die Hand, gab seiner Tochter einen Kuß auf die Stirn und entfernte sich, ohne auch nur mit einem Blick das nun bald fertige Bild, das ihm kein Interesse einflößte, betrachtet zu haben. Er würde es ja zeitig genug in Augenschein nehmen können,

er mußte erst feststellen, daß, für seine Person wenigstens, von einer Ähnlichkeit nicht die Spur vorhanden sei, denn so würde es ja doch kommen!

— Nun aber fix! — rief Vera mit einem kleinen Freudenschrei und ging in ihre Stellung zurück, während Niki die Palette nahm und mit einem breiten Pinsel in die Farben fuhr. Dann wurde kein Wort mehr gesprochen. Er arbeitete schnell; unausgesetzt die Blicke zwischen Vera, Leinwand und Palette. Ab und zu trat er, seine Arbeit musternd, ein paar Schritte zurück.

Je näher er dem Ende kam, desto sicherer wurde er in seinem Entschlusse, jetzt mit ihr zu sprechen. Nur Zeit mußte ihm dazu bleiben, ein klein wenig Zeit. Darum arbeitete er mit größter Kraft, so intensiv, schien es ihm, wie er noch nie in seinem Leben gearbeitet hätte. Aber jeder Strich saß.

Plötzlich überkam ihn das Bewußtsein: wenn er jetzt noch einen Strich machte, könnte er nur noch verderben. So, wie es jetzt dort auf der Leinwand stand, war es fertig. Und es war gut. Sein Werk schien ihm gelungen. Kopf und Herz noch glühend von der Arbeit, fühlte er sich zufrieden mit seiner Leistung.

Er legte, ohne ein Wort zu sprechen, die große Palette mit dem Regenbogen von Farben auf einen Stuhl, das Bündel Pinsel daneben und atmete tief auf. Nur den Pinsel, mit dem er den letzten Farbentupfen gesetzt, behielt er in der Hand. Nach einem alten Aberglauben, dem er seit seinem ersten Bilde gefolgt — schon damals, als er noch Schüler der Akademie gewesen — nahm er ihn in

beide Hände und knickte ihn mitten durch. Die Stücke warf er in die Ecke. Keiner mehr sollte damit malen. Es dünkte ihm wie der Meisterspruch beim Bau, wie die zerschellte Flasche bei der Taufe des Schiffes.

Vera sah ihm erstaunt zu:

— Was machen Sie da?

— Ich bin fertig.

— Ganz fertig? — rief sie jubelnd. Mit dem gleichen Glückston in der Stimme gab er nun zurück:

— Ganz fertig.

Da sprang sie auf und fragte, ob sie das Bild betrachten dürfe. Er freute sich darüber, und sie trat an seine Seite. Erwartungsvoll und ängstlich blickte er sie an was sie zu seiner Arbeit sagen möchte. Zuerst meinte er Erstaunen in ihrem Gesicht lesen zu sollen, dann war es ihm, als bewundere sie das Werk, und er wartete gespannt auf ihre ersten Worte.

Vera fand das Bild unbegreiflich schön. Solche tiefe Stimmung lag darin, Ruhe und Andacht. Es war ihr, als könnte sie gar nicht diese zarte Mädchengestalt selbst sein, die dort in halber Dämmerung am Fenster lehnte, mit leiser Hand den Vorhang greifend, um ihn zuzuziehen, daß kein Strahl der Außenwelt in ihr stilles Heim eindränge. Auf dem Tisch vorn im Bilde brannte schon die Lampe. Eine Handarbeit schien auf die zu warten, die dort neben ihrem Mann Platz nehmen sollte. Von ihm sah man die halbe Schulter, und ein Stück Kopf, auf den am Rand des Bildes tiefer Schatten fiel. Vor ihm lag ein Buch. Die Hand ruhte ausgestreckt auf der

Decke des Tisches, halb geöffnet in Erwartung, daß sich, die schmale Rechte seines Weibes hineinbetten möchte.

Vera stammelte nur:

— Der Mann ... da ... das ... sind Sie ja ... Sie ... Sie und ich? Wir beide ...

Er hatte auf jedes ihrer Worte gelauscht, nun sagte er mit tiefer Stimme:

— Ja, wir beide!

Sie schwieg. Er wiederholte:

— Wir beide! — Denn so dachte ich uns beide. So habe ich uns geträumt. So hoffte ich, daß es einmal werden könnte zwischen uns beiden. Ich weiß ja nicht, wie Sie denken, was Sie dazu meinen werden. Aber ich mußte es Ihnen sagen. Und ich wollte es Ihnen doch nicht eher sagen, als bis ich das Bild fertig hätte ...

Er wußte nicht mehr weiter, die Worte fehlten ihm. Wie er sie so vor sich stehen sah, nun den Blick gesenkt und eine leichte Röte auf den Wangen, da hätte er sie in die Arme schließen und ersticken mögen mit seinen Küssen. Die Sprache stockte. Was sollte er ihr denn auch jetzt sagen! Hatte er nicht alles ausgedrückt mit seinen Mitteln, in seiner Sprache: durch das Bild?

Vera schwieg. Immer dunkler färbte sie sich. Endlich senkte sie tief den Kopf und bedeckte die Augen mit der Hand. Niki wagte nicht mehr zu sagen. Es kam ihm vor, als überfalle er sie förmlich mit seiner Anfrage hier im Atelier, wo sie allein war mit ihm und nicht ausweichen konnte. Er meinte beinahe einen Vertrauensbruch gegen den General zu begehen. Darum sprach er weich:

— Sie sollen mir hier nicht antworten und nicht heute. Aber wollen Sie mir morgen antworten?

— Ja! sagte sie leise. Schweigend nahm er ihre Pelerine und legte sie ihr um, dann ging sie, ohne aufzublicken, ohne ein Wort, durch das große Atelier zur Thür. Er folgte ihr langsam. Schnell, ehe sie öffnete, — ihr Diener wartete im Flur — fragte er noch:

— Soll ich mir morgen die Antwort holen? Oder wollen Sie schreiben?

Sie schüttelte den Kopf.

— Nicht schreiben — Sie haben recht. Ich werde kommen . . .

Damit sollte es zu Ende sein, doch er konnte sie nicht gehen lassen, ohne zu fragen:

— Zürnen Sie mir?

— Nein.

— Ist es traurig für mich, was Sie antworten werden?

Schelmisch blickte sie ihn von der Seite an, als wollte sie sagen: „Wie kannst du nur so etwas denken.“ Da übermannte ihn sein Glück, und er griff schnell nach ihrer Hand, die er so genau kannte, die er tausendmal angeblickt und studiert hatte beim Malen. Er nahm ihre schmalen, feinen, langen Finger in die seinen und drückte einen glühenden Kuß darauf. Dann öffnete sie die Thür und huschte hinaus, ohne sich umzublicken.

Niki folgte ihr nicht. Er fürchtete das Auge des Bedienten draußen, dem seine Erregung aufgefallen wäre. Vor der Thür blieb er regungslos stehen und starrte wieder

auf die Stelle, wo sie noch eben vor ihm gestanden. Wie betäubt war er, wie benommen, und doch zitterte ein heißes, unsagbares Glück in seiner Seele, daß er sich nicht zu fassen wußte. Sein Herz klopfte laut. Seine Wangen waren gerötet. Ein paar Schritte trat er zurück, blickte nach dem fertigen Bilde hinüber und warf sich laut auflachend auf sein Sofa. Er begriff nicht, wie das so schnell gekommen war, wie er den Mut gefunden hatte, zu sprechen.

Daß sein Werk dort vollendet vor ihm stand, kam ihm rätselhaft vor, wie jedesmal, wenn er eine Arbeit beendet. Nun war alle Lust und Qual des Schaffens vorüber, die Zweifel und Besorgnisse, das Tasten, Irren und Suchen. Er wunderte sich darüber, wie er nur im geringsten im Zweifel hatte sein können, ob dieses so sein müsse oder so. Es mußte eben ganz genau so sein, wie es dort stand. Ein Zweifel erschien ihm ganz ausgeschlossen. Wie hatte er sich nur so quälen können! Die ganze Antwort war doch eigentlich so unsäglich einfach, so ganz selbstverständlich.

Und selbstverständlich war es doch auch, daß er sie hatte fragen müssen. Selbstverständlich, daß sie so geantwortet. Es wäre ja gar nicht auszudenken gewesen, wenn sie eine andere Antwort gegeben hätte. Sie gehörten ja zu einander, sie mußten zu einander kommen. Sie waren für einander bestimmt.

Aber nun mußte er Luft haben. Fort aus den engen Wänden, hinaus in die Natur. Lachend stürmte er die Treppe hinab und rannte seine alte Aufwartefrau die keuchend mit einem Kohleneimer heraufkam beinahe über den Haufen.

— Heute brauchen Sie nicht einzuheizen! rief er ihr lachend nach. Sie antwortete beinahe erschrocken:

— Aber es ist doch bitterkalt!

Er legte sein Gesicht in ernste Falten:

— Kein Feuer keine Kohle, kann brennen so heiß ...

Weiter sprach er nicht. Die Alte kannte wohl das Volkslied nicht. Mochte sie denken, was sie wollte. Er lief davon. Erst auf der Straße mäßigte er den Schritt, und in Gedanken ging er langsamer und langsamer. Er war doch ein Glücksvogel. Es war so grausam schwer, die Rechte zu finden. Für einen Künstler ganz besonders.

Daß es die Rechte sei, dafür hatte das Schicksal gesorgt: wie ein Geschenk war sie ihm gekommen. Jedem Menschen auf der Straße hätte er es mitteilen mögen, daß nur alles teilnähme an seiner Wonne. Und als ihn ein paar Bekannte grüßten, meinte er, an sich halten zu müssen, nur um ihnen nicht zu sagen, wie in seinem armen Menschenherzen das Größte Einkehr gehalten, das einer sehnsuchtsvollen Künstlerseele begegnen mochte: das Glück erwiderter Liebe.

6.

Niki hielt es für das Beste, dem Generalleutnant von seinen Absichten Mitteilung zu machen. Veras Einver-

ständnis meinte er sicher zu sein, sonst hätte sie ihm doch nicht die Erlaubnis gegeben, des anderen Tages wiederzukommen.

Er traf den General allein zu Haus. Der alte Herr empfing ihm etwas zurückhaltend. Seine Tochter habe ihn bereits Andeutungen gemacht, und er dürfe es nicht verhehlen: er könne nicht durchaus einverstanden sein. Der General schien überaus erstaunt, beinahe erschrocken und setzte dem Maler mit großer Offenheit auseinander, was er einzuwenden hätte: einmal wisse er doch gar nichts von Nikis Familie, von seinen Verhältnissen, dann sei Vera noch reichlich jung, und endlich habe er nicht genug Vertrauen zur Stetigkeit ihres Charakters, um nicht fürchten zu müssen, sie möchte über kurz oder lang einmal anderen Sinnes werden:

— Meine Tochter ist . . . ist . . . kein Juwel, wie sie Ihnen in Ihrer jetzigen Stimmung, mein Verehrter, wohl erscheint. Ich bin kein blinder Vater, ich weiß genau, was an ihr ist, und habe Zeit genug gehabt, ihre Sinnesart zu studieren. Ob ich sie anders hätte erziehen sollen, das mag ich nicht beurteilen, vielleicht trage ich an manchem die Schuld. Aber ich glaube, im großen ist sie ihrer Mutter nachgeartet. Ich gestehe Ihnen offen, da wir nun mal über diese Sache reden: meine Ehe war eine sehr unglückliche, eine trostlos unglückliche. Das ist das Bekenntnis eines alten Mannes, der heute, nach so vielen Jahren, ohne Erbitterung darüber spricht. Wenn ich . . . Liebster . . . wenn ich das Ihnen sage, so thue ich es, weil ich Sie nun genügend kenne, um zu wissen, daß Sie

ein ernster Mensch sind. Ich habe für Ihren Beruf nicht besonders viel übrig. Das wissen Sie auch. Aber . . . lieber Freund . . . ich will mich nicht besser machen, als ich bin . . . und ich muß Ihnen sagen, es wird wohl zur guten Hälfte Mangel an Verständnis meinerseits daran schuld sein. Ich bin — nennen wir's mal farbenblind. Trotzdem erkenne ich an, daß mir Ihre Energie und Arbeitsfreudigkeit große Hochachtung eingeflößt hat. Sie haben sich ja auch wohl einen bedeutenden Namen gemacht, sagt man mir . . . sagt man mir, denn meine näheren Bekannten interessieren sich für die Malerei auch nur verhältnismäßig wenig. Also . . . hm, also es ist nichts Persönliches gegen Sie, und am Ende . . . haben Sie gedient . . . also . . .

Die Unterhaltung fand im Zimmer des Generalleutnants statt. Die beiden Männer saßen einander gegenüber, und als die Exzellenz ins Stocken kam, begann Niki, einige Angaben über seine Verhältnisse zu machen. Er erzählte von seinem verstorbenen Vater, von seiner Mutter, dem Liebsten, das er auf der Erde besaß. Er schilderte die einfache alte Frau in ihrer Selbstlosigkeit und Güte. Sonst besäße er keinen Anhang, keine Verwandten. Dann gab er die durchschnittliche Höhe seines Einkommens an. Mit Stolz nannte er die Summe von zwanzigtausend Mark, selbst verdient mit seinem Pinsel, aus eigner Kraft, nachdem er in den ersten Jahren sich durchgekämpft habe und manchesmal hungrig zu Bett gegangen sei, um das Nötige zu erschwingen für seine Farben.

Er freute sich, zeigen zu können, daß er auf keinen

Mitgift rechne, daß er sorgen würde für seine Frau ohne fremdes Dazuthun.

Der Generalleutnant hörte aufmerksam zu. Nikis einfache Worte schienen ihm zu gefallen, er nickte von Zeit zu Zeit mit dem Kopf, und sein Ausdruck wurde immer freundlicher, während der Maler sprach.

Zuletzt stand er auf und gab dem junger Mann die Hand, kurz, derb, fest:

— Sie gefallen mir. Sie sind einer der weiß, was er will. Allen Menschen bin ich gut, die Energie haben. Nun werden Sie mir auch etwas nicht übel nehmen, mein Lieber, das ich Ihnen jetzt sagen will. Ich denke mir, jemand, der Maler ist, der diese besonderen Anlagen hat, der wird wohl auch so sein, wie man's von den Malern behauptet. Kurzum, jetzt sind Sie toll verliebt. Das sieht man ja, das merkt man ja. Aber glauben Sie, daß das Bestand haben wird? Ich habe zu meiner Tochter, wie ich Ihnen sagte, kein großes Vertrauen. Sie ist ein Luftikus. Ich wiederhole es. Meinen Sie denn nun, daß Sie — Sie Ihrer Sache so außerordentlich sicher sind? Nehmen Sie mir diesen gelinden Zweifel nicht übel, bitte . . . bitte . . .

Niki schaute den alten Herrn bewegt an. Er hatte bei ihm solche Gefühlsäußerung, beinahe Herzlichkeit nicht vermutet.

Es dünkte ihm ungerecht, was der Vater über Vera sagte.

So war sie nicht. Der General sah schwarz, vielleicht durch eigne Erfahrung bitter gestimmt. Wenn ein

Mädchen ihn, Niki, nehmen wollte, der keine Äußerlichkeiten bot, dessen Leben, fern vom Getriebe der Welt, in ernster, stiller Künstlerarbeit hinfließen würde, ein Mädchen, dem gewiß sonst, da es hübsch war, liebreizend und vermögend dazu, mancher Werber in der Gesellschaft nahen würde, so mußte es Liebe sein, die sie „ja" sagen ließ.

Dem lieh der Maler Ausdruck in beredten Worten, wie sie ihm der Augenblick eingab. Er sagte, er sei nicht mehr in den Jahren, wo man sich durch einen unbedachten Eindruck überwältigen ließe. Es sei ganz allmählich in ihm gewachsen. Er habe das Bedürfnis gefühlt, ein Heim zu gründen. Vera habe sich ihm durch Zufall genaht. Und nun wisse er bestimmt, durch sie und mit ihr wolle er glücklich werden.

Einen Augenblick standen sich die beiden Männer zögernd gegenüber, dann gab der General noch einmal in seiner kurzen, derben Weise dem Maler die Hand:

— Abgemacht! Ich glaube Ihnen. Aber ich habe Sie gewarnt. Vielleicht ist es gerade gut, daß sie einen Mann bekommt wie Sie. Da wird sie häuslicher werden. Sie lief mir schon sowieso 'n bißchen viel auf die Bälle. Na, ich habe mich immer 'rumkriegen lassen. Als Vater muß man am Ende thun, was möglich ist, daß man nichts versäumt. Sonst macht man sich noch mal Vorwürfe, wenn so'n Wurm sitzen bleibt. Gott sei Dank, nun habe ich meine Ruhe!

Darauf öffnete er die Thür zum Nebenzimmer und rief:

— Vera? — Wer ist da? — Ach so, Sie sind es, Marie. — Ist das gnädige Fräulein zurück?

— Jawohl, Exzellenz!

— Sie soll mal in mein Zimmer kommen!

Während sie warteten, sagte der Generalleutnant:

— Beiläufig, daß Sie sich nicht wundern, ich war über Sie schon unterrichtet. Ehe Vera den Unterricht bekommen sollte, zog ich meine Erkundigung ein. Ein Neffe von mir, das heißt der Sohn eines Vetters, kennt Sie genau: Rittmeister von Vogelsang.

— Ach, Vogelsang? Ja allerdings.

— Und nun — Vera kommt gleich — über die Hausstandsfragen und so weiter reden wir ein ander mal. Sie haben mir eine Summe Ihres Einkommens genannt, die für Sie beide, denke ich, bequem reichen muß. Ich gebe meiner Tochter etwa den dritten Teil davon. Sie werden also mehr als zu leben haben.

Da that sich die Thür auf, und Vera erschien. Sie stürmte ins Zimmer mit dem Rufe:

— Papa, was willst du denn? — Ach so . . .

Als sie Niki gewahrte, blieb sie an der Thür gebannt stehen und wagte nicht aufzublicken. Nur heftig atmete sie. Der Generalleutnant schmunzelte über das ganze Gesicht, deutete auf den Maler und sagte:

— Da ist er, Vera. So, nun könnt ihr euch aussprechen. Ich habe nichts mehr dagegen. Aber — das bitte es mir ganz dringend aus — mündlich!

Damit verschwand er ins Nebenzimmer und schloß hinter sich die Thür.

Niki war zuerst ganz fassungslos, so plötzlich der Geliebten gegenüber zu stehen. Er konnte es fast nicht begreifen, daß nun alles schon so weit sein sollte. Aber als er sie in allem Liebreiz ihrer Verlegenheit vor sich stehen sah, da trat er auf sie zu, nahm ihre Hände in die seinen und sprach mit tiefster Bewegung:

— Ich danke, danke dir tausendmal! Ich bin so glücklich. So glücklich.

Und er umfing die schlanke Mädchengestalt.

Ihre Köpfe schmiegten sich aneinander. Er strich ihr leise über das blonde Haar, während er unausgesetzt sprach:

— Ich danke dir! Ich danke dir tausendmal!

Schauer der Seligkeit überrannen ihn. Er schloß die Augen und überließ sich ganz seinem Glück. Er fühlte sich so frei, so der Erde enthoben, so stark und kraftvoll dabei, wie jedesmal, wenn er ein neues Werk vollendet, an dem er gearbeitet mit Anspannung aller Nerven. Er hatte das Bewußtsein, als durchlebe er in diesen Augenblicken Jahre, als reife er in Sekunden, als würde er nun erst ein ganzer Mann auf den Höhen des Lebens und der Kunst.

Er wollte nicht sprechen. Er erwartete kein Wort von ihr.

Das war die höchste Feierstunde seines Lebens, wie sie nie wiederkam, wie sie den Menschen nur einmal gegeben ward. Und er, der starke Künstler, der mit seiner Kunst rang, der ihr befahl, sagte sich, er werde das Glück zwingen, wie er es sich heute erobert. Zwingen, ihm treu

zu bleiben, solange er das Dasein teilte mit dieser, die er in seinen Armen hielt.

Da nahm er ihren schönen, zarten Kopf in seine Hand, blickte ihr starr in die Augen und fragte mit bebenden Lippen:

— Vera, hast du wirklich den Mut und den Willen, die Frau eines Künstlers zu werden?

Sie nickte und sah ihn selig an.

— Vera, weißt du auch, was das bedeutet? Weißt du, daß du teilen mußt Freud und Leid? Daß du die Schaffenskämpfe mitkämpfen mußt? Das du mich aufrichten mußt, wenn ich einmal verzage, daß du die Werke entstehen sehen wirst von den ersten Anfängen bis zur Vollendung? Vera, die Kunst ist schwer! So unsagbar grenzenlos schwer! Weißt du, daß es schwer ist, die Frau eines Künstlers zu sein?

Aber sie schüttelte bloß lächelnd den Kopf:

— Ich liebe dich ja.

Er blickte ihr wieder in die Augen:

— Du liebst mich? Liebst mich wirklich? Liebst mich! O Gott — o Gott!

Und er legte den Kopf an ihre Schulter, während dicke Thränen ihm über die Wangen liefen wie einem Kinde.

— Thränen? — fragte sie ängstlich.

Er antwortete nur:

— Ich kann ja nicht sagen, wie glücklich ich bin!

Dann suchte er ihren Mund. Sie wandte sich zur Seite, aber er fand ihn doch, und ihre Lippen ruhten aufeinander.

Nach einer Weile klopfte es an der Thür, dann trat der Generalleutnant ein. Er lächelte, als er das verlegene Gesicht der beiden sah, und meinte:

— Komme ich zu früh? Ihr seid schon eine halbe Stunde allein?

Dann trat er zu seiner Tochter und legte ihr die Hand auf die Schulter mit den Worten:

— Hier hast du also den Mann, den du haben willst, mein Kind. Es ist ein braver Mann. Er liebt dich. Nun liebe du ihn auch und mache ihn glücklich . . . denn . . . eine Ehe soll glücklich sein, sonst ist sie das höllische Feuer. Denke immer daran, Vera, und dann kannst du sicher sein, daß du immer den Segen deines alten Vaters hast.

Er umarmte sein Kind lange und gerührt, gab dann kurz seinem neuen Schwiegersohne die Hand, drückte ihm einen flüchtigen Kuß auf beide Wangen und sprach:

— So . . . also herzlich willkommen, lieber Sohn, in meiner Familie. Und nun wollen wir den Brüdern die freudige Nachricht telegraphieren.

7.

Veras Brüder antworteten durch den Draht ein paar passende Worte, der Dragoner aus Straßburg, der Jurist aus Erfurt. Nur des Offiziers Antwort enthielt mehr als

das Notwendige, nämlich die Wendung: Bin auf Näheres sehr gespannt. Kann leider keinen Urlaub bekommen. —

Das Telegramm aus Erfurt verbarg nicht ein gewisses frostiges Erstaunen.

— Das ist so Ewalds Manier! — meinte Vera erklärend.

Niki wurde vom General aufgefordert, zum Abend zu bleiben, aber es drängte ihn, seiner Mutter die noch nichts ahnte, seine Verlobung zu erzählen, sein Herz auszuschütten. Vera zog zwar ein schiefes Gesichtchen, in der Meinung, daß ihr Verlobter ihr nun gänzlich gehöre, aber ihr Vater urteilte sehr vernünftig, fand den Gang des Sohnes ganz selbstverständlich und stellte für den nächsten Tag seinen Besuch mit Vera bei der alten Dame in Aussicht.

Für heute war es zu spät, und Frau Sandtner mußte doch auch erst von ihrem Sohne vorbereitet werden.

Die Liebesleute nahmen Abschied voneinander, als gälte es eine Trennung fürs ganze Leben. Vera fragte, wann Niki am andern Morgen wiederkommen werde, und als er nicht gleich ganz zeitig kommen wollte, verlangte sie von ihm, er sollte ihr schreiben. Lachend sagte er ja.

Als der Maler auf der Straße stand, erschien Vera oben am Fenster und winkte, aber lange konnte er sie nicht mehr gewahren, denn die Dunkelheit war zeitig hereingebrochen, und in dem schneereichen Winter rieselten schon wieder ganz langsam, ununterbrochen die Flocken vom Himmel herab.

Niki gewahrte es kaum. Er war nur mit seinem Glück beschäftigt. Er pfiff leise vor sich hin und war so in Gedanken, daß er sich plötzlich vor seinem Hause in der Viktoriastraße fand, statt den Weg nach dem Potsdamer Platze zur Pferdebahn eingeschlagen zu haben. So nahm er eine Droschke, doch als er eben fortfahren wollte, gewahrte er seine Mutter auf der Straße. Sie ging eilig wie immer, hielt sich etwas gebückt und sah in ihrem schwarzen Mäntelchen bescheiden, beinahe dürftig aus.

— Mutter, Mutter! — rief er sie an. Aber sie hörte schwer und vernahm seine Worte nicht; darum lief er ihr nach und legte die Hand auf ihren Arm. Sie blieb stehen und fuhr herum:

— Herr Gott, bin ich erschrocken!

— Du mußt nicht erschrecken, Mutter! Freuen sollst du dich! Freuen sage ich dir! Denn mir ist ein so großes Glück geschehen. So groß wie in meinem Leben noch nicht!

Da klärten sich ihre Züge auf. Sie blieb stehen, aber der Sohn setzte ihr auseinander, sie müßten hinaufgehen ins Atelier, hier auf der Straße könne er es ihr nicht sagen.

— Ich war ja auf dem Wege zu dir, Niki!

— Du kommst so selten, Mutter!

— Ja, man muß seinen Kindern nicht lästig fallen! — antwortete sie mit einem feinen Lächeln, während der Sohn ihr den Arm reichte, sie die Treppe hinaufzuführen. Als sie dann oben saßen und er ihr den Mantel abgenommen hatte, die Sammethaube und das gestrickte Woll-

jäckchen, das sie im Winter jahraus, jahrein unter ihrem dünnen Mantel zu tragen pflegte, begann er ihr sein Herz auszuschütten, wie er sich verliebt und heute verlobt habe. Eben erst vor wenig Stunden.

Die Mutter war erschrocken. Es kam ihr zu unerwartet, sie mußte sich erst hineinfinden. Wie sie aber dann das Genauere gehört, sagte sie bedächtig des großen Sohnes Hände in ihre gichtgekrümmten, armen Finger legend:

— Und ist sie denn auch wirklich deiner würdig?

— Aber, Mutter, wie kannst du nur so sprechen!

— Ja, Niki, es ist mein Ernst! Für dich will ich eine Frau haben, die . . . die . . . weißt du so eine giebt es gar nicht.

— Wie du Mutter! Ganz so wie du!

— Wo denkst du denn hin! Ich mit allen meinen Fehlern. I bewahre!

— Aber Mutter, sie ist so gut! So . . . so schön, so reizend! Und sie liebt mich so. Sie will keinen Augenblick ohne mich bleiben. Sie muß immer von mir wissen. Ich soll ihr sogar schreiben, Mutter, und sie wohnt doch nur ein paar Schritte von hier, in der Bellevuestraße.

— In der Bellevuestraße? Dann ist sie wohl sehr reich?

Beinahe ängstlich hatte sie es gesagt, so daß er beruhigend mit einem Lächeln entgegnete:

— Wäre das so schlimm? Das ist doch kein Fehler, Mutter!

— Das thut nie gut, mein Kind, nie! Es soll sich jeder nach seiner Decke strecken.

— Aber ich habe ja viel mehr wie sie. Dreimal so viel, Mutter. Ich brauche ihr Geld nicht. Und im übrigen, kann ich dir sagen, wäre das bei uns beiden wirklich ganz gleich. Du mußt dich nicht ängstigen, Mutter. Nur das nicht. Du sollst dich doch freuen über mein Glück!

— Das will ich auch! — antwortete die Mutter weich. Aber sie hatte doch nicht ihren ganzen Widerstand aufgegeben. Das Vera adelig sei, schien ihr Bedenken einzuflößen. Der Sohn beruhigte sie damit, daß der General ja so schnell seine Zustimmung gegeben, sich also doch über den bürgerlichen Namen seines zukünftigen Schwiegersohnes hinwegsetzte. Doch die Mutter wollte sich nicht gänzlich überreden lassen; sie streichelte dem Sohne die Wange mit den Worten:

— Du darfst mir nicht böse darüber sein! Für meinen Sohn ist mir nun einmal nichts gut und schön genug. Ich denke immer, du kannst gar kein Mädchen finden, das es verdient, meines Niki Frau zu werden. Aber sei mir nicht böse, ich will dir's ja glauben, ich will dir's ja gern glauben, mein lieber Sohn. Du mußt einer Mutter verzeihen, wenn sie Angst hat um das Glück ihres einzigen Sohnes.

Die alte Frau hatte sich erhoben und strich mit zittriger Hand Nikis Haar. Er war ein wenig verstimmt. Er wollte die Zustimmung der Mutter haben, und es ärgerte ihn, Widerstand zu begegnen. Sonst fand die

Mutter alles schön und gut, was er that. Das war er gewöhnt, nun wunderte er sich, daß sie nicht sofort auf seiner Seite stand. Wie er noch überlegte, fiel ihm sein Bild ein, das in der Ecke lehnte, dem Lichte zugekehrt. Er rollte die Staffelei herbei, drehte sie herum und zeigte strahlend der Mutter sein Werk:

— Das ist sie, Mutter!

Lange betrachtete Frau Sandtner die Arbeit ihres Sohnes.

— Das ist sie also! So sieht sie aus! Ja, ja . . . so . . . meinte sie gerührt. Ihre Rührung wuchs angesichts des Werkes. Sie bewunderte die Farben, die Linien, das Licht. So etwas konnte nur ihr Niki malen. Das machte ihm doch keiner nach. Auf allen den Kunstausstellungen, die sie am Arm ihres Sohnes besucht, war doch nie ein Bild gewesen, das den seinen gleich gekommen wäre.

Und nun, da sie Vera durch das Mittel der Kunst Nikis erblickte, schwanden ihre Bedenken. Sie fing sogar an, sich für die Braut ihres Sohnes zu erwärmen:

— Wenn sie so ist, Niki, dann will ich ja nichts sagen.

Als sie dann weitersprachen über das junge Mädchen, und der Maler immer mehr seiner Begeisterung die Zügel schießen ließ, fand die Mutter Vera schon reizend. Nur eine gewisse Besorgnis vor der ersten Begegnung behielt sie. Niki stellte ihr den Besuch des Generals mit seiner Tochter in Aussicht. Darüber war sie erschrocken, strich sich an ihrem einfachen schwarzen Kleide her-

unter, tupfte sich auf das weiße Haar, als wolle sie fühlen, ob es auch noch in Ordnung wäre, und meinte ängstlich:

— Niki, die verwöhnten Leute bei mir? In meinem einfachen Zimmer? Da werden sie sich bloß wundern, was du für eine Mutter hast! Und du mußt dich meiner schämen.

Der Maler richtete sich auf:

— Schämen? Schämen, Mutter! Nein, ich schäme mich meiner guten, lieben, alten Mutter nicht. Das darfst du nicht glauben. Vera wird dir die Hand küssen, und sie, die keine Mutter mehr hat, wird glücklich sein, solche Mutter zu bekommen!

Aber er beruhigte sie damit nicht, und als sie nach mehrfachen Fragen zur Überzeugung gelangt, daß der Besuch bei ihr wirklich nicht zu umgehen sei, wollte sie sofort aufbrechen. Es sei so unordentlich bei ihr, daß sie schnell gehen müsse, um alles sauber herzurichten.

Am nächsten Tage holte Niki zu verabredeter Stunde den General und Vera ab. Sie fuhren nach Schöneberg hinaus. Während der Fahrt wollte das junge Mädchen allerlei über die Mutter wissen, wie sie wäre, wie alt, ob sie wohl gleich „du“ sagen werde. Niki bereitete darauf vor, daß es bei seiner Mutter einfach ausschaue und bescheiden. Sie sei nie in glänzenden Verhältnissen gewesen und darüber nun fünfundsechzig Jahre alt geworden. Nun, wo es ihm gut gehe, habe er etwas thun wollen für sie, aber sie sei entschlossen, an ihrer Einrichtung und Lebensweise nichts zu ändern. Sie sei herzensgut, die beste Mutter,

die es gebe, und werde Vera sofort wie ihre eigne Tochter empfangen.

Dennoch hatte Vera ein wenig Angst, und auch Niki fühlte sich beklommen, als sie die vier Treppen hinaufschritten und vor dem letzten Treppenabsatze Vera außer Atem fragte, ob sie denn noch viele Stufen hätten. Der General antwortete kurz, indem er die Stirn in Falten legte:

— Für ein junges Ding, wie du bist, sind's lange nicht Stufen genug. Wenn die alte Dame sie überwinden kann, dann wäre es für dich das Beste, du fragtest nicht!

Vera machte ein geärgertes Gesicht, aber im nächsten Augenblick standen sie auch schon im kleinen Vorsaal der Wohnung. Niki hatte ihr den Arm gedrückt und flüsterte ihr ins Ohr:

— Sei nicht böse! Ich weiß ja, daß du's gar nicht so gemeint hast!

Das einzige Mädchen, das Frau Sandtner hielt, geleitete sie in ein mit einfachen braunen Rippsmöbeln ausgestattetes Vorderzimmer. Über den Lehnen des großen Sofas und der Stühle, die steif um einen runden Familientisch standen, waren gehäkelte Schoner angesteckt. Auf dem Tische lagen ein paar Photographiealbums, über dem Sofa an der Wand hingen einige vergilbte Photographien in ovalen schwarzen, lackierten Rahmen. An einem Fenster stand ein „Tritt“ mit Nähtisch darauf, während ein gußeiserner Blumentisch mit hohen Blattpflanzen das andere Fenster beinahe verdeckte.

Gegen den altväterischen Hausrat stachen ein paar

Gemälde in modernen Rahmen, die an den Wänden verstreut hingen, seltsam ab: es waren alles Arbeiten und Geschenke des Sohnes.

Sie mußten einen Augenblick warten, und Vera drückte heimlich Nikis Hand. Endlich öffnete sich die Thür des Berliner Zimmers, und Frau Sandtner trat ein in ihrem schwarzen Kleide mit einem Spitzenhäubchen auf der Stirn. Niki wollte den Generalleutnant vorstellen und dann Vera der Mutter zuführen, aber die alte Dame schritt sofort auf das junge Mädchen zu und schloß es in ihre Arme:

— Ich bin . . . ich hoffe . . . Vera — liebe Tochter . . .

Mehr brachte sie nicht heraus. Sie war so befangen, daß sie kaum die Schwiegertochter anblickte. Mit dem General reichte sie sich die Hand. Dann nahm man am Tische Platz, und zuerst stockte die Unterhaltung ein wenig, bis der alte Herr anfing zu erzählen. Das Brautpaar saß stumm dabei, Hand in Hand. Nach einer Weile stand der General auf und trat ans Fenster, indem er Niki herbeirief, ihm die Aussicht zu zeigen. Er meinte, als alter Soldat müsse er sich orientieren, es sei seine Gewohnheit. Und nach einer kurzen Frage, wo Norden wäre, und nachdem er bestimmt, wo infolgedessen Friedenau liegen müsse, raunte er seinem Schwiegersohne zu, sie wollten die beiden Damen sich einander nähern lassen.

Währenddessen hatte die Mutter Vera zu sich aufs Sofa gezogen. Ein wenig schüchtern näherte sich ihr das junge Mädchen, aber die alte Frau gewann sie schnell. Sie erzählte, wie sie Nikis Bild gestern gesehen habe und

da gleich entzückt gewesen sei. Sie bat, sich nicht als Schwiegertochter zu betrachten, sondern als Tochter, die immer im Hause gewesen. Aus ihren Worten klang so viel Liebe, daß sich Vera gerührt und hingezogen fühlte von diesem Ton, den sie noch niemals in ihrem Leben kennen gelernt hatte. Als die Mutter nun gar Nikis Geschmack lobte, sie hübsch fand und erklärte, ein Künstler müsse eine schöne Frau haben, um immer nur Schönes um sich zu sehen, da regte sich leise die Eitelkeit in Veras Herzen, die auch nicht schwand, als die alte Dame ängstlich meinte:

— Um Gotteswillen, das hätte ich eigentlich nicht sagen dürfen, aber ich poltere immer damit heraus, was ich denke.

Dabei gestand sie gleich noch, wie sie zuerst allerlei Bedenken gehabt, als ihr Sohn ihr die Eröffnung gemacht, wie sie aber nun im Geiste Abbitte leiste und glücklich sei über Nikis Wahl. Dann mußte ihr Vera über ihre Verhältnisse etwas erzählen, daß sie eigentlich Mutterliebe nie gekannt, wie sie Niki zum erstenmal gesehen und er ihr sofort gefallen, wie sie dem Vater gebeichtet und erklärt habe — was auch Niki noch nicht wisse — falls sie den Maler nicht bekomme, werde sie davonlaufen oder irgend eine andere Dummheit machen.

Darüber erschrak die Mutter zuerst, doch Vera wußte es ihr in so reizender Art zu erzählen, daß sie mit allem versöhnt war und es erklärlich fand, sogar als Zeichen, von Veras Liebe zu Niki ansah.

Als die beiden Männer sich endlich wieder umwandten, saßen Mutter und Schwiegertochter eng bei einander Hand in Hand.

Der Generalleutnant mahnte zum Aufbruch:

— Es ist genug für Sie, gnädige Frau, für den ersten Besuch. Es bringt Ihnen doch immerhin Aufregung und ... und kurzum Aufregung, denn es ist ein entscheidender Schritt im Leben ihres einzigen Sohnes — nun werden Sie ja bald ... bald zwei haben ... Sohn und Tochter ... und ... ich habe auch einen Sohn dazu bekommen ... Also ... wir empfehlen uns ... Es hat mich gefreut ... aufrichtig gefreut ...

Damit verbeugte er sich, und die beiderseitigen Eltern reichten sich die Hand.

Die Mutter nahm Vera im letzten Augenblick noch einmal beiseite und sprach zu ihr, sehr bewegt in ihrem Mutteregoismus, der nur des Sohnes Glück sah:

— Mache ihn mir glücklich, Vera! Mache ihn mir glücklich! Er hat dich so lieb, und wen mein Niki so hoch stellt, der muß es ja auch verdienen. Ich weiß, daß du ihn glücklich machen wirst. Dann wird auch immer der Segen eurer alten Mutter mit euch sein!

Dabei nahm sie Veras schönen Kopf in ihre zitterigen, gichtgekrümmten, alten Hände und drückte ihr den ersten Kuß auf die Stirn.

Auf der Treppe fragte Niki leise seine Braut, die er am Arme die Stufen hinunterführte:

— Gefällt dir die Mutter?

Sie schmiegte sich an ihn:

— Ich habe sie schon sehr lieb!

8.

In der nächsten Zeit gab es viel zu thun. Die Verlobungsanzeigen mußten verschickt und eine Anzahl von Besuchen gemacht werden. Die waren für Niki das Schlimmste. Er war es seit Jahren nicht mehr gewöhnt, den hohen Hut aufzusetzen und zu den Leuten zu gehen, um seine Karte abzugeben. Dabei kam es auch heraus, daß er gar nicht Professor war, wie Vera ihn immer genannt.

Sie fragte, weshalb er ihr das nie gesagt habe, und er meinte, es würde ihm lächerlich vorgekommen sein. Dieser würdige „Herr Professor" habe ihm großen Spaß gemacht, genau so wie man oft den Zahnarzt „Herr Doktor" nenne, wenn er es auch gar nicht wäre. Er meinte:

— Mir ist ein Titel so gleichgültig!

— Das finde ich nicht, Niki. Es kann doch manchmal ganz angenehm sein!

— So! — antwortete er lachend und gab ihr einen Kuß. Damit war die Sache abgethan. Er hielt es für eine spaßige Mädchenansicht, die in der Ehe bald weggewischt werden würde. Er mußte sie sich bilden, wie er wollte, und so, wie sie leben würden, gab es keinen Zweifel, daß er sie mit der Zeit ganz zu seinen Ansichten herüberzöge. Es fiel ihm ein, daß er einmal irgendwo gelesen, wie alte Ehepaare durch das lange Zusammenleben nicht nur dieselben Anschauungen gewönnen, sondern sogar von Gesicht einander ähnlich würden.

Develhorsts besaßen keine ganz nahen Verwandten. Veras selige Mutter hatte keine Geschwister gehabt, und auch der Generalleutnant war der einzige Sohn gewesen. Nur Geschwisterkinder, Vettern und Kousinen des alten Herrn, lebten. Davon auch einige in Berlin. Einem Geheimrat von Develhorst, den das Brautpaar mit dem Vater besuchen mußte, merkte man das Erstaunen über die Verlobung deutlich an. Noch mehr aber seiner Frau, die Vera einem Neffen zugedacht gehabt.

Als nach langen Fahrten der General endlich erklärte, nun wären alle Verpflichtungen abgemacht, nahm Niki seine Braut am Arm:

— Gott sei Dank! Gott sei Dank!

— War dir denn das so schrecklich?

— Fürchterlich!

Sie lachte ihn aus, und er meinte, sie zu beruhigen, diese Rundfahrt sei ja nur einmal im Leben nötig, die meisten der braven Menschen würde man doch in seinem ganzen Leben kaum wiedersehen!

Darüber schien Vera erstaunt. Sie mußten doch Fühlung mit ihren Bekannten behalten.

— Gewiß. Ab und zu. Natürlich.

Niki überlegte sich noch einmal. Sie hatte ja recht. Nur wollten sie sich aussuchen, wer ihnen zum näheren Verkehr paßte.

Jetzt war der Maler beinahe den ganzen Tag drüben bei seiner Braut. Zur Arbeit kam er nicht mehr. Ruhe und Sammlung fehlte ihm. Vera drängte fortwährend, er müsse bei ihr sein. Über jede Stunde sollte

er ihr Rechenschaft geben, wie und wo er sie verbracht habe. Und er that es gern. Er war glückselig über ihre zärtliche Sorge, über ihre Liebe, die sie unglücklich machte, wenn sie auch nur kurze Zeit ohne ihn sein mußte.

Das einzige, was streng eingehalten wurde, waren die Modell-Abende der Damen. Da durfte er nicht fehlen. Darin unterstützte ihn auch der General. Als Vera einmal Widerspruch erhob, meinte er barsch:

— Das ist für Nikolaus einfach Dienst. Das versteht ihr Frauenzimmer nicht auseinander zu halten. Wenn dein Bräutigam noch aktiv wäre, so würde er erstensmal nicht in Berlin sein, zweitens keinen Urlaub bekommen, drittens, auch wenn er hier wäre, den ganzen Tag Dienst haben. Du kannst also Gott danken, wie es bei euch beiden liegt. So gut wird's sonst keinen Brautleuten, da kannst du Gift darauf nehmen!

Aber Vera fand ein Auskunftsmittel, doch mit Niki zusammen zu sein. Sie besuchte wieder die Zeichenstunde. Nur verlangte ihr Vater, daß sie sich in das große Atelier setzen müsse zu den anderen Damen. Es ging schwer, aber es wurde Platz gemacht. Fräulein Coldewey beglückwünschte ihren Lehrer im Namen der übrigen Damen, die sie aufforderte, „wie im Reichstag durch Erheben von den Sitzen“ den Meister zu ehren. Das hatte zwar zur Folge, daß die Kohlestudie des Fräulein Meyer, der jungen Dame mit dem Tituskopf, von der Staffelei fiel; doch unter allgemeinem Jubel wurde festgestellt, daß nichts verwischt sei, obwohl sie natürlich auf der Zeichenseite gelegen hatte.

Die Schülerinnen waren über Veras Anwesenheit sehr erfreut, denn noch nie hatte der „Meister“ so viel und so lange verbessert, weil er dadurch immer in der Nähe seiner Braut blieb.

Vera hatte sich zwar einen Zeichenblock auf die Kniee gelegt, aber sie arbeitete nicht, sondern verfolgte nur immerfort Niki mit den Blicken. Ab und zu wollte sie es verbergen. Dann hielt sie ihren Bleistift nach dem Beispiele der anderen ein Stück vom Auge hoch, blinzelte und nahm scheinbar Maß am Arme des Modells. In Wirklichkeit jedoch ruhten ihre Blicke nur auf dem Antlitz des Geliebten.

Ehe Vera dann, nach der Stunde, ging, traten sie noch einen Augenblick in Nikis Atelier, und er küßte sie, indem er stammelte:

— Wenn du doch erst meine Frau wärest!

Die Hochzeit sollte bald sein. Der General hatte geäußert, er sei kein Freund eines langen Brautstandes, und wenn er schon einmal seine Tochter hergeben solle, so hülfe ihm eine Galgenfrist von vier Wochen länger auch nichts. So ward denn der Tag auf Ostern festgesetzt. Da konnten auch die Brüder unbedingt kommen, die, wie sie geschrieben, vorher nicht imstande wären, sich von ihrem Dienste loszumachen.

Vera hatte beiden Nikis Photographie gesandt. Der Dragoner antwortete in einem netten Briefe, sein zu, künftiger Schwager sehe „sehr anständig“ aus. Der Jurist fand nicht Zeit, sich zu äußern.

Als Niki mit seiner Braut einmal nach Tisch im

Salon saß, während der General in seinem Zimmer rauchte und las, fragte sie ihn:

— Wirst du viel Bilder auf der Ausstellung haben, Niki?

— Viel, nein. Ich habe doch nicht gearbeitet!

— Aber du hast doch Zeit gehabt!

— Nein, ich hatte keine Zeit. Ich war doch immer bei dir! Und es ist ja auch gar nicht nötig! Wozu? Jetzt mache ich mir Ferien. Erst wenn wir verheiratet sind, fange ich an.

Sie begriff das nicht. Er war doch täglich immer ein paar Stunden allein zu Haus! Da mußte er doch etwas gearbeitet haben! Nun setzte er ihr auseinander, daß er Wochen, Monate brauche zu einem Bilde, daß es sein ganzes Denken und Sein erfordere, Anspannung aller Kräfte. Sie hatte sich eingebildet, so ein Bild ginge sehr rasch, in ein paar Tagen müßte es fertig sein!

— Du verlangst doch in der Zeichenstunde, daß man das Modell in zwei Stunden macht?

— Ja, Vera, ein Modell! Aber nicht die Komposition eines Bildes. Auf das äußere kommt es doch nicht an. Siehst du, das letzte Bild, dein Bild, das ist verhältnismäßig noch rasend schnell gegangen.

— Das schnell, Niki! Ach!

— Sehr schnell. Es wird das einzige sein, das ich ausstelle.

Sie klatschte in die Hände. Der Gedanke, in die Ausstellung zu kommen, machte sie glücklich. Sie konnte

es nicht erwarten, bis es erst so weit wäre. Da nahm er ihre schmalen Finger in die seinen und fragte sie liebevoll, halb bescheiden zögernd, halb doch begierig, ihre Antwort zu hören, ob sie sich denn freue, daß ihr Niki etwas leiste und sich einen Namen gemacht habe. Vera blickte ihn mit großen Augen an, aus denen Bewunderung leuchtete, und sagte schnell:

— Sonst hätte ich dich doch nicht lieb gewonnen!

Der Maler erschrak:

— Als . . . als . . . Mensch nicht? Als Mensch allein, ich meine nicht als Künstler . . .

Aber sie lachte ihn aus:

— Du bist wohl eifersüchtig auf dich selbst?

Und er lachte wieder ein klein wenig gezwungen. Die Worte seiner Braut gingen ihm im Kopfe herum. Die Erinnerung daran quälte ihn noch ein paar Tage, bis er sich endlich gestand, ungerecht zu sein und zu schroff in seiner Auffassung. Es war Mädchenart, wie sie so gesprochen. Schließlich gab doch irgend etwas, wenn auch vielleicht unbewußt, den Anstoß zur Liebe. Er war zu ihr gekommen durch das Feine, Aristokratische ihrer Gestalt, ihres Köpfchens. Sie zu ihm, indem ihm der Künstler einen Nimbus verlieh vor den anderen; und war nicht der Künstler in ihm gerade sein bestes Teil?

Er wollte noch einmal darüber mit Vera sprechen. An einem Abend, wo keine Malstunde war, sagte er es ihr; sie begriff zuerst gar nicht, was er wollte. Dann streichelte sie ihn und umarmte ihn unter Küssen. Wie er nur so etwas glauben könne! Er dürfe doch nicht miß-

trauisch sein. Sie liebe ihn nun einmal, sonst hätte sie doch nicht ja gesagt, sondern sich ihrem Vater gefügt, der durchaus von solcher Heirat nichts habe wissen wollen. Nur durch ihre Überredungskunst habe sie ihn umgestimmt und dadurch, daß sie erklärt, wenn er nicht seine Einwilligung gebe, würde sie einfach davonlaufen. Damit sei es ihr zwar nicht unbedingt Ernst gewesen, aber sie habe gewußt, daß solche Drohung bei ihrem Vater wirken würde:

— Ich muß dir nämlich ein Geständnis machen, Niki. Du mußt ja nun doch alles von uns wissen. Es ist furchtbar schwer für mich, über meine selige Mutter zu sprechen. Papa spricht ja nie von ihr. Ich habe sie doch auch nicht gekannt. Wenigstens nicht richtig, denn ich war damals zu klein. Du . . . du weißt ja, wie unglücklich sie miteinander gewesen sind. Und er hat sie doch so lieb gehabt, aber sie hat ihm eines Tages erklärt, sie liebte ihn nicht mehr und hätte ihn nur geheiratet, um versorgt zu sein, denn ihre Eltern waren arm. Da haben sie sich getrennt. Später sind sie geschieden worden. Es wird bei uns im Hause gethan, als ob sie nie dagewesen wäre. Niemals darf ich vor Papa davon reden. Ich habe es herausbekommen, daß sie wieder verheiratet war, ich glaube in Rom. Jetzt ist sie tot, seit einigen Jahren.

Niki hatte nachdenklich zugehört:

— Arme Vera! Deshalb hast du also keine Mutter gehabt? Dafür hast du jetzt eine Mutter wieder bekommen. Und bei uns sollst du glücklich sein.

Es war ihm, als liebte er sie nun desto mehr. Dann dachte er an das Bild auf dem Schreibtische des Generals:

— Aber dein Vater hat doch noch das Bild auf dem Schreibtische stehen?

— Er hat es wieder hingestellt, seitdem sie nicht mehr lebt, denn ich glaube, er hat sie immer noch lieb gehabt. Da hat er ihr wohl vergeben. Aber Papa hat gesagt: man soll nur heiraten, wenn man liebt. Das hat er mich gefragt, und dann hat er es schließlich wohl deshalb zugegeben.

Niki legte ihr den Arm leise um den Nacken:

— Und du hast ihm gesagt, daß du mich liebst?

— Ja.

— Wiederhole es mir. Sage es mir auch.

Sein Herz pochte stürmisch, als er die schlanke biegsame Mädchengestalt in den Armen fühlte, er legte seinen Kopf auf ihre Schulter und schloß im Glück die Augen, als sie ihm leise ins Ohr geflüstert:

— Ich habe dich so lieb!

9.

Der Tag der Hochzeit nahte.

Frau Sandtner war zu ihrem Schrecken während der

Zeit des Verlobtseins ihres Sohnes mehrmals vom Generalleutnant zu Tisch gebeten worden, sonst hatte sie sich, ihrer Art entsprechend, kaum gezeigt. Als Niki ihr Vorstellungen deshalb machte, erwiderte sie, es sei nun einmal ihr Grundsatz, sich ihren Kindern nicht aufzudrängen. Im übrigen müsse man gerade den Brautstand hindurch die jungen Leute sich aneinander gewöhnen lassen.

Nun mußte sie zum Polterabend wieder erscheinen, denn da waren Veras Brüder zum erstenmale eingetroffen. Sie kamen beide erst nachmittags an. Der alte Herr und das Brautpaar holten sie am Potsdamer Bahnhof ab. Da nur fünfzehn Minuten zwischen den Zügen lagen, wurde ausgemacht, der zuerst eintreffende Ewald, der Jurist, sollte mit der Familie auf den Bruder warten.

Niki hatte sich gut angezogen, und er, der etwas darauf gab, sah sehr elegant aus, im dunklen, langen Überzieher und Cylinder, mit einer Krawatte, die ihm Vera selbst etwas straffer, als er es gewöhnt, gebunden hatte. Es war ihm, als müsse er Wert darauf legen, dem unbekannten Schwager zu zeigen, daß das von ihm nicht eben freudig begrüßte Familienmitglied nicht etwa ein „Fliegende Blätter-Maler" sei in Sammetjacke, Künstlerhut und wallendem Haar, sondern ein Künstler vom Ende des Jahrhunderts, dessen Ehrgeiz es nicht war, auf der Straße auf seinen Beruf hin erkannt zu werden.

Ewald stieg aus einem Abteil erster Klasse, ein kleiner, beinahe weiblich kokett ausschauender Mensch, der seiner Schwester auffallend ähnlich sah. Die Begrüßung war kurz, wobei er Niki jedoch so neugierig betrachtete, als ob

er sagen wollte: „Aha, so sieht also der Kerl aus, der sich in unsere Familie eingeschlichen hat.“ Als der General ihm dann sagte, sie wollten auf Otto warten, der mit dem nächsten Zuge eintreffen würde, blieb er an des Vaters Seite und erzählte ihm in ununterbrochenem Redeschwall, während sie auf dem Bahnsteig auf und nieder schritten, ohne sich nur ein einziges Mal nach dem Brautpaare umzublicken.

Niki, der mit Vera hinter ihnen drein schritt, wunderte sich ein wenig über die Art und Weise, doch das junge Mädchen meinte nur lachend, indem sie gleichgültig die Luft durch die Lippen blies:

— Pah, das ist ganz Ewald!

— Na . . . er hätte doch vielleicht ein Wort finden können . . .

— So ist er, und so bleibt er. Man muß sich eben um ihn ebensowenig kümmern.

— Er ist doch dein Bruder . . .

— Du mußt stolz sein! antwortete plötzlich Vera und richtete sich mit einem abweisenden, beinahe hochmütigen Ausdrucke auf, daß Niki sie ganz erstaunt ansah.

Der Frankfurter Courierzug brauste in die Halle. Otto sprang heraus. Groß, sehr mager, in Civil. Kein bißchen Ähnlichkeit mit der Schwester, aber, wenn er denselben Bart gehabt hätte wie der General, genau wie sein Vater. Er ging sofort auf das Brautpaar zu, küßte Vera und umarmte seinen zukünftigen Schwager:

— Guten Tag, Kinder! Da bin ich. Das ist nett,

daß sich die Familie vermehrt hat. Lieber Nikolaus, wir wollen gute Freundschaft halten.

— Er heißt Niki! unterbrach ihn lachend Vera.

— Auch gut! Also Niki. Bisher wußte ich bloß von einem Niki, von dem Grafen Esterhazy, in Totis, dem Pferdezüchter. So heißen nur berühmte Leute. Du bist ja auch ein berühmter Mann. Ich habe zwar noch nie ein Bild von dir gesehen, aber Papa schrieb, daß du sehr berühmt wärest . . .

Der General beeilte sich, ihn zu unterbrechen:

— Ich verstehe es auch nicht. Aber man liest und hört es doch.

Ewald schwieg und musterte Niki nur von der Seite. Er brach das Gespräch ab, indem er seinem Vater irgend etwas aus Erfurt erzählte, das ihm wichtiger dünkte als der ganze Schwager mit seiner vermeintlichen Berühmtheit.

Der Polterabend sollte im kleinen Kreise gefeiert werden. Nur ein paar Verwandte Develhorsts waren gebeten und Vogelsang. Der Rittmeister war aus seiner Garnison eigens herüber gekommen. Niki hatte ihn sowie einen früheren Regimentskameraden aufgefordert, Brautführer zu sein. Er hatte zuerst an seine Freunde gedacht: Gumpinger, Kühne und Gerstenstock, doch er fühlte, wie er den braven Kerls nicht einmal einen Gefallen mit der Ehre thäte. Den Schriftsteller kannte er erst zu kurze Zeit, vom schönen Gumpinger war er nicht gewiß, ob er einen Frack besäße, und Gerstenstock — das ging allerdings nicht: der hätte doch auch seine Frau, das ehemalige Modell, mitbringen müssen. Ihn aber zu bitten, das arme,

stille Wesen zu Hause zu lassen, wäre geradezu eine Kränkung gewesen.

Anderen Malern, denen er hier und da im Berufe begegnete, bei Gelegenheit von Jurys, Ausstellungen, Klubsitzungen, war er nicht nahe genug getreten, er, der einsame Künstler, der keine Clique brauchte zu seinem Schaffen.

So fand zum Polterabend ein Souper statt, zu dem von Nikis Seite nur die Mutter erschien und Hauptmann von Dechsen von seinem alten Regiment, mit dem er einst auf Kriegsschule gewesen war.

Niki hatte seiner Mutter ein schönes, seidenes Kleid geschenkt zu diesem Abend. Morgen zur Hochzeit würde sie ihr eignes „bestes" anziehen. Die alte Dame wollte zwar das Geschenk ihres Sohnes nicht annehmen, doch er wußte, daß es ihr nicht möglich gewesen wäre, zwei Kleider zu erschwingen, und es machte ihn stolz, für seine alte Mutter sorgen zu können. Sie sollte in dürftigem Staate nicht etwa spöttischen oder mitleidigen Gesichtern begegnen.

Der Abend ließ sich zuerst etwas steif an. Man wußte, daß keine Aufführungen oder sonstigen scherzhaften Überraschungen bevorstanden, deshalb machten sich die meisten auf ziemliche Langeweile gefaßt. Schließlich fand es sich aber, daß doch noch ein paar Freundinnen Veras sich verkleidet hatten und nun wohlgemeinte, schlecht gemachte Verslein aufsagten, in denen die Malerei eine große Rolle spielte. Darin ward die Braut als große Künstlerin gefeiert, die auf den Wegen der Kunst in höheren Regionen der Phantasie den Gleichstrebenden gefunden. Die Verfasserinnen wußten, daß Nikolaus Sandtner ein bekannter

Malername war; daß der Bräutigam jedoch einer der ersten lebenden Künstler seines Volkes sei, davon hatten die jungen Damen keine Ahnung.

Aber durch diese Vorführungen wurde etwas das Eis gebrochen. Die Leute kamen sich näher, und schließlich entwickelte sich, als erst das Buffet eröffnet ward, eifriges Gespräch.

Niki hatte seine Mutter in einer Ecke des Salons untergebracht und seinen Freund Hauptmann von Dechsen gebeten, sich ein wenig ihrer anzunehmen, denn er fürchtete, die anderen möchten nach der schuldigen Vorstellung sich um die alte Frau nicht kümmern. Doch Otto war sehr nett gegen sie, brachte ihr vom Buffet etwas zu essen und zu trinken und vermittelte ein Gespräch mit einigen älteren Damen, den Müttern der Brautjungfern.

Nur Ewald ließ es dabei bewenden, sich vorstellen zu lassen. Auch um das Brautpaar bekümmerte er sich fast nicht. Mit seiner Schwester hatte er eine kleine Auseinandersetzung. Sie sagte ihm halblaut:

— Du könntest wirklich mal 'n Wort mit uns reden! Otto ist sehr nett gegen Niki gewesen. Er hat mir auch Komplimente gesagt über meine Wahl, daß du aber wieder mal nicht einverstanden bist, kann ich mir schon denken. Nu sage mal, du alter Nörgler, was paßt dir denn nicht?

Ewald antwortete mit überlegener Miene:

— Das brauche ich dir weiter nicht auseinanderzusetzen, und wenn ich's sagte, würde ich dich bloß ärgern. Da aber nun schon der Polterabend ist und morgen Hochzeit sein soll, so scheint mir nicht viel mehr zu ändern zu sein.

— Paßt . . . Gefällt dir mein Bräutigam nicht?

— Das habe ich nicht behauptet.

Jetzt wurde Vera böse, richtete sich auf, während leise Röte in ihre blassen Wangen trat:

— Nein, aber du hast noch nicht ein Wort mit ihm gesprochen.

Ewald zuckte die Achseln:

— Was soll ich groß mit ihm reden?

— Was man mit seinem Schwager redet!

— Ich male nicht . . . also . . .

— Das würde auch was Schönes werden, hah!

— Mir sind diese ungekämmten und ungewaschenen Künstler, die mit dem Messer essen, überhaupt nicht gerade sympathisch. Sie passen nicht zu uns und wir nicht zu ihnen, finde ich. Die Bilder kann sich ja in der Ausstellung ansehen, wen es interessiert, und wer im praktischen Leben nichts Besseres zu thun hat als das.

Vera war blaß geworden:

— Ewald, das soll heißen?

— Gar nichts weiter soll das heißen.

— Ich verstehe dich schon, aber Niki ist nicht so . . . mein Niki ist sehr chic und comme il faut, das kann ich dir nur sagen.

Ewald lächelte sauersüß.

— Das habe ich gar nicht bezweifelt.

— Was willst du damit sagen?

— Gar nichts. Meine Meinung im allgemeinen. Ich bin nicht weiter drum befragt worden. Es geht mich ja auch nichts an. Im allgemeinen finde ich eben, heiratet

man ebensowenig eine Schauspielerin, wenn man sie auch auf der Bühne bewundert, wie man einen Maler heiratet. Sie sind eine andere Klasse als wir, und das rächt sich doch einmal früher oder später.

Vera zitterte am ganzen Leibe, als ihr Bruder das ausgesprochen. Sie stammelte nur:

— Und das sagst du mir am Tage vor meiner Hochzeit?

— Weil du es durchaus wissen willst! — Er zuckte die Achseln. Aber da er merkte, wie schon hier und da sich ein Gesicht neugierig zu ihnen wandte, versuchte er einzulenken und redete seiner Schwester zu, er habe es ja gar nicht so schlimm gemeint. Er sei nur durch ihren Ton gereizt worden. Niki scheine ja ein sehr vorzüglicher Mann zu sein, habe ja auch zweifellos Namen, sehe sehr gut aus, ziehe sich gut an, wäre sogar, wie der Vater ihm geschrieben, Offizier gewesen, kurzum, es läge gar keine Veranlassung vor, zu glauben, er sei voreingenommen gegen ihn.

Doch Vera ließ sich nicht beruhigen. Sie wandte ihrem Bruder den Rücken und ging davon, um Niki zu suchen.

Währenddessen trat Rittmeister von Vogelsang zu seinem Vetter Ewald:

— Was war denn nur los? Was hattest du denn mit Vera?

Ewald erzählte ihm, wie er mit der Schwester Nikis wegen aneinander geraten sei. Aber als er auch Vogelsang gegenüber andeutete, daß er die Heirat für verfehlt halte und für eine unglückliche Partie, wurde der Rittmeister

plötzlich ganz unangenehm. Der lange Offizier legte sich für den Freund nun seinerseits so ins Zeug, daß Ewald unwillkürlich gegen die Fenstervertiefung zurücktrat, weil er gewahrte, wie wiederum hier und dort jemand aufmerksam wurde auf das erregte Gespräch.

Der Rittmeister schloß in seiner eigentümlichen Sprechweise der Sicherheit und doch leisen Übertreibung:

— Du kannst Gott überhaupt jeden Abend und Morgen auf den Knieen eine halbe Stunde lang danken, daß du so einen Schwager kriegst, der so ein reizend charmanter, anständiger Kerl ist, ein großer Maler, wie's jedenfalls die Leute alle sagen, — und eine gute Partie noch obendrein. Denn er verdient einen Haufen Lappen, während wir ja leider nichts verdienen, sondern noch außerdem einen klotzigen Zuschuß kriegen müssen!

Während dessen hatte Vera in höchster Erregung ihren Bräutigam gesucht. Niki stand abseits und starrte in die Menschen hinein. Seine Augen suchten die Braut. Nur Vera und die Mutter waren ihm von Interesse an diesem Abend. Er sah, wie der Generalleutnant sich eben zu Frau Sandtner setzte, und das beruhigte ihn. Ihm war es nicht gegeben, von einem Menschen zum andern zu laufen und Unterhaltung zu machen. Das hatte er noch nie gekonnt, dazu vermochte er sich auch heute abend nicht zu überwinden. Die Vorstellungen hatte er erledigt, die Glückwünsche entgegen genommen, sogar mit ein paar liebenswürdigen Worten erwidert. Mehr konnte er nicht thun.

Jetzt sah er zu, wie die anderen miteinander verkehrten,

und das ganze gesellschaftliche Treiben erschien ihm überaus lächerlich wie immer. Das stille Beobachten machte ihm Spaß. Er hätte einen Bleistift haben mögen, um ein paar Gesichter festzuhalten. Ein paar alte Damen saßen beieinander mit runzeligen, scharfen Zügen, sie wisperten, neigten sich vor und rückwärts, beugten manchmal ganz eng die Köpfe zusammen, als müßten sie sich die wichtigsten Dinge erzählen.

Was war ihr Horizont? Wenn sie starben, was hatten sie in ihrem Leben gethan und geleistet?

Da fiel sein Blick noch rechtzeitig auf der Mutter mildes altes Gesicht. Die scharfen Gedanken entflohen. Weichheit machten sie Platz. Wie er seine Mutter liebte. Mutter und Vera. Er freute sich über den Namen: Vera, die Wahre.

Als er sich so seinen Träumen überließ, stand sie plötzlich neben ihm mit leise geröteten Wangen, wie er sie sonst gar nicht kannte.

— Kommst du zu mir, Vera? — fragte er freundlich, glücklich, noch in der weichen Stimmung, in die ihn der Gedanke an seine Mutter versetzt. Er nahm ihre Hand:

— Ganz warm? Und erregt?

Sie zog ihn in das anstoßende Zimmer ihres Vaters, wo sich niemand befand. Dort fiel sie ihm plötzlich um den Hals und stammelte in Aufregung gleich einem trotzigen Bekenntnis, als wollte sie ihre Meinung gegen einen Angriff behaupten:

— Niki, ich danke dir, daß du mich genommmen hast.

Er preßte sie stürmisch an sich:

— Du kommst von selbst zu mir?

— Soll ich das nicht?

— Ich habe es mir immer gewünscht. — Dann nahm er ihre beiden Hände in die seinen und bat:

— Vera, wir sind morgen Mann und Frau, willst du mir etwas versprechen?

— Ja.

— Gieb mir deine Hand. Fest. So!

— Was soll ich thun?

— Wir wollen einen Bund zusammen machen in allen Lebenslagen. Solange wir zusammen sind, bis eines von uns beiden stirbt . . .

— Niki, so darfst du nicht sprechen . . . Nicht vom sterben . . .

Der Maler lachte auf:

— O nein! Jetzt nicht. Jetzt nichts vom sterben. Aber einmal. Das ist Naturgesetz. Jetzt wollen wir nur glücklich sein . . . Also höre mich an, Vera. Laß nie etwas zwischen uns kommen. Nie . . ., sondern wir beide, wenn wir einmal etwas gegeneinander haben, wollen uns jetzt versprechen, dann zu einander zu kommen und es uns zu sagen. Immer soll das so sein. Willst du?

— Ja.

Sie blickten sich fest in die Augen Niki sagte mit einem tiefen Seufzer des Glücks:

— Gut. Es ist also abgemacht. Und nun komm, wir müssen uns wieder zeigen.

Damit gab er seiner Braut den Arm, und sie traten in den Salon zurück.

10.

Am Morgen ging das Brautpaar mit Rittmeister von Vogelsang und Otto als Zeugen auf das Standesamt, dann wurde die neue Wohnung des jungen Paares besichtigt, wozu sie den General abholten. Ewald war ausgegangen. Der Mutter Kräfte sollten geschont werden.

Die neue Wohnung lag im selben Hause der Viktoriastraße wie das Atelier, dessen Mietsvertrag noch zwei Jahre lief. Sie hatte zwei sehr schöne Vorderzimmer, nach der Straße hinaus, ein Berliner Zimmer und vier Räumen nach hinten. Eigentlich stand sie mit dem Atelier in keiner Verbindung, aber der Wirt hatte erlaubt, daß eine Thür aus Nikis jetzigem Zimmer, nach dem Atelier durchgebrochen werde.

Nur äußerlich war eingerichtet worden, das heißt die gemeinsam ausgesuchten Vorhänge und Stores waren befestigt, die Teppiche gelegt, dagegen hatte der Tapezierer die Möbel nur nach Gutdünken in den Räumen verteilt.

— Das wird doch alles anders, wenn wir erst mal stellen und einrichten! — sagte Vera. Sie hatte die Einrichtung, die ihr der Vater schenkte, ganz nach ihrem Geschmack ausgesucht, und da er sehr freigebig in der Summe gewesen, die er dafür auswarf, so war alles sehr kostbar geworden, meist sehr ungewöhnlich und besonders einzelnes etwas bizarr. Aber Nikis Künstlerauge freute sich an den Sachen.

Bei der Besichtigung fand man alles sehr schön. Vera zeigte und erklärte, Niki betrachtete sie dabei mit glücklichen

Augen. Vogelsang betrachtete jedes Stück, bis er bewundernd sagte:

— Kinder, bei euch werde ich Hausfreund!

Und der Maler, der als nunmehriger Vetter mit ihm Brüderschaft gemacht hatte, entgegnete erfreut:

— Angenommen. Du hast sozusagen unser Glück gemacht, hast ‚gute Auskunft‘ über mich gegeben: es soll immer für dich an unserem Tische gedeckt sein! Nicht wahr, Vera?

— Natürlich.

— Und für mich nicht? — fragte Otto. Lachend wurde auch ihm „ein Teller Suppe“ in Aussicht gestellt. Doch der junge Offizier meinte:

— Suppe — nee. Ich schweningere; dagegen eine Flasche Rotspohn stellt mir warm. Warm! Das heißt Zimmertemperatur! Nicht etwa kalt, wie es die Barbaren machen.

Dann drängte aber die Braut nach Haus. Es waren zwar bis zur Trauung noch mehrere Stunden Zeit, doch sie behauptete, mit dem Anziehen nicht fertig zu werden.

Niki blieb im Atelier, bis es Zeit war. Er legte Frack und weiße Weste an, dann setzte er sich vor Veras Bild und wartete auf seine alte Mutter, die ihn abholen sollte. Er fühlte sich in Feierstimmung. Die Bilder an den Wänden sahen ihn ringsum an wie eine Geschichte seines Lebens, seiner Arbeit. Da hingen Skizzen aus den ersten bittersten Anfängen, noch aus seinen Soldatenjahren. Sein Bursche hatte ihm sitzen müssen und die alte Zimmervermieterin, bei der er wohnte. Dann lachte ihn dort aus der Ecke eine grüne Wiese an, eine Studie aus dem

Bois de Boulogne, an der er sich im Sturm und Drang nicht hatte genug thun können, sie so giftgrün wiederzugeben als nur möglich; dann der Blick den Boulevard St. Michel herab aus einem Fenster des vierten Stockes, wo ein Freund wohnte. Und der Gegenwart näher, aus der Münchener Zeit: Holzflößer auf der Isar. Endlich „Am Gesundbrunnen", Arbeiterleben bei einbrechendem Abend — sein erstes Berliner Bild.

Der Maler überschaute sein Ringen und Kämpfen, die ersten Wirrnisse seiner Jugend und Entwicklungsjahre. Er lief im Atelier auf und nieder, die Sonne lachte herein, die Frühlingssonne, und er fand es wundersam wie sich sein Leben gestaltet hatte. Ganz von selbst war es gekommen, hatte es sich gefügt. Er hatte nichts dazu gethan. Das Leben hatte er an sich herantreten lassen, und jetzt schienen ihm die Jahre unerhört schnell enteilt. Was er schon gearbeitet, wie er sich gequält, wie er sich angestrengt mit aller Anspannung der Nerven um seine Kunst, das dünkte ihm nun ein Kinderspiel zu sein.

Er freute sich, daß er nun sein Heim begründen durfte, woran er kleinmütig doch immer gezweifelt, seitdem er den Drang gefühlt, eine Frau sein eigen zu nennen. So stellte er sich vor den Spiegel, den er zur Selbstkorrektur beim Malen brauchte, besah sich, lachte sich an, zog sich den Frack zurecht und schritt dann feierlich und langsam im Atelier auf und nieder, bis die Mutter kam.

Sie blieb in der Thür stehen und betrachtete ihren Sohn, dann rief sie mit freudenhellstem Ausdruck in den alten, lieben, runzeligen Zügen:

— Nein, daß ich das noch erleben darf!

Der Sohn reichte ihr den Arm und sagte zur alten Aufwartung im Flur:

— Ist das Brautpaar nicht schön?

Bei Develhorsts war schon alles versammelt. Nur die Braut wartete noch, bis Niki gekommen wäre. Endlich trat sie ein im weißen Seidenkleide mit dem Myrtenkranz im Haar, und Niki überreichte ihr den Brautstrauß weißer Rosen. Man fand sie etwas „angegriffen“ ausschauend, aber es blieb keine Zeit zu langen Betrachtungen, denn sofort wurden die Wagen gemeldet.

In der Sakristei der Marienkirche warteten die übrigen Eingeladenen. Der Generalleutnant eilte, im Schmuck seiner Orden, geschäftigt hin und her, festzustellen, ob noch jemand fehle, aber in der Aufregung konnte er damit nicht zu stande kommen, so daß ihm Otto beispringen mußte:

— Alles da, Papa! 's kann losgehen!

Nun setzte sich der Zug in Bewegung, der General seine Tochter, Niki seine Mutter führend, dann folgten Brautführer und Brautjungfern, endlich die übrigen in langer Reihe.

Die kleine Kirche war gedrängt voll Zuschauer, die sich auf diese oder jene Weise Karten verschafft, viel Develhorstsche Bekannte, alte Kameraden des Generalleutnants und Verehrer von Niki Sandtners Kunst, Kollegen, Maler und Bildhauer, allerlei Leute, die bei allem dabei sein mußten, was in Berlin geschah und die Hochzeit des großen Malers nicht versäumen wollten. Er zeigte sich so

wenig in der Oeffentlichkeit, daß man ihn doch wenigstens auf diese Weise gern einmal sehen wollte.

Beim Durchschreiten der Neugierigen, die zu beiden Seiten des Mittelganges in den Kirchenbänken standen, entdeckte Niki seine drei Freunde, den schönen Gumpinger, Kühne, den Schriftsteller, und den Bildhauer Gerstenstock. Seine Frau, groß, ein wenig massig, schwarz, schön und geistlos dreinschauend wie immer, stand neben ihm. Der Maler begrüßte die Freunde durch leichtes Neigen, und sie winkten ihm stürmisch zu, so lieb, so wie immer, als alte Kameraden, daß er, wie er nun weiterschritt zum Altar, die Gewißheit mitnahm, sie hätten es ihm nicht übel genommen, daß er sie nicht eingeladen zu den beiden Tagen.

Der Geistliche sprach kurz, warm, eindringlich wie sie sein sollten ein Fleisch, ein Geist, wie sie sich immer erinnern sollten des Wortes: „Die Liebe aber ist die größeste unter ihnen". Er ermahnte sie, einander die Treue zu halten bis zum Grabe; dieser Stunde eingedenk zu bleiben ewiglich. Er feierte eine rechte Ehe als Freundesbund. Er sagte, die Gatten müßten Nachsicht üben einer gegen des anderen Schwächen und Fehler. Sie sollten sich ergänzen und gemeinsam tragen, was Gott ihnen an Prüfung geschickt, auf daß die Last leichter zu tragen wäre sie sollten miteinander Freude und Glück teilen, damit es doppelt würde.

Niki hörte die schönen, milden Weisheitsworte des alten Seelenhirten an, und sein Herz schwoll vor Wehmut, Glück und tiefer Bewegung. Laut klang sein „Ja",

als er gefragt ward, ob er dieser Jungfrau angehören wolle, und ein Schauer ging ihm über den Leib, als das „Ja" der Braut an seiner Seite tönte.

Dann erhoben sie sich, und er reichte Vera den Arm. Jetzt gehörten sie einander an für Zeit und Ewigkeit, nicht zu trennen. Nun hatte er das Recht, allein mit ihr zu gehen, die seinen Namen trug von dieser Stunde an. Und in der neuen Reihenfolge, das Brautpaar voran, schritten sie den Weg durch die Kirchenbänke zurück, in denen sich die Neugierigen drängten.

Die Orgel brauste in den tiefsten, gewaltigsten Registern, und dieses Mal, in Glückestraum und Seligkeit, sah Niki nicht mehr die Gesichter der Freunde, die ihm wieder zulächelten. Er sah nichts. Er schaute vor sich hin, geradeaus, wo durch das offene Kirchenportal das Licht flutend hereindrang in den dunklen Raum der Kirche.

Er meinte jetzt mit diesem Gange erst recht das Leben zu beginnen, das darzustellen, wie er es sah, ihm ein freundlichreiches Geschick in die Brust gepflanzt hatte. Er fühlte, daß sein Gesichtskreis sich erweiterte, daß ihm neue Schöpferkraft in Hirn und Herz und Händen wuchs. Die Kraft empfand er zu arbeiten, zu schaffen, zu bilden, was einst in seinem Inneren empfangen, nun groß geworden war und reif, ans Licht zu treten.

Die helle Sonne blendete von der Straße herein. Er blickte hinaus: er ging ja dem Lichte entgegen.

11.

Das junge Paar hatte auf die Hochzeitsreise verzichtet. Dafür wollten sie lieber den Sommer fort. Natürlich hatten sie niemandem etwas davon gesagt, und die Hochzeitsgesellschaft war im Glauben gewesen, die Neuvermählten gingen nach Italien. Sie hatten den Mädchen Weisung gegeben, keinen Menschen vorzulassen.

Vera gefiel dieser Gedanke. Es war etwas Besonderes, nicht der gewöhnliche Kreislauf, wie es alle Menschen machten. Die Heimlichkeit ihres ersten Aufenthaltes in der Wohnung sagte ihr zu. Da konnte sie doch ihren Niki ganz für sich allein haben. Sie würden leben wie die Turteltauben. Dabei gab es unendlich zu thun, denn die Einrichtung würde Wochen in Anspruch nehmen. Nur das Schlafzimmer war vollkommen hergerichtet, sonst hing noch nicht ein einziges Bild, kein Möbel stand am rechten Fleck, ja, es war noch nicht einmal ausgemachte Sache, daß die Verteilung der Räume auch wirklich so sein sollte, wie sie vorgesehen.

Nur die Ateliers waren natürlich Ateliers, und die Küche blieb ihrem Zweck erhalten. Sonst hätte Vera am liebsten alles umgestürzt. Aber schließlich stand es doch fest, daß Nikis ehemaliges Wohn- und Schlafzimmer, ein kleiner Raum neben dem Atelier, als Wohnraum eingerichtet würde, in dem man nachmittags Thee trinken könnte oder abends nach dem Theater noch einen Imbiß zu sich nehmen.

— Das muß ‚Schmollwinkel‘ heißen! Oder ‚After-

noon-tea-Zimmer' — aber das ist zu lang! meinte Vera, indem sie sich an Niki lehnte. Er war sehr glücklich über den Gedanken. Dort neben dem Atelier mußte Vera sein, während er arbeitete, denn sie hatte erklärt, ihn nie auch nur einen Augenblick verlassen zu wollen. Dann würde sie nebenan sitzen mit einer Handarbeit, lesend, ihren Haushalt ordnend, und das beseligende Gefühl der Nähe der Geliebten mußte überströmen in sein Schaffen, es segnen.

Die beiden Vorderzimmer machten sie zu Salons Das große mit den neuen Möbeln; in das kleinere wurde Veras Mädchenzimmer aus der Bellevuestraße übertragen, an dessen Stelle sich der General jetzt ein Fremdenzimmer eingerichtet hatte. Das Berliner Zimmer ward Eßzimmer. Hinten neben dem Schlafzimmer des jungen Paares blieb ein Raum leer, an den Küche und Mädchenkammer stieß. Vera hatte gefragt wozu? und ihren Kopf an Nikis Brust geborgen, als er geantwortet:

— Falls wir etwa nicht allein bleiben sollten zum nächsten Jahre, denn sonst, wenn wir nicht Platz hätten, müßten wir ja gleich wieder ausziehen!

In den ersten Tagen wurden fortwährend die Möbel hin und her geschoben. Dieses paßte nicht und jenes. Einmal mußte ein Sofasitzplatz hergerichtet werden, ein andermal versuchten sie, ob es nicht hübsch wäre, alles wirr durcheinander zu stellen. Und immer nachdem sie einen Stuhl an eine andere Stelle gesetzt, belohnten sie einander für die aufgewendete Mühe durch einen Kuß. Dadurch kamen sie nur langsam vom Fleck. Dazwischen schwatzten sie dann auch und erzählten:

— Weißt du noch, wie unsere Hochzeit war, Vera?

— Natürlich.

— Weißt du wirklich, wer alles da war?

Sie begann sämtliche Eingeladene aufzuzählen. Von den meisten hatte Niki nur eine flüchtige Erinnerung. Er ließ sich die Familienverhältnisse, den Grad der Verwandtschaft auseinandersetzen, dann stöhnte er über die Menge Namen und Menschen, indem er sich im stillen freute, nicht weiter von ihnen belästigt zu werden. Nun erinnerten sie sich gegenseitig an einzelne Vorkommnisse und kleine Ereignisse bei der Hochzeit: wieviel Reden gehalten worden und wer alles gesprochen, daß der Vater — so nannte auch Niki jetzt den General — trotz langjähriger Übung im Sprechen während seiner Dienstzeit, regelrecht stecken geblieben sei, so daß einige peinliche Augenblicke eingetreten waren.

Wie sie so von einem zum anderen kamen, wie sie Otto lobten, der sich gleich so herzlich zu ihnen gestellt, blieben sie unwillkürlich bei Ewald. Als Vera den Namen nannte, schwieg Niki. Sie erzählte noch etwas von ihrem Bruder. Er antwortete nichts darauf. Da nahm sie seine beiden Hände — zog ihn in eine Ecke des Salons aufs Sofa und fragte:

— Niki, du mußt mir die Wahrheit sagen — du kannst Ewald nicht leiden. Nicht wahr?

— Er . . . er war nicht gerade sehr freundlich gegen mich.

— Es ist nicht seine Art, liebenswürdig zu sein, weißt du?

Der Maler brauste auf. Im Glücke seines Festtages

hatte er sich über den eisigen, beinahe ungezogenen Schwager keine Gedanken gemacht. Nun kam die Überlegung hinterdrein, und er gestand sich, wie Ewalds Benehmen im Grunde genommen so gewesen war, daß er keine Veranlassung hatte, sich um den Menschen irgend zu kümmern. Er antwortete mit einiger Erregung in der Stimme:

— Liebenswürdig — das verlange ich nicht einmal, wenn ich ihm nicht passe; aber ich denke, er braucht deswegen noch nicht ungezogen zu sein!

Damit brachen sie das Gespräch ab. Nur am Nachmittage, als sie wieder an derselben Stelle im Zimmer neben dem Atelier der Verabredung gemäß den Thee tranken, fragte Vera noch einmal:

— Aber sonst sind sie doch alle nett gegen dich, Niki? Papa und Otto, nicht wahr?

Er gab es freudig zu, indem er nun seinerseits wissen wollte, ob ihr die Mutter denn nicht auch gefalle. Vera hatte schon ihr Urteil gesagt. Jetzt wiederholte sie es, daß sie die alte Frau lieb hätte wie ihre eigene Mutter.

Da sie nun in ihrer Zurückgezogenheit noch keines der Eltern gesehen hatten, beschlossen sie, in diesen Tagen sowohl Vater als Mutter einmal ganz unerwartet zu überfallen. Aber so bald wurde nichts daraus. Sie waren noch immer zu sehr mit sich selbst und der Einrichtung beschäftigt. Vor allem war ihr eines aufgefallen: die Möbel waren angeschafft, Teppiche, Vorhänge dazu — aber es fehlten die kleinen Gegenstände die ein Zimmer erst wohnlich machen.

Vera besaß zwar eine Menge von Nippesgegenständen,

doch es fand sich, daß das eigentlich nur für ihr kleines Zimmer ausreichte, das sie Boudoir nannten. Was sich etwa im Atelier befand an Waffen, Teppichen, Decken, alten japanischen Bronzen und Masken, das sollte auch dort bleiben.

Sie trösteten sich zwar damit, daß es in jeder jungen Ehe wohl ähnlich sein würde und die Vervollständigung der Häuslichkeit erst mit den Jahren durch Anschaffungen und Geschenke stattfinden könnte. Aber Vera wollte nicht so lange warten. Ein förmliches Fieber einzurichten hatte sie befallen. Es mußte alles gleich sein. Der Gedanke, Geduld haben zu sollen, war ihr fürchterlich. Darum schlug sie vor, etwas zu kaufen, damit es nicht so kahl und leer in ihren Räumen aussähe.

Niki wollte erst an das Aufhängen der Bilder gehen. Mit seinen älteren Entwürfen hätten sie ein ganzes Museum ausstatten können, so viel gab es ihrer. Doch Vera hatte einmal den Gedanken gefaßt, einzukaufen. Dabei wollte sie bleiben. Als er nicht sofort zustimmte, umarmte sie ihn zärtlich und erstickte ihn fast mit Küssen, indem sie unausgesetzt bat:

— Mein Niki, so thue mir doch den Gefallen! Bitte, bitte. Die Bilder hängen wir ein andermal auf.

Da freute er sich, seiner jungen Frau einen Wunsch zu erfüllen, weil sie so schön bat, und sie gingen zusammen in die Stadt, um Einkäufe zu machen. Sie war sehr stolz, an seinem Arme zu schreiten, und er freute sich, wie die Leute seiner schönen, jungen Frau nachblickten. Was sie kaufen wollten, wußten sie eigentlich nicht. „Etwas Schönes“ mußte es sein. Vera träumte von etwas „ganz

Apartem", das kein anderer Mensch besäße. Als sie hin und her überlegten, immer im gehen die Läden der Leipzigerstraße musternd, sahen sie ein paar Bekannte von weitem, die Eltern einer Freundin Veras, die Brautjungfer bei ihrer Hochzeit gewesen war.

Schnell bogen sie in die Wilhelmstraße ein, Vera in der ersten Befangenheit der eben Verheirateten, Niki, weil er einem Ausfragen der fremden Leute, die ihm gänzlich gleichgültig waren, aus dem Wege gehen wollte. Sie freuten sich beide über ihre Flucht, lachten und drückten einander den Arm. Vera sprach:

— Wir wollen keinen Menschen sehen! Was gehen uns die anderen an?

Dann blieben sie unter den Linden an einem Schaufenster stehen. Bronzen waren ausgestellt, die Vera reizend fand. Süßliche, geleckte Ware, für den Handel, für Leute mit ungepflegtem Geschmack. Sie begriff nicht Nikis Widerstand, der erklärte, solches Zeug nicht in seinem Hause zu dulden.

Wenn es sich um die Kunst handelte, wurde er lebhaft, dann flossen ihm die Worte reicher, dann entzündeten sich seine Gedanken. Er mußte Vera erziehen zu seinem Geschmack. Er hatte sich ausgemalt, wie sie an ihm wachsen sollte, wie er ihren Geist bilden müßte und ihre Anschauungen. Er hatte es als besondere Freude empfunden, ihr eine Richtung zu geben, der seinen gleich. Sie war ja so jung und biegsam, sie würde mit der Anpassungsfähigkeit der Frauen bei ihrer Schmiegsamkeit und Auffassungskraft eine gelehrige Schülerin sein.

Es sollte ja sein Glück werden, sie, die er sich zur Gefährtin erkoren, zu erziehen zur rechten Frau eines Künstlers. Und er begann ihr zu erklären, warum jene Bronzen vor dem Künstlerauge nicht bestehen könnten, daß sie unkünstlerisch und glatt wären, charakterlos, süßlich, abscheulich, für Philister in die gute Stube.

Während er sprach, waren sie weiter und weiter gegangen über die Friedrichstraßenkreuzung dem Schlosse zu. Er erzählte fortwährend und war so eifrig in seinen Auseinandersetzungen, daß er Vera nicht ins Gesicht sah, bis er endlich bei einem Blicke merkte, daß sie Thränen in den Augen hatte unter dem Schleier.

Da kam er zur Wirklichkeit zurück und machte sich Vorwürfe, daß er seine junge Frau durch seine wegwerfenden Worte gekränkt, statt ihr langsam mit der Zeit einen besseren Geschmack beizubringen. Um seinen Fehler wieder gut zu machen, schlug er ihr vor, sofort zu Gurlitt zu gehen, wo, wie er wußte, eine Reihe Kunstgegenstände ausgestellt waren. Dort würden sie schon etwas zur Ausschmückung ihrer Zimmer finden.

Köppings Gläser standen da in einem Glasschranke: wundersam geformte, stilisierte und doch natürliche Blumenkelche in allerlei Farben. Vera fand sie, wie ihr Mann, von hervorragendem Geschmack und stiller Schönheit. Nur für unpraktisch hielt sie die Gläser. Man könne sie nur hinstellen, nicht daraus trinken.

— Das soll man auch gar nicht! — gab Niki lachend zurück und wählte einige aus. Dann betrachteten sie die Gemälde miteinander, und Vera lauschte eifrig ihres

Mannes Bemerkungen, die ihr vom Wesen und Schaffen dieses oder jenes Malers ein Bild zu geben suchten. Er bemühte sich die Technik zu erklären, besprach die Komposition, Wahl des Verwurfes und Farbengebung. Einigen zollte er Anerkennung; Bewunderung einem Böcklin; ein einzelnes Bild, von mächtgem Umfang, das jedoch nichts dem Beschauer zu sagen wußte, nannte er einen „Riesenschinken", den Künstler einen „Kitschmaler", einen „Verbrecher" und sein Werk eine „croûte".

Vera hörte aufmerksam zu, hing an seinen Lippen, bewunderte sein Urteil, sein Wissen. Seine Ausdrücke ließ sie sich erklären, wenn sie ihr unverständlich waren.

Als sie heimkehrten, meinte sie ganz erschrocken:

— Ich weiß gar nicht mehr, wo mir der Kopf steht vor lauter Namen und Bezeichnungen. Ich glaube, ich habe alles schon wieder vergessen! Ist das nicht schrecklich, Niki?

— Es kommt alles mit der Zeit! antwortete er lächelnd. Doch sie schüttelte ein wenig traurig den Kopf.

— Ich glaube, das werde ich mir nie merken!

— Du mit deiner Schlauheit?

— Ich bin nicht schlau!

— Wir werden ja sehen! Freust du dich denn über die Gläser?

— Riesig, Niki. Die sind schön!

— Du findest sie wirklich schön?

— Praktisch nicht gerade, aber schön. Ja, ja, ich finde sie schön.

— Und du hast sie lieber als die Bronzen?

Sie senkte verlegen das Köpfchen:

— Niki, versprich mir, nie wieder von den Bronzen anzufangen!

Abends kamen die Gläser an, und es wurden ihnen sofort nach Erproben ihrer Wirkung hier und dort Plätze angewiesen. Aber es fand sich bald, daß sie längst nicht ausreichten, den Zimmern einen wohnlicheren Anstrich zu geben. Überall fehlte noch etwas. Sie mußten in den nächsten Tagen wieder auf die Suche gehen.

Es war schon spät geworden, doch Vera konnte es nicht erwarten, die Bilder aufzuhängen, die im Atelier irgendwo lehnten, und sie schickten die Mädchen zu Bett, nachdem sie sich hatten Nägel, Hammer und Diebeleisen geben lassen. In der Stille der Nacht gingen sie daran, die Gemälde auszusuchen, dann vom Atelier durch den langen Gang nach vorn in den Salon zu tragen. Vera wollte helfen, doch Niki trug allein. Sie könnte sich Schaden thun bei dem schweren Heben, meinte er. Da bewunderte sie seine Kraft, daß er die großen Bilder in den Riesenrahmen trug, als wären sie Kinderspielzeug, und er freute sich ihrer Anerkennung, ließ die Muskeln seiner Arme befühlen und zeigte ihr, wie sie in der Beugung zum steinharten Knollen anschwollen.

Er war stolz auf seinen kräftigen Körper:

— Das gehört zum Gleichgewicht im Menschen. Ich arbeite mit Kopf und Herz, da darf der Arm nicht vergessen werden. Drum habe ich früher gern gefochten und Hantelübungen gemacht!

— Aber du arbeitest doch immer mit der Hand beim Malen, mit dem Arm . . .

— Nein, daß ist nur äußerlich. Ich denke, eigentlich arbeite ich nur mit Auge, Gehirn, Seele.

— Und der Handfertigkeit . . .

— Die wird von dem anderen erst geleitet . . .

Sie begriff es nicht recht. Sie hatte gemeint, die Geschicklichkeit der Finger sei doch das, was den Ausschlag gäbe.

Als die Bilder drüben lehnten, gewahrte sie erst, wie er ihr die einzelnen zeigte, daß es lauter Dedikationen von anderen Malern waren. Von Niki selbst war keines dabei. Vera aber wollte nur Bilder von ihrem Niki im ihrem Salon haben. Dagegen wehrte er sich jedoch. Er fände, es sehe sonderbar aus, wenn er mit eignen Werken die Wände der Wohnräume schmücke! Vera dachte einen Augenblick nach:

— Du hast recht, Niki, dann könnten die Leute sagen, wir hingen hier das auf, was niemand haben wolle, was unverkäuflich sei!

Nikis Augen wurden groß. Der Stolz des Künstlers bäumte sich in ihm auf. Er dachte an seine bitteren, schweren Anfänge, als niemand von ihm etwas wissen wollte, als man ihn zurückgewiesen auf den Ausstellungen, als man Bilder von ihm verlacht, an die er Tage, Nächte, Wochen, Monate seines Lebens gesetzt hatte.

Und er hielt inne beim Nageln, drehte sich auf der Küchenleiter herum, die er herbeigeschafft zu seiner Arbeit, und sagte beinahe drohend, den Hammer in der Rechten wiegend:

— Und wenn sie das dächten! Wenn sie dächten,

das sind lauter unverkäufliche Bilder, so wäre das nur eine Ehre! Ein Lob für meine Bilder! Denn weißt du, was so fortgeht wie warme Semmeln, das ist oft gerade das Schlechte. Und was keiner haben will, dafür werden manchmal, wenn der Künstler tot ist und begraben und vermodert, Hunderttausende geboten!

Vera blickte ihn erstaunt an. Sie erschrak fast vor seinem Ausdruck, antwortete nicht, sondern ließ ihr Auge starr auf ihm ruhen.

— Was hast du denn? — fragte Niki nach einer Weile, und sein erhobener Arm sank langsam herab. Die augenblickliche Erregung war von ihm gewichen. Die Spannung seiner Züge ließ nach. Sein Ausdruck wurde weich. Er lächelte die schöne junge Frau am Fuß der Leiter an, die Frau, die ihm gehörte, deren Besitz ihn glückselig machte über die Maßen. Das Licht stand hinter ihr, so daß ihr Gesicht im Dunkel lag und nur ihre Gestalt sich abzeichnete, der vornehme Kopf mit dem Blondhaar, das in einzelnen, widerspenstigen Strähnen hell erleuchtet ihre Stirn umbog.

Er lächelte noch einmal:

— Was hast du denn, Vera?

Das junge Weib in ihr regte sich. Sie hatte ihn bewundert in seiner Erregung und sprach langsam:

— So bist du hübsch, Niki!

Da warf er den Hammer fort, sprang herab und schloß Vera in die Arme. Sie küßten sich heiß. Er bedeckte Hals und Wangen mit seinen Küssen, und als sie eine Sekunde aufatmen konnte, fragte sie, indem sie das Köpfchen schelmisch hob:

— Hast du das gern, wenn ich das sage?

— Das sollst du immer sagen! Immer!

Sie nahm seinen Kopf in beide kleinen Hände und bog ihn rückwärts, ihn zu betrachten:

— Dann sage ich's noch mal: du bist hübsch, Niki! Du gefällst mir! Ich liebe dich so sehr!

Und nach einer Weile, beinahe zaghaft:

— Gefalle ich dir auch?

— Vera, mein Lieb! war nur seine Antwort.

Dann schritten die jungen Gatten Arm in Arm davon, nachdem sie hinter sich das Licht gelöscht!

12.

Nun hatten sie sich auch wieder bei den Eltern gezeigt. Bei der ersten Begegnung mit ihrem Vater war Vera etwas befangen gewesen. Es war doch ein eignes Gefühl, in die Räume als Frau zum erstenmal zurückzukehren, wo sie als Mädchen ihre ganze Jugend verbracht hatte. Der Generalleutnant war glücklich, sie wiederzusehen. Er küßte und herzte sie, wie es sonst nicht in seiner Art lag, und sagte ganz weich:

— Es war so fürchterlich still in der Wohnung, seit du fort bist, Vera.

— Armer Papa!

Dann wandte sich der alte Herr zu seinem Schwiegersohn:

— Eigentlich müßte ich dir böse sein, daß du sie mir weggenommen hast!

Niki meinte bedauernd:

— Das thut mir aber leid.

Doch der General wollte einen Scherz machen und stellte sich wütend:

— Was, was! Leid thut dir's! Es thut dir leid, Vera gekriegt zu haben? Gieb sie her. Gieb sie mir gleich wieder . . . Willst du?

— Nein, das kann ich nicht. Ich bin ja so unaussprechlich glücklich mit ihr!

Ein Freudenblitz zog über die Züge des Vaters. Schnell bot er Niki die Hand:

— Freut mich. Freut mich riesig. So soll's sein. Da habe ich am Ende mit meiner Erlaubnis doch das Richtige getroffen. Und du, Vera, wie steht's mit dir? Möchtest du nicht wieder zu deinem alten Vater zurück?

Sie klammerte sich verlegen an Niki, der, sie streichelnd, sagte:

— Aber Papa, das ist grausam, sie so was zu fragen.

Der alte Herr zwinkerte ihm mit den Augen zu und sprach wieder in barschem, fast befehlendem Ton:

— Vera, Kind, jetzt antworte mal! Du möchtest nicht zu deinem alten Vater zurück? Aber sage die Wahrheit, das bitte ich mir aus!

— Nein, antwortete sie leise und fiel Niki um den Hals, während der General laut lachend rief:

— Hab ich dir Angst gemacht? So soll's ja sein! So sollte es immer sein. Ich habe es gar nicht anders erwartet. Du sollst Vater und . . .

Er unterbrach sich, schluckte „Mutter“ hinunter und fuhr fort:

— Das Elternhaus verlassen, und dem Manne anhangen . . . So oder ähnlich stehts ja wohl in der heiligen Schrift . . . Na, also so soll es eben sein. Nun sorgt bloß mal dafür, daß es auch immer so bleibe . . .

Bei Nikis Mutter empfand Vera keine Verlegenheit. Die alte Frau war erst neu in ihr Leben getreten, das gab einen Unterschied. Dazu war sie so gut und bewunderte, durch ihres Sohnes Augen sehend, nun die Schwiegertochter so sehr, daß die junge Frau wußte, die Mutter werde mit allem einverstanden sein, was sie thäte.

Sie ließ sich von den Kindern erzählen, wie alles eingerichtet worden, wo die Möbel hingekommen, die sie so schön empfunden, in welchem Zimmer sie wohnen und sich aufhalten würden, wo essen. Als dann Niki ein paar Worte heimlich mit Vera wechselte und schließlich feierlich die Mutter für Sonntag zum Essen einlud, da weinte die alte Frau beinahe Thränen der Rührung, nun zum erstenmal im Hause ihres Sohnes am Tisch zu sitzen.

— Ich bin richtig eingeladen. Richtig eingeladen! wiederholte sie immerfort.

Als sie dann Sonntags erschien, war es wie ein

großes Fest. Vera hatte selbst mit den Tisch gedeckt, damit auch alles genau in Ordnung wäre. Sie fürchtete nur, mit ihrer Küche keine Ehre einzulegen, doch es ging alles ausgezeichnet. Nichts war versalzen oder angebrannt, und die Mutter sowohl wie der Generalleutnant, den sie auch gebeten hatten, fanden das Essen ausgezeichnet.

Nach Tisch ging es zum Kaffee und zur Cigarre in den kleinen Raum neben dem Atelier. Beide Eltern hatten die Einrichtung vorzüglich gelungen gefunden. Nur daß kein „Herrenzimmer" da wäre, wollte dem alten Herrn nicht ganz einleuchten. Niki verstand das nicht und erklärte, das sogenannte Herrenzimmer, das den Arbeitsraum des Hausherrn darzustellen hätte, wäre eben bei ihnen wie bei jedem Maler das Atelier. Das fand der General „ungemütlich", keine nette Ecke, zu groß und luftig. Er könne sich an diese riesige Fensterwand wie beim Photographen nun einmal nicht gewöhnen.

Niki nahm es lächelnd hin. Von dem alten Soldaten war es eben nicht anders zu verlangen.

Der General war abends eingeladen und ging gegen sieben Uhr. Die Mutter sollte noch bleiben, aber sie lehnte ab, indem sie behauptete, für das erste Mal sei es lange genug gewesen. Als die Kinder das Gegenteil behaupteten, schützte sie Müdigkeit vor. Nur dem Sohne gestand sie, während Vera einen Augenblick hinausgegangen war, nach dem Abendessen zu sehen, daß sie nicht müde wäre, es nur besser fände, nicht gleich stundenlang zu bleiben.

Dann nahm sie die Gelegenheit wahr, wo sie Niki

allein hatte, und fragte ihn hastig mit einem unwillkürlichen Blick nach der Thür:

— Nun sage mir aber auch noch schnell etwas — ich habe dich ja jetzt nie mehr allein . . .

— Was soll ich sagen, Mutter?

— Bist du auch wirklich glücklich?

Er antwortete aus vollem Herzen:

— So glücklich, wie ich nie geglaubt hätte, je in meinem Leben werden zu können!

— O, wie mich das freut, Niki!

Er küßte ihr die Hand, während gerade Vera wieder eintrat. Sie sah die Szene und fragte lächelnd:

— Was gab es denn, Niki?

Die Mutter hustete ein wenig, und Niki antwortete schnell:

— Wir sprachen über jemand!

— Über jemand. Nur über jemand?

— Über dich.

Nun wurde sie neugierig:

— Uber mich? Was war es denn?

— Ei, nicht wahr, das möchtest du wohl wissen!

Da nun Vera ein ganz klein wenig verstimmt that, sagte die Mutter lächelnd sofort:

— Es war nur Gutes, Vera!

Sie freute sich, und die Sache war abgethan. Dann ging die Mutter davon, und das junge Paar schaute ihr noch vom Fenster aus nach, wie sie gebeugt und trippelnd die Viktoriastraße hinunter eilte. Als man sie nicht mehr sah, drehte sich Vera herum und bat Niki, zu erzählen,

wovon er vorhin mit der Mutter gesprochen. Er wollte es nicht gleich sagen, da bestürmte sie ihn mit Bitten. Ihr Eifer machte ihm Spaß. Er wollte sie zappeln lassen, aber plötzlich wurden ihr Bitten so stürmisch und flehend, daß er fast erschrak über den leidenschaftlichen Ausdruck ihres Gesichtes. Er fragte in leichtem Tone, scherzend:

— Liegt dir denn so viel daran, das zu erfahren Vera? Es ist doch nichts Wichtiges!

Sie schloß die Arme um ihn, indem sie mit plötzlich geröteten Wangen gestand:

— Ja, ja, es ist wichtig. Es liegt mir daran. Du mußt es mir sagen. Niki, sei doch nicht so grausam. Sage es mir doch. Bitte, bitte, bitte, bitte, so sage es mir doch. Wenn ich so bitte, mußt du es mir sagen. Ich habe doch auch ein Recht, es zu erfahren. Ich muß alles erfahren von dir. Hörst du, Niki — alles. Du darfst kein Geheimnis vor mir haben.

Er erklärte ihr, es wäre doch kein Geheimnis, nur eine ganz geringfügige Sache. Dann gestand er endlich:

— Mutter hat mich gefragt, ob ich glücklich mit dir wäre!

Sie blickte ihn mit großen Augen starr an:

— Und was hast du gesagt?

— Ja!

Vera jubelte auf, umarmte ihn, küßte ihn auf Wangen und Mund, gebärdete sich wie ein glückseliges Kind. Sie dankte ihm für seine Antwort, streichelte ihm Haar und Hand, sodaß er beinahe verwundert fragte, ob

sie denn hätte glauben können, er würde etwas anderes sagen! Es sei doch selbstverständlich, was er geantwortet, und kein besonderes Verdienst.

Beim Abendessen zu zweien allein hatte sie plötzlich einen Gedanken. Sie wollten den Tag feiern, sie wollten eine Flasche Champagner zusammen trinken. Noch nie in ihrem Leben hätte sie Sekt bekommen, wenn sie gerade einmal Lust gehabt. Nur immer zu Geburtstagen oder offiziellen Gelegenheiten.

Der leicht entflammte Künstler fand den Gedanken reizend, allein mit seinem Weibe ein Glas Schaumwein zu schlürfen, wie er es sonst nur in Mitte übermütiger Gesellen gethan. Da unter den Vorräten der jungen Wirtschaft Sekt nicht vorgesehen war, mußten sie eine Flasche aus der nächsten Weinhandlung holen lassen.

Als der Wein dann in den Gläsern perlte, ward des Malers Stimmung immer freudiger und angeregter. Er scherzte, lachte, erzählte Schwänke und Streiche aus seinen Lehrjahren in Paris. Immer weiter öffnete sich sein Herz. Es war ihm, als könne er seiner jungen Frau alles und alles sagen, als fielen alle Schranken, als entblöße er sein innerstes Sein, wie noch nie einem Menschen gegenüber. Am Anfang war doch noch etwas zwischen ihnen gewesen, das letzte Grenzen zog. Sie mußten sich aneinander gewöhnen, ineinander finden. Etwas wie eine ganz leise jungfräuliche Verlegenheit in der Seele des Mannes war doch geblieben. Die schwand und schwand, und er meinte sich gehen lassen zu sollen, ganz wie er war.

Sie saßen einander gegenüber, Auge in Auge. Vera

streckte ihre Hand über den Tisch, und er legte die seine hinein:

— Weißt du, Vera, was das Schönste ist auf der Erde?

— Sage es mir.

— Das Schönste, das uns Menschen gegeben ward, ist zu schaffen. Aus nichts etwas zu machen. Das gewährt die größte Befriedigung, das tiefste Glück. Dagegen ist alles andere nichts, verschwindet und versinkt. Dann ist alles gleichgültig, so entsetzlich gleichgültig — alles, was es auf der Erde giebt. O, Vera, wenn du das einmal empfinden könntest! Einmal nur! Einmal und dann nicht mehr leben. Dann ist ja alles matt und tot und hat gar keinen Zweck. Und du wirst, du sollst es mit erleben, mit mir. Du bist ja meine Frau, mein ein und alles, meine Göttin, die ich anbete. Du sollst ja dasselbe werden wie ich, aufgehen in mir und ich in dir. Du sollst mich verstehen, wie nie ein Künstler verstanden ist. Hörst du. Du, die ich mir gewählt, der ich den Kranz zu Füßen gelegt, die ich liebe, liebe, liebe ... Ich habe so viel geträumt davon, wie es sein müßte zwischen uns, daß du mit mir arbeiten sollst, mit mir kämpfen und ringen und fühlen. Mit mir weinen um meine Kunst, wenn es mir nicht gelingen will, wenn die Stimme schweigt in dürren Stunden, die mir das Herz bewegen soll, die mir ins Ohr flüstert, was die Seele spricht, was ich arbeiten soll, die mir die Finger ansetzt und krümmt und streckt zum Werk, die mir die Hand regiert. O Gott, wenn die Stimme schweigt, das Innere tot ist, die Seele sich nicht regt! O Gott, wenn es leer ist, und ausgebrannt

darin, wenn kein Flügelschlag des Genius sich regt. Meeresstille . . . die Segel an den Mast schlagen . . . keine Möglichkeit, weiterzukommen! O Vera, siehst du, diese Stunden kommen, sie kommen sicher, sie melden sich immer ab und zu: dann ist es, als wäre das Hirn erstarrt, als hielte die Seele ihre Atemzüge an . . . als hörte das Herz auf zu schlagen. Und dann ist man unnütz und elend auf der Welt, sich selbst und anderen zur Last, nichts wert, nichts, nichts, daß man sich töten möchte, nur daß der Fluch von der faulen Hand genommen würde, von der feigen, — feigen, denn Feigheitüberkommt einen dann, elende, jammervolle Feigheit. Man zittert, wieder ins Atelier zu gehen. Man zittert, nur die Bilder zu sehen, die dort lehnen als Zeugen glücklicherer Stunden. Vera, das wirst du mit erleben, das wirst du mit durchkämpfen müssen mit deinem Mann. Du kennst ihn noch nicht klein, du kennst ihn nur in der Kraft, in der Laune, im Können. Sieh einmal an, als ich dein Bild malte, damals war ich auch einmal auf solchem toten Punkt, aber ich habe es dir verborgen. Ich hatte noch kein Anrecht auf dich, und ich hätte es dir auch nicht zeigen können, mögen, dürfen. Nein . . . nein . . . Aber wenn du das mit erlebst, wenn die nächtigen Stunden über mich hereinbrechen, dann Vera, Vera, sollst du mich stützen, halten. Dann will ich zu dir kommen dürfen und Ruhe und Trost bei dir suchen. Dann will ich meinen Kopf in deine Hände legen, und du sollst mir die Stirn kühlen, die heiße Stirn!

Er hatte in immer größerer Erregung gesprochen, stand auf und kniete neben Vera am Tisch hin, indem er ihre Hand küßte und seinen Kopf an ihre Schulter lehnte.

So hatte sie ihn nie gesehen. Das hatte sie nicht geahnt. Seine Erregung erschien ihr wie eine fremde Welt. Aber sie bewunderte ihn, bewunderte seine Worte, die er so schön gefunden, seine Leidenschaft, seine Begeisterung. Der Stolz ließ ihr Herz schwellen, daß der große Künstler ihr Mann sei und sie teilnehmen, ja ihm helfen solle bei seinem Schaffen. Nur, daß er Augenblicke der Schwäche hatte, begriff sie nicht. Sie hatte ihn für sicher, fertig und stark gehalten, und sie vermochte sich keine andere Vorstellung von ihm zu machen.

Wie er so neben ihr kniete, kam ein jähes Dankes- und Begeisterungsgefühl über sie. Seine Hand ergriff sie und drückte einen Kuß darauf.

— Das sollst du nicht! — rief er, die Hand ihr entziehend. Aber sie sagte:

— Sie macht doch alle die schönen Sachen, die herrlichen!

Niki seufzte auf:

— Ach, wenn sie wirklich immer herrlich wären!

Dann aber änderte sich jäh seine Stimmung:

— Aber Vera, ich muß glauben, daß sie herrlich sind, als ... als Selbsterhaltung. Manches mag ja auch gelungen sein. Ja, es klingt sonderbar, wenn ich es selbst gestehe: vieles ist gut. Und jede Arbeit ist gut während der Arbeit! Muß gut sein, denn wo sollte ich sonst die Begeisterung hernehmen? Ich muß damit zufrieden sein. Einiges ist mir ge-

lungen, das ist wahr. Einiges ... einiges ist gut ... Darüber freue ich mich. Darauf bin ich stolz. Weißt du, Vera, wenn das Werk vorwärtsgeht, wenn man mit ganzer Seele dabei ist, wenn die Kraft in die Finger strömt ... Hahahaha ... das sind doch die größten Augenblicke im Leben. Wenn man in fieberhafter Eile die letzten Striche macht, wenn man die Palette beiseite wirft und sagt: So, jetzt ist es gnt. Das Gefühl kannst du dir nicht denken! Und dann sollst du wieder mit mir sein, sollst meinen Jubel teilen, sollst glücklich sein. Wir wollen uns freuen, wir wollen lachen und springen, wollen uns küssen und lieb haben. Jedesmal, wenn ein Werk fertig ist, dann trinken wir darauf, Vera. Dann trinken wir ein Glas Sekt, willst du? Siehst du, so wie jetzt. Komm, nimm das Glas. Hier setze dich her, auf mein Knie ... Hier ... nun wollen wir anstoßen, Vera. Sage du, worauf ...

Er hatte sich gesetzt, und sie nahm leicht auf seinem Knie Platz, das Glas in der Hand. Im Spiegel drüben konnten sie sich sehen. Niki fiel bei dem Anblick plötzlich das Selbstbildnis Rembrandts und seiner Frau ein in der Dresdener Galerie:

— Wie Rembrandt! — sagte er lächelnd. Vera verstand nicht gleich, und er erklärte kurz:

— Ich meine ein Bild ... also nun sage mir, worauf du trinkst.

— Auf ... auf dich, mein geliebter, lieber, süßer, guter, großer Mann!

— Und auf dich ... auf die Künstlerfrau, die unter allen den Männern, den schönen, glänzenden, reichen, unter den

Grafen und Herren, Offizieren und Dienern des Throns, die sie haben wollten, keinen gewählt hat, sondern ihnen allen, einen ernsten, einsamen, stillen Künstler vorzog!

Ein Gefühl kam über Vera, als habe sie etwas wie ein Opfer gebracht. Sie wußte nicht, warum, aber ihr Niki sagte es doch selbst. Und sie empfand etwas im eignen Herzen, als habe sie etwas Großes gethan, als habe sie entsagt. Sie fühlte sich als das, was der Gatte so gern in ihr sah: als Künstlersfrau. Das gab ihr etwas Neues, einen besonderen Schein, eine Bedeutung, in der sie sich sonnen durfte. Das Wort Kunst, das bisher in ihrem Ohr noch keine greifbare Gestalt gewonnen, dünkte ihr selbst etwas, das Ehrfurcht gebot. Niki redete davon nur wie von etwas ganz Hohem und Heiligem. Sie schmiegte sich mit wirklichem Spürsinn der Sprache ihres Mannes an, ohne doch ganz die Tiefe zu fassen, als sie ihr Glas an seines klingen ließ mit den Worten:

— Wir wollen anstoßen auf deine Kunst!

Er jauchzte laut auf und schloß sie in die Arme:

— Vera, das ist das Schönste, was du mir sagen konntest. Ja, wir wollen anstoßen auf meine Kunst!

Dann leerte er sein Glas bis auf die Neige, drehte es um, zu zeigen, daß kein Tropfen mehr darin sei. Vera that es ihm nach, und sie setzten die Gläser auf den Tisch.

Da fiel es ihm drückend auf die Seele, daß er nichts mehr gearbeitet . . . so lange. In seiner gehobenen Stimmung schwebten ihm hundert Pläne vor, was er alles malen wollte.

Entschlossenheit kam über ihn. Er schenkte schnell die Gläser wieder voll, hob seines und sprach sehr ernst, aber voll freudiger Zuversicht mit Bestimmtheit im Ton:

— Auf das nächste Werk, daß es uns Ehre mache, das erste Bild in unserer Ehe. Morgen fange ich an zu arbeiten!

13.

Nun machte sich Niki an die Arbeit. Er nahm allerlei Studien und Entwürfe vor, ob sie ihm einen Anhalt zum neuen Bilde gäben. Von den Plänen vom Tage vorher hatte noch keiner festere Gestalt gewonnen.

Während er hin und her ging, in den weggelegten Sachen wühlte und kramte, lief Vera ab und zu herein, neugierig sich umschauend, wie es mit der Arbeit stünde. Sie wunderte sich, daß noch nichts zu sehen wäre. Eigentlich hatte sie sich eingebildet, nachdem einmal die Leinwand auf die Staffelei gestellt, müßten die ersten Spuren des neuen Bildes binnen fünf Minuten zu erblicken sein.

— Was willst du machen? — fragte sie ihn.

Er wußte es nicht, gab ihr einen Kuß und meinte:

— Das muß sich erst finden mit der Zeit.

Als Vera nun merkte, daß vor der Hand noch nichts wurde, ging sie davon, um sich um ihre Wirtschaft zu

kümmern, wie sie sagte. In Wirklichkeit irrte sie in den Zimmern umher und langweilte sich ein wenig. Mit der Köchin sprach sie ein paar Worte. Dann ging sie an das Erkerfenster im Salon und guckte hinaus. Aber die Viktoriastraße lag still und öde im Sonnenschein da, nur ab und zu rasselte einmal eine Droschke vorüber.

Die junge Frau besah ihre Nägel, zupfte an ihrem Morgenrocke herum, stellte sich ein wenig vor den Spiegel und fing endlich an Klavier zu spielen. Sie konnte nicht viel, nur soviel um einmal jemandem etwas vorzuspielen, der aus Artigkeit danach verlangte, weil er ein Instrument im Zimmer stehen sah. Sie hatte nur leichte, gefällige Sachen gelernt, Tänze und Salonstücke. Ein schwieriges Notenstück konnte sie, ihr „Renommier-Nocturno“, wie es ihr Bruder Otto spöttisch zu bezeichnen pflegte, weil sie jedesmal auf Verlangen dieses eine Stück vortrug, das, gut eingeübt, scheinbar eine gewisse Technik bewies, die in Wahrheit nicht vorhanden war.

Der Generalleutnant verstand gar nichts von Musik. Er ließ sich den Hohenfriedberger vorspielen, damit war sein musikalisches Bedürfnis erschöpft, aber er hielt auch nichts von Veras Klavierspiel. Sie hatte durchaus einen Flügel in ihre Ausstattung bekommen wollen, doch den fand der Vater gänzlich überflüssig. Sie spielte nicht schön genug, um die Ausgabe zu rechtfertigen, hatte er gesagt und sie damit in ihrer Mädchenseele bitter gekränkt.

Niki hatte sie einigemal vorgespielt, doch die Musik, die er liebte: Beethoven, Schumann, konnte sie nicht. Sie klimperte immer nur kurze Zeit.

Auch heute stand sie bald wieder auf und klappte das Pianino zu. Dann nahm sie ein Buch vor, aber das machte ihr auch keinen Spaß. Endlich kam sie wieder zu Niki ins Atelier, um nach seiner Arbeit zu sehen. Doch er hatte noch immer nicht angefangen. Die Sonne fiel hell durch die Scheiben und Vera dachte, wie schön es jetzt draußen sein müsse. Weil sie sich nun langweilte und Niki ja doch nichts zu beginnen schien, so kam sie auf den Gedanken, es müßte hübsch sein, spazieren zu gehen.

Sie sah ihrem Manne noch eine Weile zu, dann näherte sie sich ihm, legte ihm plötzlich die Arme um den Hals und bat:

— Niki, mein süßes Männchen, ich habe eine große Bitte!

— Nun?

— Ich möchte dich etwas fragen.

— Also frage, Vera.

— Etwas bitten.

— Bitten? Also bitte — bitte!

— Ich möchte so furchtbar gern spazieren gehen!

Er runzelte die Stirn und blickte auf die Skizzen, die vor ihm lagen. Sie fühlte, daß sie ihm unbequem war mit ihrer Bitte, darum fing sie an zu schmeicheln:

— Niki, hör' mich an, weißt du, es ist ja bloß heute, und du hast ja noch gar nicht richtig angefangen. Wenn wir länger verheiratet sind, kannst du ja noch genug arbeiten. Aber jetzt könntest du deiner kleinen Frau doch den Gefallen thun. Du hast ja noch keinen Pinselstrich gemacht, darum kann es dich doch auch eigentlich gar nicht besonders stören, Niki.

Der Maler legte die Studien fort:

— Das nennst du nicht arbeiten. Aber es ist Arbeit. Nur nicht gerade mit der Hand.

— Sei gut, meinte sie wieder schmeichelnd.

Er stand auf:

— Wo wollen wir hingehen?

— Spazieren. Irgend wohin. Mir ist es ganz gleich, wo. Ganz gleich. Nur hinaus muß ich. Ich muß doch auch mal an die frische Luft. Mit Papa bin ich jeden Morgen spazieren gegangen. Durch die Leipzigerstraße oder in den Tiergarten oder zur Wache. Wollen wir nicht mal zum Aufziehen der Wache gehen? O das wäre reizend! O bitte, bitte, zur Wache!

Sie klatschte in die Hände und hüpfte im Atelier umher.

— Gut Vera, gehen wir zum Wacheaufziehen. Das habe ich auch seit mindestens zehn Jahren nicht gesehen! sagte er freundlich und legte seine Skizzen in einen mächtigen alten Renaissanceschrank, der in der Ecke stand. Dann gingen sie miteinander fort. Unterwegs dachte Vera an ihre Langeweile vom Morgen. Dabei kam ihr der Gedanke, es würde das Beste sein, wenn sie, um sich zu unterhalten, ihre Malversuche wieder aufnähme. Sie dachte es sich reizend, mit ihrem Manne zugleich zu arbeiten. In einem Winkel des Ateliers würde für sie eine Staffelei aufgestellt werden können.

Während sie durch den Tiergarten dem Brandenburger Thore zuschritten, teilte sie Niki ihren Plan mit. Er war sehr erstaunt darüber, ging auch nicht sofort

darauf ein, sondern meinte nur beruhigend, er würde sehen, wie sie es einrichten könnten, darüber müßten sie noch reden.

Da begegneten sie auf dem Pariser Platz dem Generalleutnant. Er kam gerade aus dem Kasino, wo er Zeitungen gelesen, und schloß sich nun an, seine Kinder zu begleiten. Sie sprachen von Politik, von der letzten Reichstagssitzung. Der alte Herr regte sich fürchterlich darüber auf, daß Peru im Sinne habe, ein Ausfuhrverbot auf Guano zu erlassen. Dann fand er die gestrige Etatsrede des Regierungsvertreters sehr schwach, die des nationalliberalen, des freikonservativen, der beiden freisinnigen Redner unter aller Kanone. Leider hätten auch die Ausführungen der Konservativen nicht fünf Groschen getaugt, während er anerkennen müsse, zum erstenmale übrigens in seinem Leben, daß der Sozialdemokrat den Nagel auf den Kopf getroffen habe. Zwei Bekannte im Kasino hätten genau dasselbe gesagt.

Niki hörte lächelnd zu, ihm war Peru ebenso gleichgültig wie der ganze Reichstag, aber er wunderte sich über seinen Schwiegervater, der sich doch sonst niemals zu ärgern pflegte. Nach einiger Zeit kam denn auch der Grund der galligen Stimmung des alten Herren heraus: er erklärte, seitdem er in der großen Wohnung allein sei, keine Freude mehr am Leben zu haben.

— Wir wollen dich öfters besuchen Papa! tröstete ihn seine Tochter. Das heiterte ihn etwas auf, und er lud die beiden sofort zum nächsten Sonnabend ein, wo er ein paar Bekannte bei sich sehen würde.

Mit Tsching und Bum, mit Trommelschlag und

Pfeifenklang kam die Wachtparade, die das zweite Garderegiment gestellt, aus der Nordmündung der Friedrichstraße auf die Linden gezogen. Der General blieb stehen und stieß im Marschtakte seinen Regenschirm auf das Pflaster. Niki sah sich zum erstenmale wieder genau die Truppen an. Einige kleine Änderungen in der Ausrüstung fielen ihn auf. Er fragte seinen Schwiegervater danach, der mit größter Ausführlichkeit eine endlose Beschreibung gab, welcher sich ein Überblick über die geschichtliche Entwickelung der preußischen Uniform anschloß.

Dabei waren sie langsam zurückgebummelt zur Lennéstraße und nahmen von einander Abschied.

— Aber ihr müßt öfter kommen! Ihr müßt mich früh zum Spaziergang abholen, meinte der alte Herr. Vera versprach es. Niki sagte nichts. Es war die Zeit, wo er zu arbeiten pflegte, so konnte er nicht eine Zusage geben, von der er überzeugt war, daß er sie nicht erfüllen würde.

Nun wollte er nachmittags an die Arbeit gehen. Er freute sich, wieder sein Handwerkszeug in die Hand zu nehmen, wie beim Wiedersehen eines alten, lang entbehrten Freundes. Er kratzte mit dem Spachtel die große Palette rein, auf der die Farben erstarrt waren seit seiner Bräutigamszeit, wusch sie ab in warmem Wasser mit den Pinseln zugleich. Dann ging er ins Atelier.

Ihm war wohlig zu Sinn: Eine hübsche, reizende Frau sein eigen, höchste Befriedigung in seiner Kunst, Ruhm und Anerkennung der Menschen — ihm lachte das Glück ins Haus. Und er rieb sich die Hände, indem er langsam

auf und nieder schritt. Ein paar Studien hatte er zurecht gelegt, daran ging er vorüber und warf ab und zu einen Blick darauf. So pflegte er zu arbeiten. Dann gewann dieser oder jener Plan greifbarere Gestalt, um endlich zum Bilde zu wachsen.

Er nahm ein Stück Papier vor und hielt einen Gedanken fest, der ihm gekommen war, als er ein Blatt vom vorigen Herbst wiedergefunden hatte: Stadtbahnbogen am Bahnhof Börse. Das Motiv gefiel ihm, nur die Ausführung nicht. Er dachte daran, am Bahnhof Friedrichstraße dasselbe zu versuchen: ein ausfahrender Zug in der Abenddämmerung. Die wie zwei glühende Augen leuchtenden Laternen der Lokomotive in mächtigen Rauchwolken, dazu Signallichter farbig auch halb vom Rauche umbrodelt, endlich die Häuser der Stadt, das Centralhotel vielleicht, aus dem ein ganz anders gefärbtes Licht schimmerte.

Sofort war er entschlossen, hinauszugehen um an Ort und Stelle die Wirkung zu betrachten. Und Augenblicksmensch, der er war, mußte es gleich sein, sofort. Es ließ ihm keine Ruhe. Die Lichtwirkung konnte er freilich erst abends feststellen, aber er mußte die Vorbereitungen treffen, bei der Direktion oder beim Inspektor die Erlaubnis einholen.

Der Schaffenseifer kam über ihn, und er suchte Pinsel, Tuben, Malkasten zusammen, um an die Arbeit zu gehen. Während er noch kramte, trat Vera ein. Freudestrahlend trat er ihr entgegen:

— Ich habe ein neues Bild. Das kann wundervoll werden!

Sie teilte nicht seine Begeisterung und fragte nur erstaunt:

— So? Hast du schon angefangen?

— Das kann ich doch nicht. Ich muß mir's doch erst ansehen, wie es sich macht.

— Malst du denn nicht hier?

— Im Atelier? Nein das ist unmöglich!

— Wo soll es denn sein?

Er setzte ihr mit begeisterten Worten seinen Vorwurf auseinander, aber sie antwortete nur erschrocken:

— Du willst fort, Niki?

— Aber ich muß doch, Vera . . .

— Niki, du willst doch nicht heute . . .

— Doch . . . jetzt. Ich will die Erlaubnis einholen, auf dem Bahnkörper zu malen.

Ganz bleich wurde sie:

— Auf dem Bahnkörper? Niki, das . . . das darfst du nicht! Wenn dir nun etwas geschieht? Du paßt nicht auf und wirst überfahren, Niki, thue das nicht. Thue mir doch die Liebe an! O bitte . . .

Aber er tröstete sie lachend und setzte ihr die Ungefährlichkeit auseinander. Da kam ihr ein schneller Entschluß. Gut, er sollte malen, aber sie wollte mit. Er war ernstlich dagegen. Es würde nicht viel Raum dort oben sein, und ziehen würde es dazu. Außerdem, wenn er auch die Erlaubnis für seine Person erhielte, berechtigte ihn das nicht, noch jemanden mitzubringen.

— Aber deine Frau? — fragte sie erstaunt. Er wurde etwas kleinlaut. Dann stellte er ihr jedoch vor,

es würde zu lange dauern, sie müßte sich erkälten. Vera hatte geglaubt, es handelte sich um eine Studie von höchstens einer halben Stunde Dauer. Als sie nun aber hörte, der Gang zur Direktion, das Aussuchen des richtigen Standortes, die erste Anlage würde ohne Zweifel Stunden kosten, fragte sie mit erstarrten Lippen:

— Und ich bleibe allein?

Da war seine ganze Begeisterung für das Werk verflogen, und ein wenig traurig meinte er, den Kasten wieder in die Ecke stellend:

— Gut, dann werde ich es heute sein lassen!

Sie wollte edelmütig sein und bat ihn zu gehen, aber nun hatte er keine Freude mehr daran, ward seinerseits eigensinnig und setzte allen ihren Bitten ein heftiges Kopfschütteln entgegen. Da schlich sie leise hinaus, und er blieb in Gedanken am Fenster stehen. Es war schließlich einer jungen Frau nachzusehen. Mit der Zeit würde es sich schon geben, meinte er, ging ihr nach, nahm sie beim Kopfe und küßte sie, mit der Bitte nicht böse zu sein. Dann fragte er, ob sie sich denn nicht freue darüber, daß er bleiben würde. Sie gestand, daß sie glücklich sei, ihn zu behalten.

Am nächsten Tage hatte Niki keine Lust, das Bild zu beginnen. Sie hatten einige seiner Skizzen zum Einrahmen gegeben, die kamen an, und sie brachten sie an den Wänden unter. Über die Rahmen waren sie nicht einig gewesen. Vera wollte goldene, Niki zog einfache, glatte Holzrahmen vor. Nun gestand sie ihm zu, daß er recht gehabt habe.

Aber auch bis zum Sonnabend kam der Maler nicht dazu, seinen Plan auszuführen: es regnete. Und am Sonnabend Nachmittag, als er sich eben hinsetzen wollte, um eine Skizze zu entwerfen, wie er auf der Unterlage seiner Bahnhofstudien sich das Bild dächte, erinnerte ihn Vera daran, daß es Zeit sei, sich anzuziehen, um zum Vater zur kleinen Abendgesellschaft zu gehen.

Daran hatte Niki nicht gedacht. Unwillig legte er alles beiseite und kleidete sich an. Eigentlich kam er schon etwas mißmutig an, und als er die große Anzahl von Hüten, Überziehern, Gummischuhen und Schirmen im Flur bemerkte, bekam er einen Schreck. Sie fanden eine große Gesellschaft, denn der General hatte, als er des Besuches seiner Kinder gewiß war, noch eine Menge seiner Bekannten dazu eingeladen, denen er das junge Paar vorführen wollte.

Es waren meist ältere Leute versammelt, ein paar Generale außer und im Dienst mit ihren Damen, einige Geheimräte und eine Anzahl von Freundinnen Veras. Dazu mehrere junge Offiziere und einige wenige Herren im Frack, meist Juristen.

Das Vorstellen nahm kein Ende. Überall wurde Niki gemustert wie ein Wunder vom Himmel. Die Verheiratung der einzigen Tochter des Hauses mit einem Bürgerlichen, einem Maler, hatte die meisten der alten Freunde des Hauses sehr in Erstaunen gesetzt. Es war viel darüber hin und her geredet worden. Nun gab es eine Gelegenheit den Schwiegersohn von Angesicht zu Angesicht sehen zu können.

— Sie sind Offizier gewesen? — fragte eine alte Exzellenz.

— Jawohl, Exzellenz.

— Wo haben Sie gestanden?

Niki nannte sein Regiment, und wie es bei der ersten Begegnung mit seinem Schwiegervater geschehen, wurden allerlei Beziehungen aufgesucht zum Regiment, zu einstigen Vorgesetzten, zur ehemaligen Garnison. Das wiederholte sich fortwährend. Von Nikis Beruf und künstlerischer Thätigkeit hatten die wenigsten einen Schimmer. Ein alter Geheimrat mit grauem Haupt und Barthaar, der sehr liebenswürdig und freundlich war, sagte in aller Liebenswürdigkeit und Freundlichkeit zu Niki, lächelnd, überlegen:

— Sie sind doch sogenannte neue Richtung?

— Ich rechne mich zu gar keiner Richtung . . .

— So, na da kann ich es Ihnen ja im Vertrauen sagen, ohne Sie zu kränken: ich kann diese neue Richtung nicht vertragen. Früher konnten die Maler doch etwas, hatten sich an den ewigen Gesetzen der Antike gebildet, hatten richtig zeichnen und sehen gelernt. Jetzt können sie alle nichts. Es ist ein Skandal. Es ist grauenvoll, das mit anzusehen. Ich mag in gar keine Ausstellung mehr gehen. Seit Jahren schon sehe ich mir kein Bild mehr an aus Furcht, mir würde übel werden. Da sind doch Cornelius und Schwind, Preller und Schnorr von Carolsfeld andere Leute gewesen. Die konnten doch noch etwas, da brachte man doch etwas nach Hause.

Niki hatte eine Antwort auf der Zunge, aber er

dachte, es sei nicht der Mühe wert, und überließ den liebenswürdigen alten Herrn seinem Schicksal. Vera stellte ihn einigen ihrer Freundinnen vor, die ihn jedesmal neugierig betrachteten. Sie wußten mehr von Malerei als die meisten Herren und redeten davon, um ihr Interesse zu zeigen. Der Maler antwortete geduldig auf ihre vielen Fragen, berichtigte ihre Irrtümer und freute sich, wenn sie einmal etwas Vernünftiges vorbrachten.

Allen den jungen Damen sagte Vera:

— Aber wir hoffen doch sehr, euch bei uns zu sehen, oder: — Es ist gräßlich, daß du gar nicht kommst. Man braucht dich doch nicht immer groß einzuladen. Sagt euch doch an.

Die Freundinnen versprachen es mit großen Freuden. Sie würden es „Mama" oder „meinem Mann" sagen.

Als die Flügelthüren zum Eßzimmer aufgingen, wo das „Büffett" hergerichtet war, nahm Vera, während der erste Ansturm auf die Speisen stattfand, ihren Mann beiseite:

— Niki wir müssen aber ernstlich daran denken, Besuche zu machen, wie sollen die Leute sonst zu uns kommen?

— Ist denn das nötig? fragte er zögernd. Sie antwortete ein wenig scharf:

— Ich muß doch meine Freundinnen sehen können!

— Gewiß, das sollst du auch . . . Aber das sind doch nicht so viele, und wir haben doch schon einmal Besuche gemacht?

— Nur bei den Verwandten . . . Ich weiß nicht, was du nur dagegen hast, Niki! Du kannst mir doch die kleine Freude gönnen.

Er sah es ein und küßte ihr die Hand, die sie ihm jedoch hastig entzog:

— Vor all den Menschen, Niki?

— Na, es ist doch keine Schande, zu zeigen, daß man seine Frau gern hat!

— Sei gut! antwortete sie nur und wandte sich eilig einer an ihr vorübergehenden jungen Frau zu:

— Mimmi, hebe mir doch an eurem Tisch einen Platz auf!

Die andere sagte etwas im Weiterschreiten, und Vera folgte ihr.

Niki blieb stehen. Er konnte ein bitteres Gefühl nicht überwinden.

14.

Die Kunstausstellung war eröffnet, und Vera drängte, sie möchten sofort hingehen, um zu sehen, wie man Nikis Bild gehängt habe. Er hatte sich um nichts mehr gekümmert, es nur eingeschickt. Nun hatte er keine Ahnung, in welchem Saale es sich wohl befinden möchte. Er hatte nichts gearbeitet seitdem. Es regnete beinahe ununter-

brochen, so daß es ihn nicht nach dem Friedrichsstraßen-bahnhof zog. Ein paar Besuche bei einigen den Develhorsts befreundeten Familien lagen hinter ihm, die Gegenbesuche waren erfolgt. Nun war für den Augenblick Ruhe.

Auf dem Wege zur Ausstellung setzte er Vera aus-einander, daß sie auch einige Kollegen bei sich sehen müßten, wenn sie einmal anderwärts Verkehr begonnen. Sie war sehr erfreut darüber, indem sie meinte, es würden sehr in-teressante Leute sein. Niki, der neben seinen drei alten Freunden Gumpinger, Kühne und Gerstenstock noch einige wenige andere Maler im Sinn hatte, erklärte der jungen Frau, sie mache sich von den Künstlern, ein falsches Bild, denn die meisten von ihnen wären keine unterhaltenden Gesellschaftsmenschen. Es würde am nettesten sein, sie sähen die Maler allein für sich und die anderen, falls es durchaus notwendig wäre, sie einmal einzuladen, auch für sich.

Das begriff Vera nicht, die sich ausgemalt hatte, sie würde eine Art von „Salon“ machen und ihren Bekannten eine Anzahl von Berühmtheiten zum Thee servieren können. So hatte sie es in französischen Romanen gelesen, und in der Litteraturstunde war ihr als Mädchen vom Kreise der Rahel erzählt worden. Sie fragte erstaunt:

— Warum willst du sie nicht zusammen haben, Niki?

— Sie passen nicht zusammen. Die Künstler fühlen sich nicht wohl mit Gesellschaftsmenschen. Sie sind dann stumm und steif, verlegen, einsilbig. Sie reden nicht, sie zeigen nichts von ihrer Bedeutung, denn die liegt bei ihnen eben nicht im Frack oder in der Fähigkeit, ohne Anstoß übers Wetter zu reden, die liegt bei ihnen ganz

wo anders, tiefer. Sie fühlen sich unbehaglich unter fremden Leuten. Sie spüren einen großen Abstand, denn am Ende sind es doch getrennte Welten.

Er hatte beinahe wie von sich selbst gesprochen, indem er die anderen schilderte, und in seinen Worten lag unwillkürlich ein scharfer Gegensatz, wie er von den verschiedenen Berufen redete, als müßten sie sich feindlich gegenüber stehen. In dem Tone, wie er „Gesellschaftsmensch“ sagte, lag etwas Wegwerfendes, fast Verächtliches, als klinge in seinem Inneren etwas nach von dem Abend neulich, wo er sich fremd und unglücklich gefühlt hatte in Veras Kreise.

Sie dachte, das wird sich alles schon finden. Ihren Niki hatte sie nun in ihrer jungen Ehe schon so weit kennen gelernt, daß sie wußte, wie er oft schärfer oder begeisterter redete, als es ihm in Wahrheit zu Sinn war.

Doch im ersten, dem „Ehrensaale“, den sie betraten, erlitt schon ihre Überzeugung einen Stoß. Dort stand Ludwig Gerstenstock in seiner ganzen Massigkeit und Größe, den breiten Künstlerhut tief im Nacken, die Hände in den Hosentaschen und sah eines der Bilder an, das ihm im höchsten Grade zu mißfallen schien, wenigstens schüttelte er fortwährend den Kopf und brummte etwas vor sich hin.

Während Vera bewundernd eine Marine betrachtete, trat Niki auf den Freund zu und legte ihm die Hand auf die Schulter:

— Alter Kerl, dich treffe ich zuerst!?

— Dunnerlitzchen! Du hier? Du pökelst dich ja so ein, daß wir alle, weiß Gott, schon gedacht haben: Niki

kennt uns nicht mehr! antwortete der Bildhauer und lachte rauh und tief aus vollem Halse. Dann nahm er Niki sofort beim Arm und fing mit seiner gewaltigen Stimme an eine Rede über das riesige Bild zu halten, das vor ihm hing:

— Niki, alte Seele, jetzt sieh dir nur mal diesen verdammten offiziellen Schmarren an, von diesem Kitschaugust hier. August mit die kalte la maing! Denn der kann doch kein Gefühl haben in seiner Hand. Wie das runtergestrichen ist, alles proper, was? Blitzblank und sauber. Feine Kunst, was, und richtig hängt och ne Marke dran ‚verkauft‘ wie der Stempel auf'n Centralviehof. Wer nur so was kaufen kann. Gewiß 'n Kommerzienrat. Kostet zehntausend Mark. In zwanzig Jahren unverkäuflich, denn da werden sie wohl alle zur Einsicht gekommen sein, was für 'n Jammerschmarren die Maschine da ist . . .

Niki gab ihm einen Stoß, ruhig zu sein und nicht so laut seine Meinung kund zu geben vor allen Leuten, doch der Bildhauer mußte erst in aller Ruhe seinen Satz beenden. Vera hatte sich erstaunt umgedreht und ging auf ihren Mann zu.

— Das ist wohl deine Frau? Richtig . . . — sagte Gerstenstock, der Vera nun von der Kirche her erkannte. Er streckte ihr sofort die Hand entgegen:

— Guten Tag, Frau Sandtner . . . freut mich, ich habe Sie schon gesehen bei der Hochzeit. Aber das weiße Kleid verändert höllisch. Ich hätte Sie doch, weiß der Deubel, um'n Haar nicht wieder erkannt . . . Und Sie machen sich so rar . . . Der alte Niki läßt sich wirklich gar nicht mehr sehen . . .

Er merkte an Veras Gesicht, daß ihr irgend etwas nicht recht zu sein schien, und wurde sofort kleinlaut, beinahe verlegen. Niki bemerkte ihr Mienenspiel und stellte seinen Freund, das vom Bildhauer Versäumte nachholend, mit ein paar erklärenden Worten vor. Doch Vera fand kein Wort der Erwiderung. Langsam hatten sich ihre Wangen rot gefärbt. Sie warf einen Blick zur Seite nach den anderen Menschen im Saal, wie hilfesuchend, ob ein fremdes Ohr das alles mit angehört. Nun wurde sie starr und steif und rührte sich nicht.

Vergebens suchte Niki ein paar vermittelnde Worte zu sagen: die junge Frau rührte sich nicht, und der Bildhauer nahm seinen alten Freund beiseite und raunte ihm irgend etwas zu, er hätte keine Zeit mehr, denn er habe sich mit dem „Schönen", mit Gumpinger, ein Stelldichein gegeben bei den Franzosen. Dann nahm er etwas linkisch seinen Hut ab und trollte davon, während Niki ihm nachrief:

— Wir sehen uns noch!

Sobald er verschwunden war, fragte Vera halb leise, indem sie ihren Mann eiligst in den folgenden Saal zog:

— Um Gotteswillen, Niki, wer war denn dieser Mensch?

— Der Bildhauer Ludwig Gerstenstock.

— Gerstenstock? Pfui, so ein Name.

— Er hat ihn sich nicht gewählt.

— Aber manierenlos ist der Mensch! Das ist ja schrecklich. Dieser Hut, wie die Haare drunter herausgucken, und immer die Hände in den Taschen! Nein, das

ist ja unglaublich. Und ganz abgetretene Hosen hatte er . . .

Niki ließ ärgerlich ihren Arm los, indem er mit leichtem Spott sagte:

— Das hast du in der Schnelligkeit alles gesehen?

Aber sie war noch ganz empört:

— Vorstellen ließ er sich auch nicht! Weißt du, solche Manieren bin ich nicht gewöhnt. Woher kennst du denn diesen schrecklichen Menschen? Wer ist denn das eigentlich?

Sie war immer erregter geworden und noch ganz purpurn im Gesicht. Niki war nun auch der Ärger zu Kopf gestiegen, und er erklärte in einer Ecke, ohne sie anzublicken, als betrachteten sie ein Gemälde, mit bitterem, scharfem Ton:

— Diesen Menschen kenne ich lange schon, und dieser Mensch ist einer meiner Freunde. Kein Swell und Dandy, das will ich gern zugeben, kein Diplomat oder Tanzmeister, aber einer unserer tiefsten, ehrlichsten, ernstesten Künstler. Ein Mann, der sich lieber totschlagen ließe, als daß er aus Nützlichkeitsgründen auch nur einen Meißelschlag anders setze, als er es in seiner Überzeugung für richtig hält. Ein Mann, der ein Dutzend und mehr andere Menschen wiegt. Ein Mensch, der in den Kunstgeschichten ehrenvoll stehen wird, wenn man von all den Elegants nichts mehr weiß . . . Ein Mann, in dessen am wenigsten gelungenen Werk noch immer mehr Wurf und Tiefe und Größe steckt als in ganzen Sälen voll von den Werken anderer Bildhauer.

Dann sah ihr jedoch Niki gerade ins Auge:

— Vor allem aber ist er mein Freund. Den ich zu unserer Hochzeit nicht eingeladen habe aus Rücksicht gegen ihn, und gegen euch, weil er eine dumme Heirat gemacht hat und wir die Frau nicht hätten sehen können. Aber ihn werden wir einladen. Ihn. Und zwar sehr bald. So, das wollte ich dir sagen!

Er atmete auf, da es vom Herzen herunter war. Dann suchte er eine gleichgültige Miene anzunehmen. Seine Erregung erschien ihm selbst etwas sonderbar. Er wollte lächeln, doch sein Lächeln erstarb auf den Lippen, als Vera, die sich über seinen Ton geärgert hatte, spöttisch sagte:

— So, da ich nun deinen Freund gesehen habe, kann ich allerdings verstehen, daß du nicht willst, daß diese Leute mit unseren anderen Bekannten zugleich eingeladen werden. Du hast vollkommen recht. Es scheint mir allerdings auch besser zu seiu.

Da überkam den Maler ein jäher Anfall von Wut und Empörung. Es kochte in ihm. Es stieg ihm siedend heiß zur Stirn auf. Er wollte ihr den Mund verbieten ihr etwas ins Gesicht schleudern, daß sie kein Recht hätte, so zu sprechen, daß ihn diese Worte beleidigten, daß er sich verbäte, so etwas zu anhören zu sollen. Er beherrschte sich, soviel er vermochte, aber ganz gelang es ihm nicht, und er drückte ihren Arm mit eiserner Faust zusammen. Erst als sie schmerzlich zusammenzuckte, fühlte er sein Unrecht und ließ beschämt los.

Vera war totenbleich geworden. Ihre Lippen zuckten, als sie nun sprach:

— Du thust mir weh!

Dann gingen sie nebeneinander her, die Bilder zu betrachten, steif, ohne sich den Arm zu berühren. Er hatte den Katalog in der Hand. Sie hätte ihn hier und da nach einem Bilde fragen mögen, aber sie that es nicht; und er überwand sich nicht, anzubieten, er wolle ihr die Nummern suchen.

Mit einem Male standen sie, beinahe ohne es selbst gewahr zu werden, vor Nikis Bild. Es war mitten auf der Wand, unten, allein. Jeder mußte darauf aufmerksam werden. Man merkte am Platz, der ihm angewiesen worden, daß die Hängekommission sich bewußt gewesen, das Bild eines Meisters vor sich zu haben.

Wie immer, war es Niki ein eignes, bangsüßes Gefühl, vor seiner Arbeit zu stehen. Er blickte sich scheu um, ob wohl einer der anderen Besucher ihn etwa als den Maler erkennen könnte. Doch zufällig befand sich niemand im Saal. Da schlug er den Katalog auf, sah Vera an und reichte ihr stumm das Buch.

Sie las:

‚Sandtner, Nikolaus, Berlin. — 1463 — Abend.‘

Und das Bild brachte ihnen die Versöhnung. Mit einem Blick sahen sie sich an, dann flüsterte Niki ihr zu:

— Bist du böse?

— Nein.

— Ganz wieder gut?

— Ja, ganz! Und du?

Er legte seinen Arm wieder in den ihren und streichelte leise ihre Hand. Dann fragte er beinahe schüchtern, ob

ihr das Bild gefiele. Sie sagte ja. Sie fand es wunderschön. Nur — und dabei blickte sie sich um, mit leiser Koketterie, — sie hätte Angst, daß man sie erkennen würde. Doch Niki beruhigte sie, es sei ja gar nicht auf Ähnlichkeit gemalt. Das werde niemand herausfinden. So gewann Vera Mut, und bat endlich sogar ihren Mann, sich mit ihr auf ein Sofa inmitten des Saales niederzulassen, gerade dem Bilde gegenüber. Sie möchte gern hören, was die Menschen wohl dazu sagen würden, oder wenigstens sehen, was für ein Gesicht sie machten.

Darüber freute er sich, und sie nahmen Platz. Ein älteres Ehepaar ging vorbei, das blieb davor stehen, aber nur einen Augenblick. Dann kamen zwei Herren mit einer Dame. Der eine jüngere schien die älteren zu führen, wenigstens fing er sofort an, das Bild zu erklären, machte auf dieses und jenes aufmerksam, ließ die anderen weiter zurücktreten, ging dann selbst näher heran, als wollte er Einzelheiten der Technik feststellen. Endlich kehrte er zu dem Herren und der Dame zurück, und Niki und Vera hörten den Namen „Sandtner" mehrmals nennen. Mehr konnten sie jedoch nicht verstehen.

Schon hatten sie alle Hoffnung aufgegeben, etwas zu hören, als sich der jüngere Herr so herumwandte, daß der Schall nach der Mitte des Saales zu ging und man deutlich vernehmen konnte:

— Das beste Bild der Ausstellung. Technisch wie nach dem Inhalt. Es ist Tiefe drin. Eine Persönlichkeit.

Die Betrachter wandten sich einem anderen Gemälde zu,

und das junge Paar vernahm noch die etwas einschränkenden Worte des älteren Herren:

— Na, wenigstens ‚eines der besten‘. Bei dir geht immer die Begeisterung durch.

Der junge Mann drehte sich noch einmal um:

— Gut, angenommen, da Böcklin da ist und Liebermann . . .

Er nannte noch ein paar Namen, aber man konnte sie nicht mehr verstehen. Vera fragte mit glückstrahlenden Augen:

— Kennst du die Leute?

— Nein, um Gottes willen, sonst wäre ich fortgegangen . . .

— Wer kann es denn gewesen sein?

— Keine Ahnung. Sie sprechen wie Rheinländer . . .

Als sie zu Hause beim Abendessen saßen und in der Theemaschine das Wasser brodelte, fragte Vera noch einmal, ob er denn glücklich sei, solch ein Urteil vom Publikum zu hören. Niki zuckte die Achseln: für den Augenblick „ja“, mache es ihm Scherz, aber er denke dann immer, er könne auch einmal etwas Schlechtes zu hören bekommen. Sie wollte wissen, ob es ihn ärgern würde, und er antwortete ganz leidenschaftlich:

— Ja, das würde mich sehr ärgern!

Vera meinte lachend, niemand könne etwas schlecht finden, was ihr Niki gemalt. Dabei sah sie ihn wie anbetend an, glücklich über die Bedeutung, die Größe ihres Mannes. Er merkte nichts davon, er blieb ganz unbefangen. Nur stutzig wurde er, als sie ihm leidenschaftlich um den Hals fiel und rief:

— Du müßtest der größte Maler werden, den es giebt!

— Würde dich das freuen? — fragte er halb erstaunt, halb geschmeichelt. Sie bekannte:

— Das habe ich mir immer gewünscht, Niki! Das habe ich immer erträumt!

Es lag solcher Ausdruck in ihren Worten, daß er sie ganz erstaunt anblickte:

— Warum hast du dir das gewünscht, du Närrchen?

— Daß mein Mann der Größte wäre? Damit die andern alle grün würden vor Neid!

Niki erklärte so etwas dürfte sie gar nicht sagen. Er sprach in ernstem Tone, so daß sie seine Mißbilligung heraushörte. Nun verdrehte sie es in Scherz und in tändelndes Spiel, strich ihm die Wange und umschmeichelte ihn wie eine kleine Katze, küßte und liebkoste ihn, nannte ihn ihr „berühmtes, großes, gutes, dummes Männchen", lachte und freute sich, bis ihr plötzlich ihr Arm einfiel, den er heute in der Ausstellung gekniffen. Sie streifte den Ärmel hoch, so gut es gehen wollte, und behauptete, es müsse sich bestimmt schon ein blauer Fleck eingestellt haben, sie besitze eine so empfindliche Haut.

Aber es war nicht das geringste zu sehen. Niki küßte die vermeintliche Stelle, und damit war alles abgethan.

Ehe sie zur Ruhe gingen, blickten sie noch einmal zum Fenster hinaus in die leere, stille Abendluft. Der Himmel war wolkenrein, die Sterne glitzerten dort oben. Sie lehnten nebeneinander. Das Licht von innen umspielte sie, so daß ein langer Schatten zum Fenster hinaus-

fiel auf die freistehende Brandmauer des Nebenhauses. Niki, dem sich alles in seine Kunst umsetzte, deutete hinaus und sagte:

— Siehst du, das sollte man auch malen, und das könnte auch ‚Abend‘ heißen.

— Male es doch, dann bleibst du zu Hause zu dem Bilde! bat Vera schmeichelnd, aber er schüttelte den Kopf:

— Man darf sich nie wiederholen! Vielleicht später. Jetzt muß ich an etwas ganz Anderes gehen, an mein Bahnhofsbild! Das läßt mich nun einmal nicht los!

Da drohte sie schon wieder ärgerlich zu werden, aber er fühlte, wie er nicht nachgeben durfte, wenn er nicht allen eignen Willen einbüßen sollte. Darum trat er mit ihr vom Fenster zurück und sprach, während er sie umschlungen hielt:

— Du mußt vernünftig sein, Liebchen. Wenn ich nun eine Kompagnie hätte, so würde morgen vielleicht Felddienstübung sein, nachmittags Instruktionsstunde und abends Kriegsspiel im Kasino. Dann sähest du mich überhaupt nicht.

Vera antwortete zwar lachend, aber es klang doch ein leiser Trotz heraus:

— Gut, dann gehe ich morgen den ganzen Tag zu Mimmi!

15.

Jetzt kam der Maler zur Arbeit, aber es gab jedesmal einen Kampf, wenn er fortging, und immer schied Niki schweren Herzens, denn er fühlte, wie Vera es als eine Vernachlässigung empfand, wenn er nicht bei ihr blieb. Sie suchte während der Stunden seiner Abwesenheit ihre Freundinnen auf, ging mit ihrem Vater spazieren und nahm manchmal einen Anlauf, sich häuslich zu beschäftigen. Aber das gab sie bald wieder auf. Es langweilte sie, allein zu sitzen. Das bißchen Musik ließ sie liegen, und aus der Malerei wurde auch nichts.

Niki unterstützte das sogar. Er setzte ihr auseinander, daß ihm der Dilettantismus das Greulichste wäre auf der Welt. Darüber hatten sie lange Kämpfe. Sie fragte ihn, wie es möglich wäre, daß er seine Schülerinnen behielte, wenn er so dächte. Er meinte jedoch, fast alle die Damen der Modellabende hätten die Absicht, die Malerei zu ihrem Beruf und Broterwerb zu machen.

Das alles überzeugte aber Vera nicht. Erst als Niki erklärte, er fände es nicht passend, daß seine eigne Frau unter den Schülerinnen säße, fing sie an, seiner Ansicht zu sein. Und eines Tages meinte sie sogar, sie würde es überhaupt lieber sehen, wenn er die ganzen Zeichenabende aufheben würde. Bei ihrer Freundin Marie von Tiegel, die sie Mimmi nannte, war über den Beruf ihres Mannes gesprochen worden, und einige der jungen Damen waren sehr erstaunt gewesen, als sie hörten, daß er auch „Stunden" gebe. Einen freien Künstler ließen sie sich eher gefallen,

aber diese „Zeichenabende“ hatten doch etwas vom Zeichenlehrer an sich, das Vera in ihrer Eitelkeit kränkte.

Seitdem empfand sie kein Bedürfnis mehr, selbst zu malen. Es war nie wieder die Rede davon. Aber auf den Damenkursus kam sie wieder zurück, vor allem, weil Niki mit dem Sommer angefangen hatte, die Abendstunden ausfallen zu lassen und statt dessen mit den Schülerinnen früh morgens in die Umgebung Berlins hinauszufahren, um zu malen.

Als Vera wieder bat, die Malschule aufzuheben, schlug es Niki rund ab. Sie wollte Gründe wissen. Er sprach zum erstenmal vom Geld mit seiner jungen Frau und antwortete:

— Sehr einfach, Vera — aus pekuniären Rücksichten!

Da war sie äußerst erstaunt:

— Wieso? Das verstehe ich nicht.

— Weil es eine unserer Einnahmequellen ist, und zwar eine durchaus sichere, während die anderen zum Teil in der Luft schweben, von Zufällen, vom Glück abhängig sind.

Darauf setzte er ihr zu ihrem grenzenlosen Staunen auseinander, wie ihre Einkünfte drei Quellen hätten: zuerst das, was sie von ihrem Vater bekäme, dann die nicht unbedeutenden Einkünfte der Zeichenabende, endlich drittens der unberechenbare Posten: „verkaufte Bilder“. Nach den Erfahrungen vergangener Jahre ließe sich ja die Summe annähernd schätzen, die durch Verkauf einkäme, aber eben doch nur schätzen. Sicher sei sie nicht. Sie könne in einem Zeitabschnitt einmal bedeutend den Absatz überschreiten,

könne aber ebenso gut auch wesentlich hinter den Erwartungen zurückbleiben.

Niki, der nie ein großer Rechner gewesen, legte seine Stirn bei dieser Erklärung in ernste Falten. Er wußte sich im Recht, aber er, der gern ausgab, wenn er eine besonders gute Einnahme gehabt hatte, kam sich im Grunde genommen selbst komisch vor, wie er das vorrechnete.

— Haben wir denn kein Geld? — fragte Vera erschrocken. Er beruhigte sie sofort:

— O doch! Doch! Nur darf man die Zukunft nicht vergessen.

— Aber wir behalten doch dasselbe. Das bleibt uns doch.

— Gewiß! Natürlich. Nur darfst du nicht vergessen, daß ich sehr lange Zeit hindurch nichts eingenommen habe!

— Ja, warum denn nicht? — entgegnete sie nun wie im Vorwurf, so daß er mit ganz leichter Gereiztheit zurückgab:

— Weil ich monatelang nichts gearbeit habe. Sehr einfach.

— Hat dich etwa jemand gehindert?

— Allerdings.

— So, na das möchte ich doch wissen! Also wer denn?

Es lag ihm auf der Zunge, zu antworten „Du“, doch er fühlte, wie er damit ungerecht wurde, und sagte ausweichend:

— Die Verhältnisse, die Umstände haben es so gefügt.

Sie stand auf und sagte, plötzlich wütend werdend, in herrischem Ton:

— Wer sind die Umstände?

— Nun eben allerlei Umstände . . .

— So, Niki, damit willst du wohl sagen, ich . . .

— Das habe ich nicht behauptet. Das legst du mir einfach in den Mund, ich weiß nicht, warum. Es sind Umstände, wofür du nicht verantwortlich bist und auch ich nicht, die aber so gekommen sind, wie ich es hätte voraussehen müssen.

Vera richtete sich gerade auf, ihre feinen Nasenflügel bebten, ihr loses Blondhaar zitterte:

— Und warum, wenn ich fragen darf, hast du das nicht voraus gesehen?

— Sehr einfach, weil ich es übersah, weil ich ein Mensch bin, der Fehler hat, weil ich nicht vollkommen bin . . . weil ich dich zu sehr liebe, Vera, als daß ich gerechnet hätte und über jede Kleinigkeit nachgedacht. Darum! Liebe heißt es ja, macht blind. Darum! Darum!

Er hatte sehr erregt gesprochen. Sie standen einander ganz nahe gegenüber, und weil der Ärger über ihr herrisches Auftreten, ihre plötzliche Aufregung, ihren Ton, in dem er seine Vera gar nicht wieder erkannte, ihm zu Kopf gestiegen war, ihm, dem nervösen, leicht erregbaren Künstler, so fühlte er das Bedürfnis, seiner Empörung weiter Ausdruck zu geben, und wiederholte noch ein halbes Dutzend mal hintereinander:

— Darum! Darum! Darum! Darum! Darum! Darum!

Vera sah ihn ein paar Augenblicke noch starr an,

dann brach sie plötzlich in schallendes Gelächter aus und rief einmal über das andere:

— Du bist zu komisch, Niki. Wenn du wüßtest, wie komisch du bist!

Nun war sein Zorn sofort verflogen, und er lachte mit ihr. Sie versöhnten sich durch einen Kuß. Er wischte alles aus mit den Worten:

— Ich bitte dich, reden wir nicht darüber!

Aber dennoch dachte er noch lange an den Auftritt, und die Mutter fragte ihn einmal, als er sie besuchte auf dem Rückwege vom Malen mit seinen Damen in der Nähe von Friedenau:

— Niki, mein Kind, sage mir nur eines, hast du nicht einen Kummer?

Er verneinte und suchte schnell das Gespräch auf andere Dinge zu bringen. Zuerst hatte es so geschienen, als ob die junge Frau glücklich wäre über ihre Schwiegermutter und sich ein kindlich-herzliches Verhältnis zwischen ihnen anbahnen sollte. Vera hatte versprochen, die alte Dame jeden Tag zu besuchen, was diese sofort für unmöglich erklärte. Dann würde sie wenigstens schreiben, hatte Vera gemeint. Und damit log sie nicht, sie malte es sich reizend aus, wie sie für die Mutter sorgen würde, ihr Kuchen schicken und Eingemachtes, sie hätscheln und pflegen. Wie sie hinausgehen würde nach Schöneberg, wenn ihr Niki malte, und dort schwatzen und sich erzählen lassen von der Kinder- und Jugendzeit ihres geliebten Mannes.

Doch aus allen den Plänen war nichts geworden. In der ersten Zeit der Flitterwochen wunderte sich die

Mutter nicht weiter darüber. Das hatte sie alles vorausgesehen. Aber nun wäre der Zeitpunkt da gewesen, wo die Schwiegertochter ihre Vorsätze ausführen mußte.

Vera kam nicht. Sie hatte immer etwas vor, immer einen Grund, den Weg hinaus zu scheuen. Es war ein bißchen weit bis Schöneberg, und wenn sie sich einmal wirklich aufgemacht hatte, dann kam sicher noch irgend etwas unerwartet dazwischen. Mimmi Tiegel holte sie ab. Der Vater schickte, sie möchte mit ihm spazieren gehen. Es fingan zu regnen. Es war zu spät geworden.

So vergaß sie die alte Frau.

— Ich sehe nicht ein, warum Mutter nicht öfters zu uns kommt. Es ist viel bequemer für sie, denn sie hat doch in der Stadt eher etwas zu thun, als wir draußen! sagte sie zu Niki, als er eine Andeutung fallen ließ, sie möchte sich doch bei der alten Dame einmal blicken lassen. Er gab zurück:

— Sie kommt aus Bescheidenheit nicht, weil sie Angst hat, uns lästig zu fallen. Das weißt du doch!

Vera schwieg. Als Frau Sandtner dann einmal erschien, war Vera im Begriff auszugehen und ärgerte sich darüber, zu Haus bleiben zu sollen. Ein andermal hatten sich einige Freundinnen zum Nachmittagsthee angesagt, und die etwas schwerfällige alte Frau mit ihrem Häubchen und ihrem einfachen schwarzen Kleide, das schon ein wenig abgetragen war, ließ die junge elegante Vera beinahe etwas wie Scham empfinden, so daß sie das Äußere ihrer Schwiegermutter, nachdem diese nach wenigen Minuten wieder gegangen

war, vor den Freundinnen entschuldigend halb ins Lächerliche zog.

Niki merkte nichts davon. Er sah seine Frau nur mit den Augen der Liebe, und da er nun arbeiten konnte, wenn es auch nicht ganz ohne Widerspruch Veras abging, fühlte er sich glücklich. Sie sollte sich nur unterhalten, er wollte ihr nicht im Wege stehen.

Das Eisenbahnbild vom Bahnhof Friedrichstraße machte Fortschritte. Es hatte mehrfach Auffassung und Gestalt gewechselt: aus vollkommener Dunkelheit war es einmal ein Tagbild geworden ein andermal Nebelstimmung. Jetzt ging es der Fertigstellung entgegen. Er war zum ersten Gedanken zurückgekehrt, in der Dämmerung die Feueraugen einer Lokomotive zu zeigen, die, eben Dampf lassend, aus der Bahnhofshalle fuhr.

Vera hatte nicht wieder nach seiner Arbeit gefragt. Das kränkte ihn, aber er erklärte es damit, daß sie ja über dieses Bild den Streit gehabt hatten. Er freute sich darauf, ihr das fertige Werk zu zeigen. Einmal meinte sie, ob denn die „Malerei“ noch nicht bald zu Ende sei. Als er antwortete, es könne gut noch vierzehn Tage oder drei Wochen gar dauern, weil er mit Studien von Maschinenteilen, Signalapparat, Zügen, Rauch, Beleuchtung viel Zeit verloren habe, war sie beinahe erschrocken.

Es war nun schon Juli geworden, und Niki hatte von der versprochenen Sommerreise noch immer nichts gesagt. Etwas schlechter Laune fragte sie, die Achseln zuckend:

— Dann wird wohl aus unserer Reise nichts werden?

— Wenn ich fertig bin.

— Du wirst ja doch im Leben nicht fertig.

Damit wollte sie davongehen, doch Niki hielt sie zurück. Er wollte ihr etwas sagen. Er müsse durchaus einmal mit ihr sprechen. Ganz ausführlich, eingehend. Dann zog er sie auf einen Stuhl im Salon, dicht neben sich, und fing an in leisen, lieben Worten davon zu reden, was sie ihm sei, was er gehofft und gedacht, als er sie zur Frau begehrt, wie er immer nur an sie allein dächte, wie sie ihn in Gedanken begleitete bei seiner Arbeit am Morgen draußen mit den Damen, am Nachmittag und Abend, wenn er dort oben säße zwischen den Schienen in Sonnenglut, in Ruß und Staub der vorbeijagenden Züge, im Winde, der ihm dort um die Ohren pfiff, daß er meinte, sein Farbenkasten müßte umgeworfen und weggeweht werden.

Vera saß ruhig an seiner Seite und lauschte seinen Worten. Sie schlug die Augen nieder, während er sprach. Sie schien bewegt. Sie spielte verlegen mit den Händen und schluckte, als käme die Rührung über sie. Und als Niki am Ende nach ihrer Hand griff und schmeichelnd fragte:

— Vera, wollen wir nicht gut miteinander sein? Ist es nicht schrecklich wie du oft bist? Denke doch daran, wie kurz wir erst verheiratet sind! Warum müssen wir uns streiten und böse gegeneinander sein? Will du nicht gut sein wie früher? Willst du?

Da fiel sie ihm um den Hals und bat um Verzeihung, wenn sie schlecht gegen ihn gewesen, wenn sie ihm nicht

immer so entgegengekommen sei, wie sie gesollt. Endlich löste sich ihre Erregung in einem Strom von Thränen.

Auch ihm wurde das Herz schwer. Er konnte sie nicht weinen sehen. Was hatte sie denn auch am Ende Großes verbrochen? Sie waren ein wenig auseinander gekommen, sie hatten sich nicht ganz verstanden. Aber auch er war ungeduldig geworden, auch er hatte sich geärgert, hatte sogar seinem Zorn freien Lauf gelassen. Er hatte nicht Rücksicht genug darauf genommen, daß auch in dieser Menschenseele ein Wille wohnte, Neigungen und Leidenschaften. Er hatte sich vielleicht nicht genug Mühe gegeben, sie zu erkennen, aufzuspüren, ihr Nachsicht zu gönnen oder sie weich und doch kräftig zu bekämpfen.

Er mochte ebensoviel Schuld tragen wie sie. Diese junge Mädchenknospe war in seine Hand gegeben, er sollte sie bilden, sie erziehen. Unter seinen Händen sollte sie erblühen. Er war so viel älter als sie, im Leben herum gekommen, hatte Erfahrungen gesammelt. Schließlich: er war der Mann. Sie dagegen die Frau, sie ein unerfahrenes Ding, das vielleicht glaubte, sehr reif und sicher zu sein, aber in Wirklichkeit doch nichts bedeutete als ein kleines Mädchen, dem nie auch nur eine Ahnung vom Lauf der Welt aufgegangen.

Wie ihm das alles durch das Hirn schoß, ward er sehr weich. Als er sie weinen sah, die doch seine Frau für gestern, heute und morgen, die er nun einmal zu seiner Lebensgefährtin gewählt, die ihm am nächsten stand auf dieser Erde, nicht zu trennen und scheiden, da erfüllte ihn ein großes Gefühl seiner Verantwortung. Da ge-

lobte er sich, milde zu sein und geduldig, nachsichtig und gütig.

Niki schloß sein junges Weib in die Arme:

— Weine nicht mehr, Vera! Bitte, weine nicht mehr. Wenn ich dich gekränkt habe, wenn ich hart war gegen dich, ungeduldig und vielleicht auch böse, verzeih mir, Vera. Siehst du, ich bin ein Künstler. Ich habe Gaben mitbekommen vor manchem anderen. Und da fehlt auch neben diesen nicht das Schlechte. Ich bin reizbar — sonst schüfe ich nicht — vielleicht nicht. Ich bin zu sehr Augenblicksmensch — sonst hätte ich am Ende keine Gedanken. Ich sehe Dinge, beobachte, fühle mit dem geistigen Auge Dinge, die anderen verschlossen sind — sonst fehlte mir Wurf und Entschluß, Kraft und Auge und Hand. Wenn ich anders bin als andere, so ist mir dafür die Kunst gegeben. Dafür mußt du anderes in den Kauf nehmen, Vera. Ich diene meiner Kunst ehrlich. Das ist mein Licht . . . aber wo Licht ist, ist auch Schatten. Darum vergieb mir. Sei gut! Sei gut. — Wir wollen uns lieben. Wir können nicht wissen, wie lange uns Zeit dazu gegeben ist. Habe mich lieb, wie ich dich, weine nicht — nicht . . . Ich habe dich ja so unsäglich lieb.

16.

An einem der nächsten Tage kam eine ganz unerwartete Nachricht: Ewald hatte sich verlobt. Er ließ es durch den General mitteilen, der bei dieser Gelegenheit zum erstenmal wieder das Atelier betrat, während er sonst, wenn er gekommen, stets im Salon geblieben war.

Vera war nicht zu Haus, sie war auf eignen Entschluß nach Schöneberg hinausgefahren, um die Mutter zu besuchen. So mußte es der General Niki allein erzählen mit der Bitte, es seiner Frau zu sagen, wenn sie zurückkäme. Er wußte selbst nichts Genaueres, als daß die Braut eine Gräfin von Linden sei, nicht mehr ganz jung, etwa fünfundzwanzig Jahre alt, sehr vermögend und, wie er von einem Bekannten im Kasino bei einer früheren Gelegenheit einmal gehört, nicht hübsch, doch sehr „comme il faut“.

Im ganzen schien der General die Neuigkeit ziemlich kühl aufzufassen. Er berichtete sie, nicht als ob sie ihn sehr stark anginge, sondern mehr wie eine „Neuigkeit“ eben, die er unter anderen erfahren. Und auch Niki wußte nicht viel darauf zu antworten, als „so“ und „das freut mich“.

Der alte Herr war bei guter Laune und blickte sich um im Atelier. Er fragte sogar, indem er seinen Schwiegersohn freundschaftlich auf die Achsel klopfte:

— Du bist wohl sehr fleißig?

— Es geht.

— Na das sagst du ja bloß so . . . à propos, ich habe neulich mal in der Kreuzzeitung den Kunstbericht gelesen, der übrigens mordsmäßig langweilig war. Früher habe ich mich der Sünde nicht schuldig gemacht. Ich hab's gethan aus Pflichtgefühl, weil ich zufällig deinen Namen entdeckte . . . Na, da kannst du dich freuen. Du kommst famos weg, mein Junge. Ich hab's sogar zweimal gelesen. Nein, pardon sogar dreimal, denn Exzellenz Tannemann hat mir's gestern abend bei Josty nochmal vorgelesen . . .

Niki freute sich doch ein wenig. Aber er sagte scheinbar gleichgültig:

— So . . . ist's so gut?

— Ja, famos. Wirklich, ich habe mich gefreut und bin ganz stolz gewesen, so'n Schwiegersohn zu haben. Der Zeitungsschreiber, der sagte, du hättest immer ein großes Wollen gehabt, nun hättest du auch das Können dazu, und dieses Bild ‚Abend' — übrigens kann ich nicht einsehen, warum das gerade ‚Abend' heißen soll — das wäre ganz glatt ein ‚Meisterwerk'. Meisterwerk ist gut. Hat mich diebisch gefreut, mein Junge. Nebenbei möchte ich dir ganz ehrlich sagen, daß ich persönlich dem Ding nunmal keinen Geschmack abgewinnen kann. Die Vera hast du nach meiner Überzeugung nicht getroffen, die sieht Gott sei dank doch 'n bißchen anders aus . . .

Niki lächelte nur, statt der Antwort. Er regte sich über solche Äußerungen schon längst nicht mehr auf. Auch als sein Schwiegervater ihn beim Fortgehen aufforderte, doch einmal als ehemaliger Soldat militärische Bilder zu

malen, antwortete er nur lächelnd, er werde es sich überlegen.

Vera war sehr erstaunt, von der Verlobung zu hören, erkundigte sich nach jedem Wort, das der Vater gesagt, und lief endlich spornstreichs davon, indem sie Niki nur noch zurief, falls sie nicht rechtzeitig zum Essen zurückgekehrt wäre, möchte er sich immer allein zu Tisch setzen und nicht auf sie warten. Sie müsse vom Vater jede Kleinigkeit erfahren.

Der Maler sah ihr betroffen nach. Er hätte gern etwas gehört, wie es der Mutter ginge, wie sie sich bei ihr gefühlt habe — nur irgend ein Wort — aber Ewalds Verlobung ging ihr vor. Sie hatte nur noch Auge und Ohr gehabt für die Neuigkeit. Die Neuigkeit über diesen Ewald, dessen Name allein schon Niki unangenehm berührte.

Als es dann Essenszeit geworden war und sie nicht wieder erschien, wartete er eine halbe Stunde, dann sagte er dem Mädchen, nun könne sie anrichten, die gnädige Frau würde wohl heute nicht zu Tisch kommen.

Allein nahm er seine Mahlzeit ein. Allein zum erstenmal, seitdem er verheiratet war. Er dachte an die letzte Versöhnung und Aussprache mit Vera, an seine Vorsätze und nahm sich vor, Geduld zu haben und immer Geduld.

Die Essenszeit verstrich, und Vera kehrte noch immer nicht zurück. Er fing beinahe an sich zu ängstigen, als es endlich klingelte und sie erschien. Sie war rosig angehaucht von der Eile und sah so hübsch aus, das es ihm auffiel und die Falten sich glätteten auf seiner Stirn. Unbefangen

gab sie ihm einen Kuß und überschüttete ihn mit einem Schwall von Worten:

— Du mußt nicht böse sein, Niki, aber von Papa konnte ich natürlich gar nichts erfahren. Wenigstens beinahe nichts. Nichts Richtiges, und da bin ich zu Mimmi Tiegel gelaufen, die doch immer alles weiß. Natürlich kannte sie Ewalds Braut. Es stimmt alles. Fünfundzwanzig Jahr, sehr viel Geld, sehr vornehm aussehend. Hübsch nicht. Mimmi meint, sie paßte sehr gut zu Ewald, und dann sagte sie noch, sie hätte sich von ihm schon vor drei oder vier Jahren einmal die Cour machen lassen, aber es ist nichts draus geworden. Und denke dir, ihr Bruder ist unser Gesandter in Teheran. Also Diplomat. Die Eltern leben beide nicht mehr. Sie hat eine Gesellschafterin. Wie sie nach Erfurt gekommen ist, das versteht Mimmi auch nicht. Sie denkt sich das so: die beiden werden sich gar nicht in Erfurt kennen gelernt haben, sondern in Frankfurt. Die Lindens sind vom Rhein. Du weißt ja, daß Ewald früher bei der Regierung in Frankfurt war. Wenn er übrigens eine so gute Partie macht, dann glaube ich bestimmt, daß er seinen Wunsch ausführt, ins Auswärtige Amt zu kommen. Dann giebt ihm Papa auch noch mehr. Und am Ende hätte er auch Chancen, da ihm sein Schwager doch vielleicht irgendwie helfen kann — als Gesandter. Weißt du, Niki, ich kann dir gar nicht sagen, wie ich mich darüber freue. Wenn sie nach Berlin kämen, das wäre doch ganz reizend für uns. Es ist immer was anders, wenn die Familie zusammen ist, und es würde uns doch auch allerhand Verkehr eintragen . . .

Sie klatschte in die Hände und tanzte im Zimmer herum. In ihrem Jubel bemerkte sie gar nicht, daß Niki ernst geblieben war. Er begleitete sie ins Eßzimmer und setzte sich ihr schweigend gegenüber, während sie die aufgewärmten Speisen aß. Immer erzählte sie mit größter Lebhaftigkeit, bis sie endlich sein ernstes Gesicht wahrnahm:

— Was hast du denn?

— Was soll ich haben? Ich höre zu!

— Aber du sprichst kein Wort?

— Was soll ich dazu sagen?

— Nun dich freuen! Wie ich mich freue! Für Ewald und für uns. Das wird doch reizend!

Niki zuckte nur die Achseln. Der Gedanke, Ewald könnte mit seiner Frau nach Berlin ziehen, lastete auf ihm. Als sie noch einmal fragte, warum er nicht antworte, sagte er ganz ruhig:

— Weil ich mich nicht freuen kann über die Aussicht, daß dein Bruder nach Berlin ziehen könnte.

— Wieso denn nicht?

— Hast du denn vergessen, wie er sich gegen mich benommen hat?

— Er hat dir doch nichts gethan, Niki!

— Oho, wie einen Schuhputzer hat er mich behandelt. Ich sage dir, das vergesse ich ihm nicht. Erst müßte er mir ganz anders entgegenkommen. Ich war Bräutigam damals, das ließ mich manches übersehen. Heute stehe ich ihm anders gegenüber.

Vera blickte ihn erstaunt an. Sie fand keine andere Erwiderung als die ärgerlichen Worte:

— Jede Freude mußt du mir auch verderben. Jede kleinste Freude. — Dann meinte sie, nun hätte sie nichts mehr davon, die Geschwister in der Nähe zu wissen. Jetzt schmecke ihr auch das Essen nicht mehr.

Sie stand auf, ließ Niki stehen, ging in ihr Boudoir und warf die Thür hinter sich zu.

Niki blickte ihr nach, unbeweglich. Einen Augenblick kam ihm der Gedanke, ihr zu folgen, um sie zu beruhigen, doch es widerstand ihm, er konnte sich nicht überwinden und blieb. Es empörte ihn, damit ein Unrecht zuzugeben, dessen er sich nicht schuldig gemacht. Sie mußte einsehen, wie er zu Ewald stand. Sie durfte als seine Frau nicht auf der Seite eines anderen sein, und wenn es auch ihr Bruder gewesen wäre. Sie mußte zu ihrem Manne halten. Sie hieß nicht mehr Vera von Develhorst, sondern Vera Sandtner.

Und er fand, während er in Gedanken das Eßzimmer verließ und ins Atelier ging, daß seine Frau sich nicht genügend um seine Familie kümmere, sondern immer noch that, als gehöre sie zu den anderen. Ihre Freundinnen suchte sie auf, zu ihrem Vater ging sie, von ihren Bekannten sprach sie, auf das Kommen ihrer Geschwister freute sie sich, während sie sich — wenn sie es auch heute gethan — so doch sonst nicht um seine alte Mutter kümmerte, seine Freunde nicht sehen wollte, nach seinen Arbeiten, nach seiner Kunst nicht fragte.

Das kränkte ihn am meisten. Er hatte sich das alles ganz anders geträumt. Sie nahm nicht teil, sie fragte nicht einmal nach dem, was er malte. Seitdem es fest

stand, daß sie selbst nicht malen sollte, und sie sich darein ergeben hatte, schien alle Begeisterung verflogen.

In seinem Atelier drüben setzte er sich still in eine Ecke, streckte sich lang aus, bis er eine bequeme Stellung fand, und bedeckte die Hand mit den Augen. Eine unsägliche Traurigkeit sank nieder auf seine Seele. Er fühlte sich allein, unendlich allein. Und er liebte doch seine Frau. Sie war ja drüben ein paar Schritte von ihm — allein wie er. Vielleicht hätte ein Wort genügt zur Versöhnung. Versöhnung? Ja, aber nicht Verständigung. Denn sie verstand ihn nicht, dessen war er jetzt gewiß.

Sein tiefstes Inneres, das er versucht hatte, ihr zu offenbaren, war doch fern von ihr, unverstanden, unberührt. Sein tiefstes Inneres, das er versucht hatte, ihr zu zeigen, wendete sich ab, weil es keine Wiedererkenntnis fand. Sein tiefstes Inneres, das er entblößt vor seinem Weibe, empfand voller Scheu, daß sie nicht reif war für ihn, nicht tief genug für seine Seele, nicht reich genug für sein Gemüt.

Die Worte und Gefühle, die er geäußert vor ihr, alles was er über seine Kunst an sie verloren, empfand er jetzt in bitter beißendem, demütigendem Gefühl der Scham, ihr seine Seele nackend gezeigt zu haben, ohne Hülle.

Eine Maske mußte man vor den Menscheu tragen, ein sorgsam zugedeckt gehaltenes Gewand. Eine Maske vor seinem eignen Weibe, mit der man zusammen lebte in engster Gemeinschaft, vor ihr mehr noch denn vor anderen.

Diese Erkenntnis stimmte ihn düster und bitter. Er

suchte sich dagegen zu wehren. Er wollte sich glauben machen, er thäte ihr unrecht. Er gab sich Mühe sich selbst zu überzeugen, daß ihr Benehmen von vorhin noch kein Grund wäre zu solcher Anschauung. Aber ihre Augen blieben ihm im Gedächtnis haften, ihre Augen, die empört geblickt, als sie gesagt hatte, er müsse ihr jede Freude verderben. In die Seele hatte es sich ihm unauslöschlich gegraben, daß sie Partei nahm für ihren Bruder gegen ihren Mann.

Eine starre Entschlossenheit kam über ihn. Er ging an seinen Schreibtisch hinter einer großen Staffelei in der Ecke, schloß auf und zählte das Geld, das ihnen für den Rest des Vierteljahres noch blieb bis zum Oktober. Viel Ausgaben waren gewesen: allerlei Unvorhergesehenes, das Einrahmen so vieler Bilder, die Kunstgegenstände, die sie gekauft, um die Zimmer Veras zu schmücken. Die junge Frau war mit dem doppelten Wirtschaftsgelde, das er im Voranschlag angesetzt, nicht ausgekommen. Er hatte nichts gearbeitet und nichts verkauft.

Für den „Abend," das einzige, das ihm in der ganzen Zeit gelungen, hatte ihm ein Kunstfreund von auswärts ein hohes Gebot gemacht — er hatte es ausgeschlagen. Eine Staatssammlung suchte es zu erwerben — er hatte Nein gesagt. Das Bild wollte er nie veräußern. Es war sein Brautbild, es gab seinen ersten Eindruck Veras wieder, es bedeutete für ihn sein junges Glück.

Er erinnerte sich, wie er Vera erzählt, welche

Summen er ausgeschlagen, und daß sie nicht begriffen, wie er sie hätte ablehnen können. Sie hätte das Geld genommen. Sie schien den idealen, unbezahlbaren Wert dieses Bildes nicht zu fühlen. Sie zog den Mammon vor. Er könnte es doch für sie kopieren, hatte sie gesagt, als ob er ein solches Bild überhaupt hinausgehen lassen könnte in die Welt.

Das hatte ihn erstaunt, gekränkt, empört!

Und es empörte ihn wieder, wenn er daran dachte. Noch einmal überschlug er sein Soll und Haben, dann kam ihm der Gedanke an die Sommerreise, die er geplant, sobald das Bahnhofsbild vollendet . . . Vielleicht reichte es, aber es war knapp, und als er an Vera dachte, die drüben in ihrem Boudoir saß, hinter zugeworfener Thür, da verhärtete sich seine Seele ganz, und er beschloß, daß sie nicht reisen würden, sondern in Berlin bleiben wollten.

Mit kurzem Entschluß stieß er das Schreibtischfach zu und ging hinüber zu Vera.

Sie hatte sich eingeschlossen. Er pochte. Niemand gab eine Antwort.

— Vera, mach auf, ich will mit dir sprechen.

— Was willst du?

— Dir etwas sagen, wegen der Sommerreise.

Da öffnete sie schnell, halb beschämt, daß er ihr nun eine Freude machen wolle. Mit sich kämpfend, ob sie noch böse sein solle oder ein freundliches Gesicht machen, kam sie ihm entgegen mit runden Gebärden, weich, sanft wie ein Kätzchen.

Aber Niki behielt sein ernstes Gesicht:

— Ich wollte dir mitteilen, daß wir so viel gebraucht haben, daß es meine Pflicht ist, vernünftig zu sein. Ich habe nichts gearbeitet, nichts arbeiten können. Ich muß jetzt arbeiten um das Verlorene einzubringen. Wir werden infolgedessen in Berlin bleiben müssen. Wir reisen nicht.

Vera sah ihn an. Jähe Enttäuschung veränderte ihre Züge vom Lächeln zur bitteren Wut, und sie stieß nur hervor, während sie auf ihr Taschentuch biß:

— Das habe ich mir gleich gedacht!

Dann drehte sie ihm den Rücken.

Er ging hinaus.

Sie schloß klirrend hinter ihm zu.

17.

Die Ausstellung hatte Niki für den „Abend" die große goldene Medaille eingebracht. Es war nichts Überwältigendes für den Maler, der schon eine Medaille im Champ de Mars und andere Auszeichnungen besaß und als Sezessionist und aus Grundsatz auf Medaillen keinen Wert legte. Aber an seinem Wohnorte Berlin damit bedacht zu werden, das freute ihn doch.

Absichtlich hatte er kein Wort davon gegen Vera erwähnt. Er wollte sie nicht mit seiner Kunst belästigen,

da sie kein Interesse dafür zeigte, wie er es bei der Frau eines Malers für selbstverständlich hielt. Er wollte abwarten, was sie sagen würde, wenn sie es von dritter Seite erführe. Aber seiner Mutter teilte er es mit. Zu ihr fuhr er hinaus nach Schöneberg, und die alte Frau weinte Thränen der Rührung.

— Was hat denn Vera dazu gesagt? — fragte sie, die immer nur an andere dachte, sofort. Niki schwieg. An seiner finsteren Miene sah sie, daß etwas vor sich ging. Darum fragte sie noch einmal:

— Hat sie sich denn nicht gefreut für dich?

— Ich weiß nicht, Mutter.

— Du weißt nicht. Aber was soll das heißen?

— Ich weiß nicht, ob sie eine Ahnung davon hat. Gesagt hat sie mir nichts. Vielleicht weiß sie es, vielleicht auch nicht. Mit ihren Freundinnen unterhält sie sich wohl nicht über dergleichen . . .

Die Mutter musterte ihn eine Weile ganz ruhig, dann legte sie ihm leise den Arm um den Hals:

— Armer Niki!

Er nahm sich zusammen, seinen Kummer nicht zu verraten, und fragte möglichst unbefangen:

— Warum arm, Mutter?

— Glaubst du, ich weiß nicht, was dir fehlt? Glaubst du, ich hätte das nicht alles mit angesehen, wie es gekommen ist? Aber ich konnte doch nichts sagen, und ich wollte nichts sagen, sondern du mußtest zu mir kommen, mein armer Niki, denn deine alte Mutter würde sich doch nicht hineinmischen in euere Ehe.

Dann strich sie ihm leise das Haar aus dem Gesicht und legte ihre Lippen auf seine Stirn. Er hob den Arm und umschloß den Nacken der Mutter mit den Händen. Lange blieb er so ruhen. Er atmete tief. Die Augen brannten ihm, und seine Wangen wurden naß von großen, heißen Thränen.

Es war Stille, nur das Schluchzen des starken Mannes vernahm man, der da weinte wie ein kleines Kind. Die Mutter ließ ihn ganz ruhig. Sie fragte nicht, sie tröstete nicht. Der Sturm sollte erst austoben, dann würde er ihr sein ganzes Herz ausschütten.

Niki stand auf und ging ans Fenster. Er blieb stehen, durch die Scheiben hinauszustarren. So kühlte sich allmählich die Glut in seinem Inneren ab. Verstohlen nahm er das Taschentuch und trocknete sich die Thränen. Dann drehte er sich nach einer Weile ruhig um und setzte sich neben die Mutter, die ihn erwartete, auf das alte Sofa.

Von Vera begann er zu erzählen, wie sie sich nicht verstünden, wie sein ganzer Traum von Glück zerronnen sei. Er sagte der Mutter, was er alles in der Ehe erhofft, wie er geglaubt, eine Frau zu finden, die ihm ein Genosse wäre, ein treuer Helfer, ein Freund. Eine Frau, bei der er sich ausruhen könnte, wenn er müde von der Arbeit, der er alle die kleinen Nöte und Bedrängnisse des Lebens mitteilte, daß sie ihm hülfe zu tragen, zu überwinden, was Schweres an ihn herangetreten.

Und nicht das allein fehlte ihr, sondern sie sei anderer Art, anderen Stammes, anderen Blutes, ihre Kreise paßten nicht zu seinen, und seine nicht zu den ihren.

Die Mutter ließ ihn ruhig sprechen. Als er geendet, sagte sie:

— Mein geliebter Sohn, ich habe das ja alles geahnt. Ich habe es gefühlt! Ich wußte, daß du mir etwas versteckest. Ich wußte, das du nicht glücklich warst. Aber ich kann nicht finden, daß du ein Recht hättest, zu verzweifeln. An uns alle treten schwere Dinge heran. An den einen so, an den anderen so. Geprüft werden wir alle, alle, alle! Kein Leben geht ganz ruhig ohne Bewegung hin, nur der eine empfindet es mehr als der andere. Der selige Vater war wie du. Er nahm es sich immer sehr zu Herzen, wenn es Schwierigkeiten gab. Mehr als andere. Kollegen hatte er . . . weißt du noch den alten Postdirektor Grimm? Weißt du noch? — Na, der war doch immer guter Dinge. Und als sie ihn weggeschickt hatten, weil er sich gar nicht mehr um seine Geschäfte kümmerte, da kam er den Abend zu uns. Wir wußten noch gar nicht, daß er pensioniert wäre. Da machte er dieselben Witze wie sonst, machte seine Kartenstücke wie immer, malte sich einen Schnurrbart mit dem angebrannten Kork . . . er hatte ja nie Bart gehabt . . . auch nicht als junger Mensch . . . Ach, Niki, ich weiß noch so genau mich dieses Abends zu erinnern. Und nachdem er noch seine berühmte Geschichte mit Stephan erzählt hatte, wo er dem Generalpostmeister den Rehrücken vorsetzen wollte, selbst geschossen, um sein Interesse für die Jagd zu zeigen — und es war ein Renntier — da sagte er auch so nebenbei, als fiele es ihm zufällig ein: ‚Übrigens, eh ich's vergesse, sie haben mich heute abgehalftert!' Siehst du, mein

Junge, da war der selige Vater außer sich, wie man das nur so leicht nehmen könnte . . . Denn er hatte nicht die leichte Ader . . . und es ist vielleicht besser, man hat sie nicht . . . denn solche oberflächliche Menschen . . . und . . . und ich verstehe das ja auch nicht . . . ich . . . ich . . .

Sie konnte nicht weiter sprechen, die Stimme versagte ihr, und plötzlich fing sie an bitterlich zu weinen.

— Was hast du denn, Mutter? — fragte Niki besorgt.

Sie schüttelte nur den Kopf.

— Weinest du meinetwegen, Mutter?

— Ja! — antwortete sie unter Thränen und gestand ihm, wie sie nur geredet und geredet, um irgend etwas zu sprechen, um einen Trost zu finden für ihr Kind, einen Trost, den sie doch nicht wußte. Denn nach einer Ehe von kaum einem halben Jahr so unglücklich zu werden, das faßte sie nicht.

Da, als er das Leid und die Verzweiflung der Mutter sah, raffte er sich auf und nahm alle Kraft zusammen, sich zu überwinden. Er wollte kämpfen um sein Glück, er wollte Vera zwingen, anders zu werden, sich ihm wieder zuzuwenden. Er glaubte, wiederum in sich selbst den Fehler zu sehen, und sagte zur Mutter, indem er sich anschickte zu gehen:

— Mutter, es ist noch nicht aller Tage Abend. Es muß anders werden. Es muß und es wird. Man muß sich nur recht Mühe geben. Ich will Vera anders anfassen, ich will milde und vernünftig mit ihr reden, ich will ihr vorstellen, was sie an unserem Glücke gesündigt.

Ich will ihr zugeben, was ich alles versäumt. Und du kannst ganz gewiß sein, Mutter, sie wird es einsehen. Sie ist doch gut eigentlich. Sie wird es einsehen . . . Ich trage ja auch die Schuld.

— Das gebe Gott! — antwortete die Mutter ergeben, aber aus dem Ton klang heraus, daß sie nicht an ein Unrecht ihres Sohnes glaubte, sondern allein die Schwiegertochter für den schuldigen Teil ansah. Ihr Niki mochte thun, was er wollte, es war immer gut.

Es schien, als sollte Niki recht haben, denn als er nach Haus zurückkehrte, kam ihm Vera entgegen, und fiel ihm um den Hals. Ohne zu fragen, wo er gewesen sei, streichelte sie ihn, küßte ihn und sprach:

— Mein großer, berühmter Mann, sei doch nur gut, Niki! Bitte! Bitte! Sei doch nur gut. Ich will ja auch gut sein! Ich will ja gut sein. Wir wollen uns doch nicht immer zanken.

Er schloß sie gerührt in die Arme:

— Nein, das wollen wir nicht, Vera! Wir wollen gut sein, ich möchte ja immer gut sein gegen dich. Sei du es nur auch, Vera!

Sie konnte nun mit dem Grunde nicht mehr zurückhalten, der ihr die weichen Worte in den Mund gelegt hatte:

— Ich gratuliere, Niki, ich gratuliere!

Zuerst wußte er nicht, was sie wollte, aber sofort fiel es ihm ein. Doch er verstellte sich ein wenig:

— Wozu?

— Na, Niki, so thue doch nicht so!

— Also sage, wozu?

— Zur Medaille, die du bekommen hast! Zur großen, goldenen Medaille! Du weißt es wohl noch gar nicht einmal?

— Ich weiß es. Ich weiß es längst.

Sie machte ein ganz erschrockenes Gesicht und wiederholte niedergeschlagen:

— Du weißt es längst und hast mir nichts davon gesagt?

— Nein.

— Niki, warum nicht?

— Ich wollte abwarten, daß du etwas sagtest.

— Oh, das ist böse von dir!

— Du interessierst dich ja nicht für meine Kunst und meinen Beruf!

— Doch! — stotterte sie, aber sie kam nicht weiter und schlug die Augen zu Boden. Er hob ihr Kinn in die Höhe und drückte einen leisen Kuß auf ihren Mund. Dann fragte er, indem seine Augen sich in die ihren bohrten:

— Und willst du nicht wieder teilnehmen? Willst du nicht fragen und dir erzählen lassen? Willst du nicht wieder meine kleine, liebe Frau sein, die mich liebt und die gut ist, gut, gut, gut . . . oh, wenn du immer gut wärest und weich, so wie jetzt, Vera . . .

Sie blickte ihn an halb beschämt, halb neckisch:

— Bin ich es nicht?

— Du kannst so böse sein, Vera, so entsetzlich böse.

Da erwachte in ihr plötzlich der Kobold, und sie fuhr lachend los:

— Und du, Niki, und du?

— Ich?

— Oh, du kannst böse sein, Niki. Du denkst wohl, daß du ein Engel bist?

Ein wenig fühlte er sich verletzt, doch beinahe mehr war er erstaunt, und sein eignes Verfehlen, seine Reizbarkeit schlug ihm ins Gewissen, so daß er mit halbem Lächeln sagte:

— Wir mögen beide Schuld tragen, Vera!

Dann küßten sie sich zur Versöhnung, ihren neuen Bund der Eintracht zu besiegeln.

18.

Es schien, als sollte es nun besser werden. Niki gab nach. Er zeigte sich, wenn die Freundinnen Vera besuchten, that liebenswürdig mit Mimmi von Tiegel und zwang sich dann, allen möglichen Unsinn zu reden, wie er ihm eigentlich widerstand, aber wie es eben in Gesellschaft nötig schien. Wenigstens in dieser.

Der Maler sann nach und grübelte über sich selbst Er versuchte, gerecht zu sein. Dabei sagte er sich, daß das Leben eben Anforderungen stelle, die man erfüllen müsse, um nicht anzustoßen oben und unten. Er sagte sich, daß lebensklug nur der sei, der es verstünde, mit den Wölfen zu heulen. Mit dem Idealismus kam man eben nicht überall durch. Man mußte sich im Gewühl anderer Menschen hin-

und herstoßen lassen, sich an ihnen reiben und abschleifen. Ein Dasein, wie er es bisher als Maler geführt, zurückgezogen von der Welt, nur mit ein paar anderen Künstlern verkehrend, ging doch nicht auf die Länge.

Die kurze Zeit des Soldatenseins war ihm bitter genug geworden. Er hatte in den zwei Jahren, die er des Königs Rock getragen, eigentlich schlecht seine Pflicht gethan, nichts geleistet und die Zeit nur totgeschlagen. Die Mißstimmung seiner Kameraden hatte er sich erworben, indem er auch damals schon sich immer zurückgezogen, statt sich der Allgemeinheit zu widmen. Im Kameradenkreise hatte man ihn wenig gesehen, dagegen saß er in seinen freien Stunden zu Haus in stiller Klause und zeichnete und malte.

Dahin war immer seine Sehnsucht gegangen. Seine Malerei war wüst, ohne Richtung und Ordnung, heute mit Oel, morgen mit Sepia und ein andermal Aquarell. Dann wieder hatte er den Pastellstift zur Hand genommen und in unbewußtem Schaffensdrang ganze Stöße von Pappen verschmiert. Der Pappkasten, in dem der Schneider ein neues Beinkleid schickte, ward sorgsam in seine Teile zerlegt und mit Studien bedeckt.

Zwang hatte er schon damals nicht ertragen, in Gesellschaft war er nicht gegangen. Wenn es sich irgend machen ließ, hatte er sogar die Einladungen bei den Verheirateten des Regiments abgesagt.

Das war ihm sehr übel genommen worden. Vielleicht würde es ihn, wenn er nicht den Abschied genommen hätte, um Maler zu werden, doch noch einmal geradezu am Fortkommen gehindert haben.

Nun war er so viel älter und sah das Leben ein wenig anders an. Jetzt sah er ein, daß er für seine Frau auch etwas thun müsse, und er nahm sich vor, sich mehr zu zeigen. Bisher war Vera immer allein bei ihren Freundinnen gewesen, und während des Sommers ging es auch, weil doch keine Gesellschaften stattfanden. Aber nun war es Herbst, jetzt mußten allerlei Verpflichtungen erfüllt werden.

Vera wünschte auch, sie sollten ein paar Gesellschaften geben. Die Leute, die sie besucht, hatten sie einladen wollen, aber das junge Paar hatte durch den General um „Schonzeit“ gebeten, wie sich der alte Herr ausgedrückt. Nun mußten sie mit der Zeit daran denken, ihrerseits ihren Verpflichtungen nachzukommen und Gegeneinladungen ergehen zu lassen.

Das sah Niki ein, und weil die junge Frau bat und bat, nun endlich zu beginnen, so fügte er sich, um des Friedens willen. Er wollte nachgeben, soviel er konnte. Er hatte damit auch den Erfolg, daß Vera wieder zu werden schien, ganz wie in der ersten Zeit.

Ein Einziges hatte er sich ausgebeten: seine alten Freunde wollte er bei sich sehen. Vera dachte an die Begegnung im Ausstellungspalast und hatte schon eine Erwiderung auf der Zunge, als Niki die Sache ins Scherzhafte zog, ihr vorstellte, wie spaßhaft es für sie sein müßte, auch einmal eine ganz andere Art Menschen kennen zu lernen, als sie bisher zu sehen gewöhnt gewesen war.

Darauf ging Vera ein. Es schien sogar, als freute sie sich wie auf einen großen Scherz. Aber sie verlangte, daß erst ihre Bekannten eingeladen würden, und an einem

Oktoberabend fand das große Ereignis statt. Den ganzen Tag bereitete sie vor, ordnete an, rückte die Möbel zurecht, untersuchte mit dem Diener ihres Vaters, den er ihr für den Tag zur Verfügung gestellt hatte, was an Glas und Porzellan da wäre und was fehlte.

Bloß nachmittags war sie müde; wie sie an alles mit Feuereifer heranging, um bald der Dinge überdrüssig zu werden und nach Neuem zu suchen, so ließ sie alles plötzlich stehen und liegen, wie es war, so daß Richter, der Diener ihres Vaters, Not hatte, aufzuräumen, und nun natürlich nach Gutdünken verfuhr, möglichst einfach, um schnell fertig zu werden, so daß alle Pläne Veras entfielen und schließlich die Gegenstände ganz nach des braven Richters Geschmack geordnet wurden.

Vera ging kurz vor der Zeit, wo sie sich anziehen mußte, noch einmal aus, um Verschiedenes einzukaufen, das ihrer Ansicht nach fehlte. Sie verlangte dazu von Niki Geld. Er fragte, wieviel? „Ein paar hundert Mark" wollte sie haben. Das schien ihm übertrieben. Er machte eine leise Andeutung dahin, daß sie sich mit ihren Ausgaben etwas in acht nehmen müßten. Aber er fühlte sofort, wie jedes weitere Wort einen Sturm heraufbeschwören könnte. Darum sagte er nichts, ging jedoch mit, damit sie wenigstens Sachen kaufte, die nach seinem Geschmack wären.

Unterwegs fragte er sie, was sie brauchte.

— Es ist zu leer bei uns, Niki!

Er wollte vernünftig sein:

— In jeder jungen Ehe ist das so, Vera! Die

Sachen kommen erst mit den Jahren. Man schafft sich allmählich etwas an. Was für Sachen brauchst du denn?

— Alles Mögliche. Erstens haben wir nichts auf den Tisch zu stellen, denn ein Buffet, auf dem bloß Kalbsbraten und Hummer steht, ist gräßlich. Wir müssen doch ein paar Blumen haben in der Mitte. Dann ist die Ecke am Fenster im Salon scheußlich. Die fällt sofort auf. Sie ist so kahl. Da muß etwas hin.

Sie wollte „billig" kaufen. Aber nun wurde er leichtsinnig. Der Künstler regte sich in ihm. Häßliche, geschmacklose Ware konnte er nicht leiden. Entweder nichts oder etwas Schönes. Und er führte sie in einen Laden auf der Leipzigerstraße, eine Niederlage der Kopenhagener Porzellanfabrik. Dort hatte er vor ein paar Tagen eine wundervolle Jardinière gesehen: eine längliche Schale von grotesken Meerungeheuern getragen, die in kläglich jammervollen Mienen sich mühten, von der Last der Schale loszukommen, die sie zu erdrücken drohte.

Niki wollte ihr nur Schönes zeigen, sie sollte sich begeistern für seinen Geschmack. Darum wählte er trotz des hohen Preises gerade dieses, das schönste Stück.

— Und was kommt in die Ecke? fragte Vera. Er hatte einen Gedanken, er wollte sie überraschen und fuhr sie schnell nach Haus, damit sie sich umziehen könnte. Er selbst aber setzte seinen Weg fort.

Kurz vor der Zeit, wo die Gäste erscheinen sollten, war er zurück. Einen schweren Gegenstand schleppte er die Treppe herauf mit zwei Dienstmännern. Hinterdrein

kam Gerstenstock pustend und schnaubend, schimpfend über das Gewicht und über die Treppenstufen. Schnell wurde in die Ecke des Salons eine starke Kiste geschoben, mit einem Stück alten Sammet aus dem Atelier drapiert, und von dem schweren Gegenstand die Tücher zurückgeschlagen. Eine Bildsäule kam zum Vorschein, die auf den improvisierten Sockel gehoben ward.

Die Männer wischten sich den Schweiß. Gerstenstock ließ seine gewaltige Stimme vernehmen:

— Na Niki, was sagst du nu? Fein, was? Ist sie nicht schön? Gott verdamm' mich nochmal. Da hast du mal 'n guten Gedanken gehabt, und meine Delila mag sich freuen, daß sie nicht unter die Philister gefallen ist, sondern im Hause eines anständigen Kerls steht, der sie zu würdigen weiß.

Dann blieb der Bildhauer in echtem Schöpferstolz vor seinem Werke stehen, maß es mit liebevollem Blick, schlug die Hände zusammen und rief dröhnend:

— Kinder, alles, was recht ist — sie ist schön!

In diesem Augenblick klang draußen Veras Stimme. Sofort eilte Niki ins Berliner Zimmer. Er wollte sie bitten, sich einen Augenblick zurückzuziehen, damit Gerstenstock hinaus könnte, ohne daß er sie träfe. Aber Vera empfing ihn außer sich mit scheltenden Worten:

— Aber um Gottes willen, du bist noch nicht angezogen? Unsere Gäste müssen ja jeden Augenblick kommen.

Er hatte in seiner Freude, diese Ueberraschung für sie zu haben, die Gäste längst vergessen. Er dachte nur noch an die Delila, die da drinnen thronte, so beherrschend,

daß sie alles andere im Zimmer tot gemacht haben würde, hätten sie die beiden Künstler nicht möglichst ins Dunkel der Ecke gerückt und durch matte Stoffe an der Wand ihr einen ruhigen Hintergrund geschaffen. Kindische Freude hatte ihn beherrscht, als er zu Gerstenstock ins Atelier gestürmt war und dieser ihm auf seinen Wunsch, ein Bildwerk von ihm für die Ecke zu bekommen, die „Delila" angeboten hatte. Diese „Delila", die er für eine der besten Sachen hielt, die in den letzten Jahren unter dem Meißel eines Künstlers Leben gewonnen.

— So beeile dich doch! rief ihm Vera noch einmal zu. Da verflog seine ganze Freude. Wie graue Ernüchterung nach dem Rausch war ihm zu Sinn. Seine Stimmung schlug derartig um, daß er ihr kein Wort mehr sagte von der Ueberraschung, die er ihr zugedacht, sondern die Thür zum Salon aufriß:

— Gerstenstock, schnell fort. Es ist Zeit. Ich muß mich anziehen. Die Gäste werden gleich kommen, geschniegelt und gebügelt, daß du dich nicht wohl fühlen würdest in deinem Bummelanzuge. In deinem Anzuge, auf dem du mehr Flecke hast von Thon und Lehm, bei unsterblichen Werken verspritzt, als die anderen auf ihrem Frack Fettklexe von den Trüffelsaucen der Diners dieser ganzen Saison.

Er nahm den Freund bei der Hand und geleitete ihn hinaus an Vera vorüber, die wie aus Stein dastand, blaß vor Wut. Der Bildhauer war verlegen und that in seiner Manierenlosigkeit, vielleicht weil er es für rücksichtsvoller hielt, gar nicht, als ob er Vera sehe.

Als Niki sich in rasender Eile umgekleidet hatte, war er so viel ruhiger geworden, daß er das Ungerechte seiner Worte von vorhin empfand. Er hatte sich wieder von seinem Temperament hinreißen lassen. Schließlich konnte doch Vera wirklich nicht ahnen, was er ihr zugedacht und wenn er das Sich-gehen-lassen des Bildhauers, seine liederliche Kleidung, seine Manierenlosigkeit, die etwas vom „Rauhbein“ an sich hatte, zu dem gutsitzenden Frack seiner Gäste in Gegensatz stellte, die vielleicht gerade keine Genies waren, aber gewiß in ihrem Berufe tüchtige, sehr ehrenwerte Leute, so erschien ihm das jetzt bei ruhiger Überlegung weit über das Ziel hinausgeschossen. Er selbst hielt auf einen tadellosen Anzug und legte eine Eitelkeit hinein, bis zu einem gewissen Grade nach der Mode gekleidet zu gehen.

Darum wollte er Vera ein beruhigendes Wort sagen. Aber er fand sie bereits von Gästen umgeben, so daß er sich ihr nicht allein nähern konnte. Er war so liebenswürdig wie nur möglich. Eine ähnliche Gesellschaft hatte sich zusammengefunden wie beim Generalleutnant, der gleichfalls erschienen war.

Die Mutter fehlte. Sie hatte ihre Kinder gebeten, ihr Ausbleiben nicht übel zu nehmen. Sie hätte kein Kleid, sie wäre zu alt, sie fühlte sich nicht kräftig genug, wie sie behauptete.

Die Herren und Damen liefen hin und her und beguckten sich die Einrichtung. Man wollte doch sehen, wie sich das junge Paar sein Nest gebaut. Die Damen waren neugierig darauf, wie es bei einem Maler ausschaue. Manche hatten sich auf etwas ganz Außergewöhnliches

gefaßt gemacht, und fühlten sich beinahe etwas enttäuscht, als sie entdeckten, daß es zwar elegant war und geschmackvoll, aber daß am Ende bei anderen Leuten, die einigermaßen den Sinn dafür hatten und die die Mittel besaßen, auch so hätte sein können.

Was an den Wänden hing, war für die meisten der Gäste: „Bilder", die sehr hübsch ihren Platz ausfüllten zum Schmucke der Wand wie andere mehr. Daß dort als Tauschgegenstände gegen Arbeiten Nikis Werke hingen von Liebermann, Uhde, Skarbina, Dill, Stuck, Hofmann, Thoma und anderen Meistern, das merkten sie nicht.

Nur ein jüngerer Offizier, ein entfernter Vetter Develhorst, betrachtete alles mit Andacht, so daß sich Niki ihm zuwandte, und da ihm die Vertiefung des jungen Mannes Hoffnung machte, freundlich fragte:

— Interessieren Sie sich für Gemälde?

Der Leutnant wurde verlegen und erwiderte bescheiden:

— Sehr, nur verstehe ich leider nicht viel davon!

— Das Interesse ist die Hauptsache. Das Kennertum kommt dann von selbst. Darf ich Ihnen erklären, von wem die Bilder sind?

— Ich glaube, ich weiß es.

— Aber sie sind fast alle nicht signiert. Haben Sie denn zum Beispiel die Baumstudie da drüben erkannt?

Leutnant von Develhorst drehte sich herum:

— Ich denke, ein Leistikow.

Niki war sehr erstaunt, und unter erneuter Verlegenheit erzählte der junge Offizier, daß er in den meisten Kunstausstellungen abonniert sei und jede Woche, soweit es der Dienst

erlaube, einmal hinginge. Das freute den Maler, und er zog ihn in eine Ecke zu langem Gespräch. Er erfuhr, wie Leutnant von Oevelhorst auch bei der Hochzeit gewesen, und hörte von ihm, daß er sehr stolz sei, einen so großen Künstler als entfernten Vetter zu besitzen. Auf diesen Abend habe er sich schon lange gefreut und mit einer anderen Einladung eine kleine Schiebung vorgenommen, um nur auch heute wirklich kommen zu können.

Nikis Stimmung ward immer angeregter. Also es gab doch noch Menschen, auch unter diesen Leuten, die Interesse zeigten für die Kunst. Diese Entdeckung versöhnte ihn so, daß er nur lächelte, als ihm eine Freundin Veras in der liebenswürdigsten Weise auseinandersetzte, daß all das neumodische Zeug, was sie an den Wänden hängen hätten, eigentlich nur Kopfschmerzen verursachen könne, Liebermanns altes Weib aber beinahe eine gewisse Übelkeit.

Es waren im ganzen etwa vierzig Personen da, und der alte Richter mit den ihm beigegebenen zwei Lohndienern hatte die größte Mühe, allen schnell genug die übliche erste Tasse Thee zu servieren. Niki hatte gewollt, daß das Mädchen helfen sollte, aber Vera war ganz dagegen gewesen:

— Das schickt sich gar nicht! Das ist ganz spießbürgerlich. Ich finde es überhaupt sehr unangenehm, daß wir keinen Diener haben!

Nachdem man sich eine Weile noch in Salon, Boudoir und Eßzimmer hin und her bewegt hatte, ward der Wunsch bei einigen Damen laut, das oder die Ateliers zu sehen. Doch im Atelier sollte das Buffet stehen, das hatte sich

Vera als Überraschung ausgedacht. So wurde man gebeten, sich noch etwas zu gedulden.

Die junge Hausfrau lief nervös hin und her, und erkundigte sich, ob sich auch niemand langweile, ob alle einander vorgestellt wären. Ab und zu ging sie hinaus oder schickte Niki fort, nachzufragen, wie weit der Traiteur mit dem Buffet zustande gekommen sei.

— Wir kriegen ja nichts zu essen! Es ist schrecklich! Papa hat schon gesagt, er hätte solchen fürchterlichen Durst! jammerte sie fortwährend.

Auch Niki erschien die Zeit unendlich lang. Er meinte, seine Gäste müßten sich über die Maßen langweilen. Und es war auch wirklich eine Art toter Punkt eingetreten. Die erste Unterhaltung der Begrüßung, des Betrachtens war vorüber, ein neuer Gesprächsstoff nicht vorhanden. Niki hatte geglaubt, mit der „Delila" Aufsehen zu erregen, doch kein Mensch schien sich um sie zu kümmern. In all ihrer Schönheit stand sie in der Ecke und schaute mit dem teuflischen Blick des Weibes, das den Mann besiegt, das den Großen und Starken unterjocht, klein gemacht, in der Philister Hände geliefert, hinein in den Salon auf die festlich gekleideten Männer und Frauen.

Da kam Mimmi von Tiegel auf den Maler zu, kurz, derb, fast männlich mit ihrem Tituskopf und ihrer tiefen Stimme, die einen harten, blechernen Klang hatte. Der Kosename Mimmi machte beinahe einen lächerlichen Eindruck, wenn man dieses thatkräftige Wesen vor sich sah mit seinen eckigen Bewegungen, in seiner zu weiten, hängenden Kleidung. Vera hatte ihrem Manne erzählt, welche Rolle

sie in der Gesellschaft spiele, und er hatte sich einen so falschen Begriff gemacht, daß er es beinahe nicht glauben wollte, als er ihr vor Monaten zum ersten Male vorgestellt worden, das sei die vielgenannte Mimmi Tiegel.

Sie fiel gleich mit der Thür ins Haus:

— Hören Sie mal, Ihre Bildsäule da in der Ecke — — — was soll das eigentlich sein? ‚Philister über dir' steht drunter? Das ist doch aus der Bibel, dächte ich. Aber was hat das mit dem Frauenzimmer zu schaffen?

— Es soll die Delila sein!

— Wer war das?

— Die Simson bezwang, bethörte. Die ihn den Philistern auslieferte.

Mimmi Tiegel schlug sich vor die Stirn:

— Aha, richtig, richtig. Es dämmert. Hm. Hm. Wir wollen nachher mal drüber reden . . . Jetzt kriegen wir hoffentlich bald zu essen . . .

Zufällig traf es sich auch so, daß die Flügelthüren geöffnet wurden und man zum Abendessen ging. Soweit Herren da waren, wurden die Damen geführt.

Drüben im Atelier Nikis war so viel Platz geschaffen worden, als nur möglich. In der Mitte stand der Eßtisch aus dem Berliner Zimmer. Lang ausgezogen, bedeckt mit Speisen: kaltem Braten, Fasanen, Hummern, Salat, Kompott, Früchten, leeren Tellern, Messern, Gläsern.

Einige Tische standen gedeckt rundum; die meisten jedoch nebenan im zweiten Atelier, wo sonst die Damen malten. Die Herren stürzten sich sofort auf die Speisen,

die Damen nahmen Platz und ließen sich bedienen. Die drei Diener liefen herum, einzuschenken.

Es war den Leuten doch etwas Besonderes, in einem richtigen Maleratelier zu sein. Man spähte umher nach Gemälden, man tauschte seine Bemerkungen aus über das, was zu sehen war. Die Bilder waren so weit wie möglich zusammengedrängt, um Platz zu schaffen. Nun kamen die mächtigen, alten Schränke und Truhen, die Studien enthielten, besser zur Geltung. Die Waffen, Geräte, Gewänder, Gipsmasken und Köpfe traten hervor, so daß man es reizend fand und Vera seine Bewunderung darüber aussprach.

Sie freute sich und war stolz, als ob sie das alles zusammengebracht, als ob es ihr Werk und Verdienst wäre. Dankend nahm sie alles in Empfang, was doch Niki hätte gelten sollen. Und er freute sich darüber, freute sich, daß man ihn nicht quälte mit Lobeserhebungen, freute sich, daß man seine Frau feierte, die es auch verdiente, denn sie war die Schönste heut abend.

Niki ließ sein Auge herumwandern, über die anderen Damen hinweg, ob er irgend eine fände, die ihm gefiele, die seinem Künstlerauge auch nur den Gedanken eingäbe, sie zu malen. Es gab keine darunter. Einige der Damen waren häßlich aber zu unbedeutend um zur Studie zu verlocken. Hier und dort wohl sah er ein ganz nettes Gesichtchen, aber uninteressant, alltäglich. Eine Frau von Theinker, auch eine Freundin Veras, konnte man wohl hübsch nennen, solange sie nicht lachte, dann aber verdarben die Zähne alles. Ein junges Mädchen konnte gleich-

falls gefallen, war aber nicht charakteristisch: zu flach, zu sehr Puppenkopf.

Der hätte ihn nie gereizt, ihn auf die Leinwand zu werfen. Die einzige, die vielleicht in Betracht kam, war Mimmi von Tiegel. So dachte er sich unwillkürlich den Typus des Mannweibes, eckig in Kleidung, Bewegung, Gesicht und Gestalt, noch dazu mit dem Tituskopf, als hätte sie das letzte Weibliche, das lange Haar, abthun müssen um nicht als Frau zu gelten.

Aber sonst gab es nur eine, die ihm gefiel, nur eine, das war Vera. Er beobachtete sie von weitem, wie sie die anderen überstrahlte, wie sie sich huldigen ließ von den Herren, mit einer Sicherheit, als sei sie schon viele Jahre verheiratet. Er dachte an ein Wort seines Schwiegervaters, der, als er ihm darüber einmal sein Erstaunen ausgedrückt, geantwortet hatte: „Sie war immer über ihre Jahre hinaus fertig und sicher. Aber ich sage dir, was ich dir gesagt habe, als du um sie angehalten hast: Sie ist ein Luftikus. Das ist und bleibt sie. Und hoffentlich ist das nicht das Schlimmste.“

Niki fand seine Frau auch am besten gekleidet. Er sah sie zum erstenmal in einem ausgeschnittenen Kleide, das ihre Formen zeigte: den schlanken, vornehmen Hals, auf dem das Köpfchen so elegant, leicht und sicher saß, die schlanken Arme. Sie schaute so rassig aus, so vornehm, daß ihm das Herz schwoll vor Freude. Und alle seine Liebe zu dieser Frau loderte wieder heftig auf, daß er nicht begriff, wie es jemals zwischen ihm und ihr hatte böse, finstere Stunden geben können.

Wieder bat er ihr in Gedanken alles ab, was er gegen sie gesagt und gethan. Der Künstler in ihm frohlockte: so, so wollte er sie wieder malen in diesem Kleide.

Nach dem Souper wurde von irgend einer Seite der Vorschlag gemacht, zu tanzen, und unter allgemeinem Halloh gingen die Herren daran, das Klavier aus dem Salon ins Atelier zu schaffen. Dann setzte sich abwechselnd dieser und jener um aufzuspielen. Die junge Welt war glücklich. In dem großen Raumtanzte es sich wundervoll. Immermehr wurde Platz gemacht. Man schob die Bilder und Staffeleien immer enger zusammen, die Fläche weitete sich. Rings standen die älteren Leute und sahen zu.

Unter ihnen Niki. Er beteiligte sich nicht. Aber es machte ihm Spaß, zuzusehen. Der General stand neben ihm:

— Nanu, du tanzt wohl nicht?

— Nein, Papa!

— I so was! Soll ich dich etwa beschämen? Ein junger Mann, wie du! Das geht doch gar nicht.

Aber der Maler blieb dabei. Er freute sich, zu beobachten, wie Vera von einem Arm in den anderen glitt. Mochte sie sich unterhalten, dann war er ja auch zufrieden. Und sie schien glückselig zu sein. Ihre Augen leuchteten, ihre Wangen hatten sich frisch gefärbt, ihre Brust hob sich stürmisch. Sie lächelte und tanzte ununterbrochen, rasend, mit glühender Leidenschaft.

Als sie einen Augenblick neben ihren Mann zu stehen kam, fragte er sie lächelnd:

— Du tanzt wohl gern?

— Es ist das Schönste, was es giebt. Ich möchte alles dafür geben!

— Bist du denn immer so gewesen?

— Immer!

— Aber als wir verlobt waren, hast du doch nicht getanzt?

— Niki, da gab es doch keine Bälle mehr.

— Ach richtig!

Er hatte nicht daran gedacht: um die Ballzeit hatte er sich nie gekümmert. Doch ihm viel ein, wie Vera damals erklärt, es wäre günstig, daß der Zeichenabend nicht an den Sonnabenden stattfände, denn da könnte sie doch nie kommen, weil da meistens ein Ball wäre.

Vera fragte vorwurfsvoll:

— Und du tanzt nicht mit deiner Frau?

— Ich tanze nicht.

— Aber mit mir . . .

Er hatte seit über fünfzehn Jahren nicht mehr getanzt, auch in seiner kurzen Leutnantszeit nur wenig, war ohne natürliche Anlage gewesen und fürchtete, alles verlernt zu haben. Lächerlich machen wollte er sich nicht. Darum antwortete er, so lieb als nur möglich:

— Vera, ich — kann nicht. Wirklich, ich kann nicht.

— Du kannst nicht tanzen? Nicht einmal tanzen? — antwortete sie erstaunt in naiver Grobheit, denn die Antwort bedeutete so viel als: Was, so ungebildet und ungeschickt bist du! Du verstehst nicht was doch jeder Kadett kann, jeder Schüler, was zur allgemeinen Bildung und Erziehung gehört.

Niki hatte das Gefühl, als könnte sie es nicht unglaublicher finden, ja, als würde sie es viel eher verzeihen, wenn er ihr gesagt hätte, er könne nicht malen. Dann entschuldige er sich und erklärte, warum er in der That nicht tanzen könne.

Sie blickte ihn mit ihren lachenden Augen an und widerholte:

— Tanze mit mir!

— Ich kann nicht.

— Bloß einmal herum.

— Vera, so sei doch nur vernünftig. Ich thue es grundsätzlich niemals.

— Aber heute machst du eine Ausnahme.

— Von Grundsätzen macht man keine Ausnahme.

— Nur einmal.

— Nein, auch nicht ein einziges Mal.

— Bei deiner Frau.

— Auch nicht bei meiner Frau!

Da blickte sie ihn plötzlich durchdringend an und flüsterte ihm zu:

— Dann liebst du mich nicht!

Er sagte heiter:

— Weil ich nicht tanzen will? Sei doch nicht komisch.

— Wenn du mich liebst, so tanze mit mir, Niki.

Aber er blieb fest. Er antwortete nur halb verweisend, halb in scherzhaftem Tone:

— Vera, so etwas darfst du doch davon nicht abhängig machen!

Doch sie zog ein Gesicht wie ein unartiges Kind, warf die Lippen auf, blitzte ihren Mann an und sprach:

— Gut, Niki, wenn du so gegen mich bist, dann sollst du mal sehen, dann tanze ich jetzt, bis ich krank werde, bis ich umfalle, bis ich, bis ich, bis ich ... nun, du wirst schon sehen.

Sie wurde von einem jungen Herrn aufgefordert und schwebte davon. Niki blickte ihr kopfschüttelnd nach. Er begriff ihre jähe Erregung nicht. Aber mochte sie immer tanzen, bis sie müde wurde. Schaden würde es ihr ja gewiß nicht. Wenn sie nicht mehr konnte, würde sie schon aufhören. Mochte sie sich immerhin austoben. Er mußte auch zeigen, daß er einen Willen hatte und sich nicht von jedem Windhauche ihrer Laune beugen ließ.

So sah er denn ruhig zu, wie sie tanzte, ununterbrochen, immer wieder beginnend. Wenn der Herr, der spielte, einmal aufhörte, so bat sie ihn stets, von neuem anzufangen. Endlich aber schien sie genug zu haben und warf sich, während sie ihre glühenden Wangen fächelte, in einen Stuhl. Da meinte er doch zu hart gewesen zu sein, und weil sie trotz der Erhitzung eben ein Glas Wasser hinunterschütten wollte, ging er hin und sagte energisch:

— Vera, willst du dir denn Schaden thun. Du darfst nicht trinken.

Sie faßte statt einer Antwort nach dem Glase. Er nahm es ihr fort. Da ward sie dunkelrot, stieß mit dem Fuß auf und herrschte ihn an:

— Willst du mir's sofort geben!

Er gab es ihr nicht. Veras Herr, jener Leutnant von Develhorst, der das Interesse an den Bildern bekundet,

trat bescheiden zurück. Ihm schien der Wortwechsel peinlich zu sein, und er wandte sich verlegen gänzlich ab, als der Generalleutnant dazu kam und gedämpft zu seiner Tochter sagte:

— Schämst du dich nicht vor deinen Gästen, eine solche Szene zu machen?

— Niki will mich nicht trinken lassen Papa!

— Da thut er sehr recht daran.

Niki ging davon. Der Klavierspieler fing wieder an, und der Tanz begann von neuem. In des Malers Seele war es dunkel. Eine unendliche Traurigkeit schnürte ihm die Brust zusammen. Das war seine Frau! Das seine angebetete Vera! Das sein Glück!

Er ging in den Salon hinüber. Kein Mensch befand sich dort, und es that ihm wohl, allein zu sein. Der Schweiß war ihm auf die Stirn getreten. Er betupfte sie mit dem Taschentuch. Er seufzte. Er stöhnte laut. Er fühlte sich wie gerädert. Totenunglücklich.

In einer Ecke ließ er sich nieder und starrte vor sich hin. Alles drehte sich um ihn. Er stützte den Kopf in die Hand. Es war ihm alles wüst und leer. Er dachte an gar nichts. Nur allmählich löste sich aus dem Chaos Veras Bild, Veras Ausdruck, als sie ihm eben drohend gesagt, er solle ihr sofort das Glas geben. Etwas wie Haß beinahe war in ihren Augen gewesen. Zum mindesten eine grenzenlose Wut.

Niki fühlte sich wie vernichtet. Alle seine Versuche gut und lieb zu sein, schlugen fehl. Verstanden sie sich denn wirklich nicht mehr? Nach so kurzer Ehe?

Aber plötzlich ergriff ihn die Befürchtung, sein Fehlen möchte bemerkt werden oder es könnte jemand kommen. Er lauschte. Von drüben tönten die Klänge des Klaviers herüber. Sie tanzten und dachten nicht an Aufbruch oder Fortgehen. Es war ja ihrer aller Lust, sich zu drehen nach einer banalen Melodie, wie sie eben herüberklang: „Auch du, auch du, mein liebes Kind . . .“ Es war ja ihre größte Lust und Freude, ihres Lebens Inhalt, die Nächte zu vergeuden in öder Geselligkeit. Was gingen ihn alle diese Menschen an, die ihm gleichgültig waren, deren Horizont mit der Hummermajonnaise anfing, die vorhin auf dem Buffet nicht fehlen durfte, die schimpften, wenn sie in einem Hause deutschen und nicht französischen Sekt vorgesetzt erhielten, und deren Interesse endigte mit einem zum Gassenhauer gewordenen Walzer wie dieses elende: „Auch du . . .“

Er ward in seinen Gedanken immer bitterer und ungerechter, er verfluchte den Augenblick, wo er seine Einwilligung gegeben, diese Leute in sein Haus zu lassen. Es empörte ihn, daß getanzt wurde in seiner stillen Werkstatt, wo er gebrütet über seinen Werken, wo er gearbeitet ganze Tage, beinahe ohne sich die Zeit zum Essen zu gönnen, daß dort, wo er mit seiner Kunst allein Zwiesprache gepflogen, wo er die schwersten Kämpfe dieser Erde gekämpft, die Kämpfe um das Schaffen, daß dort jetzt Alltagsgewäsch geredet wurde, ödes, blödes, dummes Zeug.

Und er konnte den Augenblick nicht mehr erwarten, bis sich die Gäste entfernt hätten, daß er endlich wieder allein wäre, sein eigner Herr in seinen vier Pfählen.

Er hoffte, sie würden jetzt gehen. Er wollte sich noch einmal zusammennehmen und artig mit ihnen sein, dann aber aufatmen, o Gott, aufatmen in reiner Luft — allein.

Niki ging ins Atelier hinüber. An der Thür kam ihm Mimmi von Tiegel entgegen:

— Herr Sandtner, ich glaube, es wird bald zu Ende gehen mit der Hopserei, also kommen Sie mal schnell rüber in das Zimmer da vorn, wo die Bildsäule in der Ecke steht. Das intriguiert mich nämlich, daß ich nicht kapiert habe, was sie eigentlich darstellen soll.

— Gern! — antwortete der Maler, und sie gingen zusammen in den Salon. In ihrer sicheren, ungezwungenen Art setzte sich Mimmi Tiegel sofort aufs Sofa:

— So, da sitze ich. Nun kann's losjehn! Also Name?

— Delila.

— Delila richtig, und warum, woso, woher?

Niki überlegte einen Augenblick. Sie hatten ja so viel gesprochen untereinander über den Ausdruck des Kopfes da, als Gerstenstock bei der Arbeit gewesen. Der Bildhauer hatte hier sein Meisterstück geliefert, das er so leicht nicht überbieten konnte, denn diese Delila war nichts Anderes als sein Weib, sein Schicksal, sein Verhängnis, das ihn festhielt an einem Punkt des Daseins: das schöne, dumme Modell. Nur hatte er ihr etwas in die Züge gelegt, das sie vielleicht nie besessen, das ganz der Rolle entsprach, die sie im Leben des Bildhauers spielte.

Niki erklärte langsam:

— Sie sehen den Ausdruck des Triumphes in diesem Kopf, des Hohnes, der Überlegenheit, der Verachtung.

Diese Delila ist das Weib, das den Simson, den stärksten Mann der Welt, bezwungen, durch Ränke, durch Qual, durch Worte, durch Bitten, durch Flehen, durch Drohungen, durch Versagen, durch Gewähren, durch Sinnlichkeit. — Sie ist nackend und kräftig, glatt, schön, heiß und doch kalt. Sie ist Siegerin, und wie sie leicht die Zähne zeigt, wenig den Mund öffnet, aus den Augen blitzt, die sie in Verachtung — sehen Sie das linke — etwas schließt . . . ist es, als ob sie eben, da sie meint, des Simsons Seele matt getrieben zu haben bis an den Tod, ihm zuschreit: ‚Philister über dir!‘

Mimmi von Tiegel blickte den Maler erstaunt an aus ihren kalten, ruhigen Mannesaugen:

— Wie Sie das auszudrücken verstehen! Ich glaube, ich habe Sie verstanden, obgleich ich Ihnen gestehen muß, daß mir eine solche Frau derartig fern liegt, daß ich sie mit den Herzen nicht begreifen würde. Vielleicht mit dem Verstande. Ich muß mir den Charakter konstruieren.

— Ich begreife! — antwortete der Maler. Sie betrachtete das Bildwerk:

— Übrigens . . . es ist schön, das Ding, wenn ich Ihnen auch offen gestehen muß, daß ich nicht gerade heftig begeistert bin für solche Sachen. Vor allem für diese farbigen Sachen. Ich bin so mehr auf Thorwaldsen geaicht und erzogen.

— Klassisch kühl! — sagte Niki nachdenklich.

Sie antwortete mit Betonung:

— Aber doch eben klassisch.

— Vielleicht werden wir Heutigen auch mal Klassiker.

— Dazu müßten Sie tot sein!

Niki antwortete bittter:

— Das wäre auch das beste. Das ist des Künstlers schönste Zeit!

— Na, dann freue ich mich jedenfalls, kein Künstler zu sein, denn ich lebe immer noch ganz gern.

— Ich sage es ja auch nur so!

Es schien, als ob drüben im Atelier aufgebrochen würde, darum gingen sie den Weg zurück. Unterwegs fragte Mimmi von Tiegel nachdenklich:

— Wo so ein Bildhauer nur den Stoff hernimmt?

Niki antwortete sofort:

— Aus sich selbst.

— Immer? So?

— Die großen Werke pflegen aus der Seele des Künstlers zu wachsen.

— Also liegt dieser Delila etwas zu Grunde wie . . . ein Erlebnis? Meinen Sie?

— Ich glaube es bestimmt. Ich weiß es sogar.

— Aber wie Sie das nur erklären können! Wie Sie es erklärt haben! Da es doch nicht aus Ihrer Seele gekommen ist!

Er blickte plötzlich scharf auf. Er dachte an Vera. Dann sagte er ruhig:

— Ein Künstler versteht den anderen. Im Grunde genommen fühlen wir uns alle solidarisch . . . das ist . . . vielleicht eine Erklärung . . .

19.

Mit keinem Wort hatte Vera nach der Bildsäule im Salon gefragt. Das Verhältnis der Gatten zu einander war kalt gewesen. Keiner wollte sich dem anderen nähern, bis Niki es eines Tages nicht mehr aushalten konnte und sie bei einer ihrer schweigsamen Mahlzeiten fragte, was sie denn eigentlich zu Gerstenstocks Werk sage. Sie antwortete nur, etwas wegwerfend, es sei den Streit wegen des Zuspätkommens an jenem Tage wirklich nicht wert gewesen. Beinahe der einzige Erfolg, den sie wahrgenommen, bestünde darin, daß fast keiner der Eingeladenen gewagt, in die Ecke zu sehen, und infolgedessen auch von dem Bildwerke nicht gesprochen worden sei, wenigstens gewiß nicht von Seite der Damen.

Der Vater nur habe seinem Erstaunen Ausdruck gegeben, wie es möglich sei, eine so naturalistische Büste, fast unbekleidet, in seinen Salon zu stellen.

Niki begriff diesen Vorwurf nicht. Er sah in der Delila nichts als das Kunstwerk und sagte nachdenklich, ohne Ärger, nur grenzenlos verwundert:

— Dann müssen die Leute andere Augen haben als ich — als wir.

— Bitte, ich habe auch solche Augen, ich finde die Figur auch nicht sehr passend.

— Passend? Passend?

Er wollte aufbrausen, nahm sich jedoch zusammen und fügte ruhig hinzu:

— Ich verstand unter ‚wir' nicht dich und mich, Vera, sondern meinte uns Künstler im allgemeinen.

— Na ja, ihr Künstler! Immer ihr Künstler! Künstler! Als ob ihr ganz besonders geschaffen wäret und als was ganz Anderes als wir übrigen Sterblichen! Künstler! Immer ‚wir Künstler!‘ Es ist wirklich lächerlich!

Niki richtete sich starr auf:

— Wir sind auch anders! Und ich möchte oft verwünschen, daß wir anders sind, denn das kann ich dir sagen, wenn wir nicht anders wären, so würde uns viel Kummer, Leid, Schmerz, Ekel, Enttäuschung erspart! Vielleicht würden wir viel glücklicher sein! Vieltausendmal glücklicher!

Sie sah ihn groß an:

— Bist du denn etwa nicht glücklich? Dir geht's doch ganz gut.

Er gab die Frage zurück:

— Bist du glücklich?

— Wenn du gut bist, Niki.

— Das heißt, wenn ich dir deinen Willen thue.

Sie schlug die Augen nieder, versuchte zu lächeln und die Unterhaltung ins Scherzhafte zu ziehen:

— Ein galanter Mann thut eben den Willen seiner Frau. Und nun mußt du auch einmal gerecht sein: Du bist doch wirklich ganz zufrieden und glücklich.

— Ja, wenn ich arbeiten kann.

— Wer hindert dich denn? So arbeite doch. Ich freue mich ja doch nur, dann verdienen wir viel Geld. Und das ist nett, denn Geld ist doch so viel in der Welt. Ich möchte ja nichts lieber, als daß du jeden Tag ein Bild verkauftest.

Sie hatte im Grunde ein wenig recht, aber ihre Lebensanschauung empörte ihn. Er wollte die Kunst außerhalb des Gelderwerbes, des Geschäftes wissen, und er sagte ihr, daß es ihm noch heute leicht geschehen könne, ein Bild nicht zu verkaufen, wenn er etwa einen Gegenstand gewählt, der dem kaufenden Publikum nicht sympathisch sei. Vera meinte, die beste Lösung wäre die, solche Bilder eben nicht zu malen. Niki entgegnete, danach dürfte man nicht fragen, sondern die einzige Richtschnur müsse bleiben: das künstlerische Gewissen.

Vera unterbrach ihn mit der Frage, ob er denn das Eisenbahnbild nicht verkauft, das er am Bahnhof Friedrichstraße gemalt.

— Nein, das habe ich gegen Gerstenstocks Büste eingetauscht.

— Wa . . . was? Aber dein Bild war doch mehr wert als die dumme Figur?

Er entgegnete ruhig:

— Diese dumme Figur ist ein Meistergriff, wie er auch einem Großen nur selten gelingt. Ich habe, abgesehen von dem Tausch, natürlich meinem Freunde noch sehr reichlich seine Materialkosten ersetzt.

Das brachte sie ganz aus der Fassung, und die hohe Summe, die er nannte, ärgerte sie derartig, daß sie nahe am Weinen war vor Wut und Ärger um das schöne Geld.

— Wieviel haben wir denn noch? — fragte sie ängstlich.

Niki sagte es ihr nicht, er antwortete nur bitter:

— Habe keine Angst. Es soll schon ausreichen! Ich werde arbeiten ...

Er sah, daß seine Kunst für seine Frau doch nur eine Erwerbsquelle bedeutete. Das schnitt ihm das Wort vom Munde ab. Da war jede weitere Erklärung überflüssig. Darum ging er nach Tisch, nachdem er Vera flüchtig auf die Stirn geküßt, in sein Atelier, um zu arbeiten. Sie folgte ihm nicht. Sie mußte sich beeilen, fortzugehen, hatte sie gesagt, denn sie wurde bei einer Freundin zum Kaffee erwartet.

Niki war jetzt nicht traurig, daß sie ging. Sie war in der letzten Zeit immer weniger zu Hause gewesen. Beinahe nur zu den Mahlzeiten kam sie zurück, und auch da schickte sie öfters von irgendwoher die Nachricht, er möchte sich zu Tisch setzen und nicht auf sie warten. Jedesmal wieder hatte es ihm einen Stoß gegeben, wenn er allein essen sollte. Aber so schlimm berührte es ihn bald nicht mehr. Er gewöhnte sich mit der Zeit daran, und heute freute er sich beinahe, ganz allein zu sein. Er wollte Abrechnung halten mit sich selbst.

Die Thür des Ateliers schloß er zu, um nicht gestört zu werden. Wieder nahm er seine Kasse vor und überschlug, was sie hätten. Jetzt ging es schon auf Weihnachten, aber das war nur die Hälfte der Zeit bis zum April. Das mit der Statue war ein Leichtsinn gewesen, aber es war doch nur geschehen, um Vera einen Wunsch zu erfüllen, um ihr in den Salon das Beste zu stellen, was an Skulpturen in Berlin zu bekommen. Schund stellte er nicht in die Zimmer. Dann lieber gar nichts. Er hatte keine

Angst, er würde es schon wieder einbringen. Er mußte nur eben arbeiten.

Arbeiten und arbeiten, nicht rechts und links mehr sehen. Dann konnte er vielleicht vergessen, was ihm in seiner Häuslichkeit fehlte.

Die vergangenen Wochen war er mit Vera einer Einladung nach der anderen gefolgt. Zu allen Develhorstschen Bekannten mußte er gehen, zu allen Freundinnen Veras. Und deren gab es eine Unmenge. Er wunderte sich manchmal, wen sie alles Freundin nannte, wie sie mit allen war, wie sie sich abküßten und einander Schmeichelworte sagten, als wollten sie sich auffressen vor Liebe. Dann hörte er, wie Vera mit einer anderen jungen Frau herfiel über die, die sie doch eben erst geküßt, und nun kein gutes Haar mehr an ihr ließ. Und ein Grauen überfiel ihn vor diesen Ball- und Theefreundschaften.

Er nahm alles ernst und feierlich. Er dachte an eine Männerfreundschaft, die nur sehr wenigen zu teil wird, oft nur einem einzigen, vielleicht keinem. Wenn er den Ausdruck Freund gebrauchte, so hatte es etwas fürs Leben, und für den, den er so nannte, galt es auch, das Dasein einsetzen zu können. Aber diese „Freundinnen“ — widerstanden ihm.

Dieses ganze Gesellschaftstreiben hatte ihn so müde gemacht, so unlustig zur Arbeit, ihn so gelangweilt — wenn er nur davon bleiben konnte. Mochte Vera immer hingehen — er wollte sie nicht hindern, bloß allein lassen sollte sie ihn. Jetzt ging es noch. Jetzt gab es noch keine Bälle, wo sie als junge Frau doch nicht allein erscheinen

konnte. Er hatte es ihr, als sie davon sprachen, vorgeschlagen, doch sie meinte, die Leute würden sich darüber aufhalten. Auf das, was die Menschen sagten, gab sie sehr viel. — — — —

Niki nahm eine Leinwand vor. Er wollte ein neues Bild beginnen. Er sah es ein, daß er fleißig sein mußte, um etwas zu verkaufen.

Aber seine Gedanken schweiften ab, er kam nicht dazu, anzufangen. Er zündete sich eine Cigarette an, um sich in Stimmung zu bringen. Alles schlug fehl. Nichts fiel ihm ein, was er machen könnte. Er saß seiner Leinwand stumm gegenüber, versuchte ein paarmal zu malen und ließ wieder davon.

Er wollte etwas kopieren, das er früher einmal begonnen, vielleicht könnte es ihm helfen, daß er auf Gedanken käme. So etwas war ihm noch nie geschehen. Er begriff sich selber nicht, aber er konnte es nicht ändern, so sehr er auch dagegen kämpfte.

Da warf er alles beiseite und sah nach der Uhr. In zwei Stunden waren die Damen zum Modellabend da. Er fühlte sich müde und zerschlagen. Er beschloß zu schlafen und benachrichtigte das Mädchen, wenn Besuch käme, wäre er nicht zu Haus. Sie solle ihn wecken, sobald es Zeit sei.

Es dauerte lange Zeit, bis es ihm gelang Schlaf zu finden. Fortwährend quälte es ihn, daß ihm kein Gedanke gekommen, daß ihn kein neuer Stoff lockte. Endlich verwirrten sich seine Gedanken und er schlief ein.

Er wachte auf. Jemand rüttelte ihn. Er hatte von

Vera geträumt. Sie war gut gegen ihn und liebte ihn. Er malte, und sie saß mit einer Stickerei — eine treue Gefährtin, an seiner Seite wie er es sich einst ausgesonnen, daß die sein müßte, die seine Frau würde.

Vera stand auch richtig vor ihm, aber sie rief ihn an:

— Niki, so wache doch auf. Wache doch auf!

— Was ist denn los? — fragte er schlaftrunken.

— Du sollst aufstehen, Niki! Aber schnell, Ewald ist nach Berlin gekommen, ins auswärtige Amt! So ein Glück! Und nun ist auch die Hochzeit festgesetzt. Sie ist Montag in acht Tagen. Denke dir nur, so schnell! Aber es ist, weil sie sein muß, ehe sie nach Berlin kommen. Sonst haben sie gar keine Zeit, zur Hochzeitsreise. Und sie wollen eine machen, Niki. Nicht wie wir. Natürlich machen sie eine. Ich glaube überhaupt, wir sind die einzigen Menschen in ganz Berlin, die keine Hochzeitsreise gemacht haben. Alle unsere Bekannten lachen uns ja aus deswegen!

Der Maler rieb sich die Augen, richtete sich auf und sagte nur:

— So, also die Hochzeit ist festgesetzt.

— Freut dich denn das nicht? Das ist doch reizend. Wir gehn natürlich nach Erfurt, denn die Hochzeit ist in Erfurt.

— So, meinetwegen.

Vera rüttelte ihn noch einmal:

— So wache doch auf, Niki! Ich glaube du schläfst noch halb.

Ihre ausgelassene Freude über die Hochzeit hatte sich

etwas gelegt, und sie machte ihm jetzt noch einmal Vorwürfe, daß er nicht munter genug wäre, und sich nicht genug freute über die Nachricht. Er stand auf und sagte ruhig:

— Warum ich mich da so besonders freuen soll, ist mir nicht ganz klar. Daß die Hochzeit sein würde, wußte ich. Daß sie nun plötzlich früher stattfindet als zuerst angenommen, ist mir sehr interessant zu hören. Mehr aber auch nicht. Wenn Ewald mir verwandtschaftlich entgegenkommt — soll es mich freuen. Dann ist alles gut. Solange ich das jedoch nicht weiß, kann meinerseits die Freude über das Ereignis nicht so riesig sein.

Aber seine Rede machte diesmal auf Vera keinen Eindruck. Sie ärgerte sich durchaus nicht, denn sie hatte nur mit halbem Ohr zugehört: sie war zu sehr mit ihren eigenen Gedanken beschäftigt. Die Frage, welches Kleid sie anziehen würde, ließ ihr keine Ruhe, und sie erklärte, sie müsse sofort zu ihrer Schneiderin; dann würde sie zu ihrem Vater gehen, weil sie Neuigkeiten erfahren und alle Einzelheiten der Hochzeit besprechen wolle. Niki möchte doch so schnell als möglich nachkommen. Er schüttelte den Kopf:

— Ich habe Modellabend.

— Du gehst eben einmal nicht hin.

— Nein. Es ist meine Pflicht, hinzugehen.

— Ach was Pflicht!

— Ja Pflicht! Die Damen wollen etwas lernen. Für sie ist das Malen kein Spiel, kein Scherz so mal nebenbei, sondern eine ernste, bitterernste Sache! Die Anschauungen über so etwas sind eben verschieden!

— Das soll wohl auf mich gehen? — fragte Vera spitz.

Er zuckte die Achseln:

— Jeder mag sich annehmen was ihm zukommt!

Er räumte die Studien zusammen, die er vorhin vergeblich herausgesucht, um eine neue Arbeit zu beginnen, als Vera plötzlich auf ihn losstürzte und ihn beim Arm packte:

— Du . . . du . . . reize mich nicht . . .

— Was hast du denn? — fragte er ruhig. Nun erst sah er ihr vor Ärger rotes Gesicht, das sie ihm, die Zähne aufeinander beißend zuwandte.

— Du sollst mich nicht reizen! Das sage ich dir.

— Womit reize ich dich!

— An einem Tage wie heute mußt du kommen! Das bist du uns schuldig, Niki. Wirst du kommen?

— Nach meinem Unterricht, ja.

— Nein gleich. Du sagst ab.

— Davon kann gar keine Rede sein!

— Beweise, daß du mich liebst, Niki.

— Wodurch?

— Indem du kommst.

— Darin liegt doch kein Beweis.

— Doch, weil du thun mußt, worum ich dich bitte. Ich bitte dich also, sage das Zeichnen ab und komm!

Er aber blieb unerbittlich. Abend für Abend war er mit ihr ausgegangen. Sie waren im Theater gewesen, im Cirkus, sie hatten Gesellschaften besucht. Heute hielt ihn die Pflicht hier zurück. Er mußte bleiben. Er mußte seinen Unterricht abhalten. Er mußte stark sein, durfte

nicht schwach werden. Er war der Mann. Jetzt galt es zeigen, wer Herr im Hause war.

Da fing sie noch einmal an:

— Wirst du kommen oder nicht?

— Nein.

— Und . . . und wenn du mich unglücklich machst, wenn du nicht kommst?

— Nein.

— Das ist schlecht von dir, Niki. Schlecht. Das ist rücksichtslos gegen deine Frau, gegen deinen Schwiegervater, gegen deine ganze Familie. Das hätte ich nicht gedacht von dir . . . aber es ist kein Wunder . . .

— Kein Wunder? Was meinst du damit?

— Ich meine damit, daß ich mich eben in dir getäuscht habe als ich glaubte, daß du so sein könntest, wie wir es alle sind. Du bist . . . du bist eben doch . . . doch . . .

Niki blickte sie starr an:

— Ich bin doch . . . was . . . was bin ich doch?

Sie zögerte, schien nicht weiter sprechen zu wollen, aber er ließ sie nicht frei:

— Was bin ich? Ich will wissen, was ich bin?

— Anders wie wir!

— Wie . . . wer?

— Wie wir . . . du bist aus anderem Holz . . . das hätte ich bedenken sollen . . .

Da trat Niki ganz nahe an seine Frau und faßte mit eisernem Griff ihr Handgelenk, indem er fragte:

— Aus anderem Holz . . und . . das hättest du bedenken sollen findest du? Meinst du . . . du hättest be-

denken sollen, daß du nicht das Fräulein von Develhorst bliebest, sondern daß du Frau Sandtner wurdest, bloß Frau Sandtner, bloß Sandtner?

Einen Augenblick zögerte sie zu antworten. Es war, als fürchte sie sich. Doch da er ihre Hand nicht losließ und sein Griff ihr wehe that, überkam sie die Wut, und sie stieß hervor, indem sie sich freizumachen suchte:

— Ja, das meine ich!

Er bebte am ganzen Leibe, wurde erdfahl und rief mit zitternder Stimme:

— Dann beleidigst du meinen und auch deinen Namen! Dann beschmutzest du dich selbst und meine Mutter, und meinen Vater im Grabe. Verstehst du?

Niki preßte ihr Gelenk wie in einem Schraubstock, daß sie laut schrie:

— Du thust mir weh!

— Das will ich! — antwortete er und ließ ihre Hand mit einem Laut des Ekels los.

Vera aber raffte sich plötzlich auf, hob ihre kleinen Fäuste und schloß die Finger wie Krallen, die sie Niki entgegenhielt, als ob sie ihm das Gesicht zerfleischen wollte. Ein Weinkrampf durchzitterte ihren Körper. Sie setzte mehrmals an, um etwas zu sagen, doch sie vermochte kein Wort herauszubringen. Dann fuchtelte sie mit den Armen in der Luft herum, trat ganz nahe an ihren Mann heran und zischte ihm entgegen:

— Ich hasse dich! Ich hasse dich! Ich hasse dich!

Dann lief sie wie von Sinnen davon und schlug die Thüre hinter sich zu.

Niki blieb starr stehen. Er war sprachlos. Es war so schnell gekommen. Er verstand den ganzen Vorgang kaum mehr. Einen Augenblick wollte er ihr nach, dann besann er sich eines anderen.

Was sollte er ihr jetzt in dieser Stimmung sagen?

Er wollte sich überlegen, wie das nur eigentlich so geworden. Er wollte einen Grund finden. Er wußte nichts, nichts, nicht aus und nicht ein. Er hatte nicht einmal eine genaue Erinnerung, was alles vor sich gegangen, was sie gesprochen hatten, wie der Streit ausgebrochen. Er fühlte sich wie zerschlagen, gelähmt. In den Schläfen pochte ihm das Blut, seine Pulse gingen heftig, sein Herz schlug.

Da ward ihm ganz matt. Es drehte sich um ihn alles im Kreise. Und er mußte sich setzen.

Niki stützte die Stirn in beide Hände. Es war ganz still im Hause. Nicht eine Thür ging. Kein Laut. Er lauschte hinaus, aber alles schwieg. Er horchte, ob man von Vera etwas vernehme — nichts.

Da kamen ihm ihre Augen wieder zu Sinn, wie sie geloht in sinnloser Wut. Er dachte an seine alte Mutter, die nur des Sohnes Glück wollte, die nur leben wollte, es mitanzusehen. Er dachte an die Zeit seiner Verlobung, an die Zeit, als er Vera gemalt. Es lag schon bald ein ganzes Jahr zurück. Er entsann sich seiner Hochzeit, der Worte des alten Geistlichen, alles dessen, was er von dieser Ehe erhofft. Er vergegenwärtigte sich ihr erstes, junges Glück, und wie es so schnell geendet.

Er dachte an die Menschen, an die Geselligkeit, die

er in der letzten Zeit kennen gelernt. An alle Äußerlichkeit, Hohlheit dieser Leute, die doch noch brav und wohl erzogen waren an Geist und Seele gegen so viel tausend andere, und die ihm doch so fremd vorgekommen, daß er meinte, nicht von ihrem Volke zu sein, einer anderen Gattung anzugehören.

Endlich dachte er an seine Kunst, daß er heute nicht hatte arbeiten können. Und eine fürchterliche Angst überfiel ihn, auch sie, seine Kunst, seine Schöpferkraft möchte von ihm weichen, daß er ganz fremd würde auf der Erde, wo er sich grenzenlos verlassen fühlte.

Da fiel der einsame Künstler auf seine Kniee nieder und barg schluchzend sein Gesicht in den Händen.

20.

Niki ging nicht zur Hochzeit. Er war zwar eingeladen, aber kurz zuvor befand er sich nicht wohl, hatte Kopfschmerzen, der Hals that ihm weh, das Schlucken wollte nicht gehen, Fieber trat dazu. Der Arzt stellte eine Mandelentzündung fest. Als der Tag herangekommen, war sie vorüber, doch der Arzt meinte, es würde wohl vernünftiger sein, nicht zu reisen. Und der Maler freute sich, daß er nun einen stichhaltigen Grund hatte, fortzubleiben.

Als er krank geworden, war dadurch Veras Abreise

in Frage gestellt. Sie hatte sich schon auf die Hochzeit gefreut, darum verdarb der Zwischenfall ganz ihre Laune, und sie pflegte ihn mürrisch und verdrossen, so daß er sich am ruhigsten fühlte, wenn sie nicht im Zimmer war. Zuerst zwar wollte sie ihn pflegen wie eine Wärterin, erklärte, überhaupt nicht zu Bett gehen zu wollen, solange er krank sei, aber schon nach kurzer Zeit wurde ihr alles zu viel. Sie verlor die Geduld und wiederholte immerfort:

— Natürlich mußt du auch gerade jetzt krank werden! Das ganze Jahr kannst du krank sein, nur jetzt nicht.

Dann jammerte sie, daß sie die Hochzeit versäumen müßte. Als es anfing, ihm besser zu gehen, meinte sie, er sollte ruhig mitkommen, eine Mandelentzündung wäre ja doch nur eine lächerliche Kleinigkeit. Aber er blieb dabei, nicht reisen zu wollen.

— Fahre du doch allein! — schlug Niki ihr vor. Sie sträubte sich zuerst. Nein, das könnte sie nicht, sie könnte nun einmal ihren Mann nicht allein lassen. Wie würde das aussehen! Man würde es eigentümlich finden, nach ihm fragen und was sie da antworten solle . . .

Er entgegnete ruhig:

— Niemand wird nach mir fragen, niemand wird mich vermissen. Darüber kannst du dich beruhigen, Vera.

Aber sie hatte einen weichen Tag, streichelte ihm die Wangen und meinte:

— Niki, du mußt nicht so reden. Sie haben dich doch alle so gern. Papa wird sehr traurig sein, daß du nicht mitkommen kannst. Aber weißt du, vertreten müssen wir doch bei der Hochzeit sein, und da wird wohl gar nichts

anderes übrigbleiben, als daß ich allein fahre. Du mußt nicht glauben, daß es mir so leicht wird. Es ist das erste Mal, daß ich von dir getrennt bin, seitdem wir verheiratet sind. Das erste Mal, das bedeutet doch etwas, und ich fürchte mich, ganz allein in meinem Zimmer zu schlafen im Hotel oder wo wir sonst untergebracht werden. . . . Denke dir nur einmal.

Sie meinte, ihre Rede müßte einen starken Eindruck auf ihn machen und ihn weich stimmen, doch er blieb ruhig in seinem Stuhle sitzen und sagte kein Wort.

Da bot sie stärkere Mittel auf und meinte etwas weinerlich, aber doch ehrlich im Grunde:

— Ob ich nicht Heimweh haben werde, Niki, nach dir?

Der Maler blickte sie ernst an und schüttelte traurig den Kopf.

— Nein sagst du? Du glaubst nicht?

— Nein.

— Wie kannst du das sagen?

— Weil du so viel ohne mich bist, daß ich mir nicht denken kann, du könntest ohne mich sehr unglücklich sein.

Vera fuhr ganz erschrocken auf:

— Du darfst so etwas nicht sagen! Das ist wirklich nicht recht von dir.

Doch Niki ließ sich nicht beirren:

— Siehst du, Vera, und wenn du da bist, wenn du zu Haus bist, habe ich manchmal das Gefühl, als ob du besser thätest, mich allein zu lassen, denn glücklich sind wir ja doch nicht mehr miteinander.

— Nicht glücklich? — fragte sie, und sie blieben im Schweigen. Dann kauerte sie sich neben ihn, legte ihren Blondkopf an seine Brust und umfing ihn mit schmeichelnden Worten: Er solle nicht so etwas sagen. Er solle das zurücknehmen. Aber sie wartete seine Antwort nicht ab, sondern fuhr fort:

— Niki, wollen wir nicht gut sein miteinander? Wollen wir nicht anders sein? Nicht wieder wie früher? Ich weiß ja genau, daß ich nicht immer so gegen dich gewesen bin, wie ich es hätte sein sollen. Ich weiß es ja .. ja ... ja ... aber vielleicht ... nein, ich will es lieber nicht sagen, sonst wirst du böse ... ich wollte sagen, ich hätte doch vielleicht nicht ganz allein die Schuld ... aber nein ... nein ... sonst wirst du böse ... Also ich bitte dich, Niki, sei wieder wie früher, damit ich ruhig abreisen kann ... Es ist so schrecklich, wie wir sind ... bitte ... bitte sei doch gut ... und verzeihe mir, wenn ich einmal nicht nett gegen dich bin.

Sie hatte einen so rührenden Ton in der Stimme und bat und bat und flehte. Sie schmiegte sich an ihn an, und es schien Niki, als wären ihre Angen feucht geworden, daß Mitleid und Weichheit seine Seele faßte und er sie an sich zog, um ihr einen Kuß auf die Wange zu geben. Er hätte sie bitten mögen, mehr zu Hause zu bleiben, er wollte ihr vom Glück sprechen, das er sich ausgemalt: in seinen vier Pfählen eine rechte Ehe zu führen, die ihr Genügen fand nur einer am anderen, diese Einladungen aufzugeben bei den vielen Leuten, doch er brachte es nicht über die Lippen, als ob es schon zuviel wäre, als ob er fürchtete,

für diese Aussprache müßte ein allgemeines Wort genügen.

Da küßte sie ihn, zärtlich und hingebend, ganz die alte, so daß er anderen Sinnes ward und in plötzlichem Entschlusse fragte:

— Vera, willst du mir etwas zuliebe thun?

— Ja!

— Verlange nicht von mir, daß ich zu all den Leuten laufen soll, wie wir es jetzt in der letzten Zeit gethan haben.

Vera machte sofort ein ärgerliches Gesicht:

— Es muß doch sein . . . denn wir können uns doch nicht einmauern, wie die . . . die Bauern . . . Ich jedenfalls habe gar keine Lust dazu . . . Und es gehört sich auch nicht . . . Ich bin jung und will mein Leben genießen. Runzeln und Falten bekomme ich zeitig genug . . . du wirst mich doch nicht einsperren wollen? In ein Kloster will und mag ich nicht gehen, und wie du leben möchtest — das ist überhaupt das reine Kloster. Dafür bedanke ich mich. Dazu habe ich nicht geheiratet, um zu verkommen und zu verkümmern! Das ist ungerecht von dir . . . egoistisch finde ich das . . .

Niki stand auf. Er wollte sie widerlegen, sich verteidigen, daß er kein Egoist sei, daß sie ihm Unrecht thue, daß sie alles verdrehe, sich errege, statt ruhig mit ihm zu sprechen, aber ihr Gesichtsausdruck hielt ihn davon ab. Er mochte sich nicht abkanzeln lassen in diesem Ton, in dieser Art. Stillschweigend nahm er eine Zeitung zur Hand. Als er sie fortlegte, war Vera verschwunden.

Einige Toiletten hatte sie sich bestellt und allerlei

Anschaffungen zur Reise für nötig befunden. Sie bat Niki um das Geld ohne ein Wort der Erklärung. Er gab es ihr und sagte nur:

— Aber Vera, du wirst dich das nächste Mal ein wenig in acht nehmen, nicht wahr?

Da wurde sie sofort böse: Er solle ihr nicht wegen jeder Kleinigkeit Vorwürfe machen. Und sie schloß mit der Behauptung, daß er knickrig sei und wenig galant seiner Frau gegenüber. Niki verteidigte sich, doch da antwortete sie:

— Fange nur bei dir selber an mit der Sparsamkeit. Mit dieser dummen Bildsäule da, hast du so viel Geld verplempert . . . wenn sie wenigstens den Leuten noch gefiele, aber in meinem Salon wagt ja keiner mehr sich umzugucken . . .

— Ich werde ‚deinen' Salon davon befreien! — entgegnete Niki. Damit war die Sache abgethan. Aber er gestand sich, daß Vera vielleicht im Rechte war mit den Ausgaben. Als der Tag der Abreise gekommen war, begleitete er sie auf den Bahnhof. Sie sollte beinahe eine Woche fortbleiben, denn Hin- und Rückfahrt nahmen zwei Tage in Anspruch, Polterabend und Hochzeit zwei, und zwei bis drei Tage wollte der Generalleutnant auf einem Gute in der Nähe Erfurts zubringen, das einem General außer Dienst gehörte, mit dem er den Feldzug 1870/71 im selben Stabe mitgemacht.

Vera war mit allen Vorbereitungen beschäftigt, befand sich in Aufregung, irgend etwas vergessen zu haben, und hatte keine Zeit bis kurz vor Abgang des Zuges, an

den Abschied zu denken. Als Reisetasche, Hutschachtel, das Schirmpaket, die Reisedecke, und ein Blumenstrauß untergebracht waren, besann sie sich darauf, ihrem Manne Lebewohl zu sagen. Nun überschüttete sie ihn mit Zärtlichkeit, nannte ihn „mein liebes, süßes Männchen" und küßte ihn, so daß der General, der vor dem Wagenabteil auf dem Bahnsteig stand, sich ängstlich umsah und sagte:

— Kinder, so nehmt euch doch ein bißchen in acht. Ihr seid nicht allein da!

Niki erwiderte ihre Zärtlichkeiten nur matt. Er konnte sich des Gedankens nicht entschlagen, als wären sie nur Spielerei. Vielleicht wollte Vera vor dem Vater beweisen, wie lieb sie sich noch immer hätten. Eigentlich hatte Niki wegen seines Halses gar nicht auf den Bahnhof kommen wollen, doch Vera, die bei ihrer ersten ‚Reise' als Frau fand, ein richtiges Abschiedsnehmen auf dem Bahnsteige mit Küssen und Blumen, müsse durchaus sein, hatte ihm ein Halstuch umgebunden und gesagt, er solle in einer Droschke zurückfahren, dann könne er sich unmöglich erkälten.

Der General drängte seinen Schwiegersohn, zu gehen, und Vera nahm noch einmal Abschied. Sie legte Niki ans Herz: ihre Blumen sollten begossen werden, die Köchin müßte vor neun Uhr aus der Markthalle zurück sein, er möchte etwaigen Besuch ja empfangen oder doch wissen lassen, wohin sie verreist. Zuletzt sagte sie noch, als er schon vom Trittbret herunter war und der General ihm zum Abschied die Hand schüttelte, etwas kühler als sonst, denn er hätte es richtiger gefunden, wenn Niki seine Un-

päßlichkeit überwunden und mitgekommen wäre, da er bei dieser Gelegenheit seiner Ansicht nach eigentlich nicht fehlen durfte:

— Und Niki, daß du recht fleißig bist, hörst du!

Er blickte sie bitter lächelnd an:

— Habe keine Sorge, ich werde arbeiten. Ich habe ja Zeit und — Ruhe!

Dann winkte er Lebewohl und ging. Eine halbe Minute darauf setzte sich der Zug in Bewegung.

Der Generalleutnant schloß die Fenster, weil der Rauch der Lokomotive auf der Seite vorbeiwehte und sagte zu Vera:

— Eigentlich schäme ich mich beinahe, zu der Hochzeit zu fahren, und bringe meinen Schwiegersohn nicht mit. Ja, wenn er ernstlich krank wäre', aber so . . . Es sieht beinahe aus, als ob er gar nicht zur Familie gehörte.

Aber Vera verteidigte ihn. Sie wollte sich — auch von ihrem Vater — nicht in die Karten sehen lassen. Das hatte sie mit Niki allein abzumachen. Vor den anderen war alles schön und in Ordnung, ihre Ehe ging gut, sie waren glücklich. Wie es in Wirklichkeit stand, brauchte niemand zu wissen.

Niki verließ langsam den Bahnhof. Ihm war es ganz eigen zu Sinn, zum ersten Male von seiner Frau getrennt zu sein, aber ein Gefühl beherrschte ihn, als ob diese Trennung gut sein müßte für sie beide.

Es war ein warmer Tag trotz der vorgerückten Jahreszeit, aber der Maler nahm dennoch eine Droschke. Er wollte

sich schonen, und es lag ihm daran, nicht zu viel gesehen zu werden, damit die Leute sich nicht wundern könnten, wie er nicht zur Hochzeit seines Schwagers führe. Als er durch die leere Wohnung schritt, ward ihm doch weich zu Sinn. Er liebte Vera ja trotz alledem. Nun kam es ihm in den stillen Räumen trostlos einsam vor, und er beschloß, diese acht Tage in seinem Atelier zu bleiben und den Teil der Wohnung vom Eßzimmer ab nach vorn, nachdem die Möbel verhängt wären, einfach abzuschließen.

So fühlte er sich beinahe, als wäre er zu seinem Junggesellentum zurückgekehrt. Er ließ sich das Essen ins Atelier bringen und ging wieder an die Staffelei, um zu malen. Er mußte nun ernstlich daran denken, zu arbeiten, um etwas verkaufen zu können.

Wie er so vor der Leinwand saß, zog er seine Brieftasche heraus und begann zu zählen, wieviel Geld er noch besäße. Es war viel weniger, als er gedacht. Er hatte Vera eine Summe mitgeben müssen, hatte allerlei bezahlt — außer den Kleidern und Anschaffungen für seine Frau — eine Kohlenrechnung, den Schneider, Farben, Rahmen, Vera hatte das Eßzimmer anders tapezieren lassen, weil es ihr zu dunkel schien, dazu war nun jeden Monat ein außergewöhnlicher Zuschuß zur Wirtschaftskasse nötig gewesen. Ein größerer Weinvorrat war angeschafft und tausend Bedürfnisse hatten sich zusammengefunden, die Anforderungen an den Geldbeutel stellten.

Niki erschrak, als er zusammenrechnete, wieviel herauskam. Eine Menge Bedürfnisse hatten sich in der Ehe herausgestellt, an die er als Junggeselle nicht einmal ge-

dacht. Er fand aber, er sei nicht schwach gewesen, diese Ausgaben zu gestatten, sondern Vera hatte recht, sie waren nötig, sie gehörten eben dazu, wenn man so lebte, wie sie es wollten.

Nur das leise Bedenken kam ihm, ob er es wirklich wollte? Er für seine Person gewiß nicht, aber er wollte, daß seine Frau glücklich wäre, daß sie sich zeigen könnte, nach ihrem Geschmack leben, daß man sie hübsch fände, wie sie hübsch doch war. Er dachte so lebhaft an sie, daß es ihn war, als stünde sie vor ihm im Atelier. Da überkam ihm eine große Sehnsucht nach Vera. Er meinte, wenn sie jetzt einträte, so würde er ihr entgegengehen, ihre Hand nehmen, sie in die Arme schließen und zu ihr sagen:

— Es war ja nur ein Irrtum zwischen uns beiden, diese letzte Zeit. Wir müssen uns ja verstehen, Vera! Wir müssen! Denn wir sind doch nun einmal für einander bestimmt, sind aneinander gebunden für dieses Leben und lieben uns doch noch, wie nur je, wenn wir uns auch nicht immer mehr ganz verstehen.

Dann würde er sie bitten, zu vergessen, was geschehen, ihr sagen, sie wollten doch sein, wie sie am Anfang gewesen, sie müßten einander entgegenkommen, dann könnte es doch nicht anders möglich sein, als daß sie sich wieder liebten wie . . .

Niki fragte sich selbst, ob er denn je aufgehört sie zu lieben? Nein, nein und tausendmal nein. Wie ein Verbrechen schien es ihm, überhaupt daran zu zweifeln. Er liebte sie ja, liebte sie, wie nur je.

Eine große Zuversicht wuchs ihm, daß alles wieder

gut werden würde, und das gab ihm Mut zur Arbeit. Er mußte ja arbeiten. Arbeiten für sie, um etwas zu verdienen. Die erhobene Stimmung in ihm gab ihm Kraft. Er setzte sich und nahm einen Herbstmorgen vor, an dem er sich vergeblich abgemüht. Eine Menge Studien besaß er dazu, und doch war es ihm nicht gelungen, ihn zu vollenden. Nun ging es mit einem Mal. Er arbeitete ununterbrochen wie im Fieber. Er merkte nicht das Enteilen der Stunden. So war es ihm seit Monaten nicht von der Hand gegangen.

Als das Mädchen mittags das Essen hereinbringen wollte, sagte er zu ihr, ohne aufzublicken, sie solle damit warten, er würde klingeln, wenn er so weit wäre. Sie zog sich erstaunt mit den Tellern zurück, aber der Maler rief sie nicht. Er arbeitete weiter. Es wurde ihm zu warm. Er zog seinen Rock aus und schleuderte ihn in eine Ecke. Er arbeitete weiter. Während er die Farbentupfen setzte, summte er ein Lied, irgend etwas ohne rechte Melodie, ohne Zusammenhang. Dann fing er an zu pfeifen. Und immer arbeitete er weiter. An den Geldgewinn dachte er nicht mehr. Eine Sekunde fiel es ihm ein, aber dann sagte er sich, der Künstler wäre zu verachten, der im Augenblick der Schöpfung an das gemeine Geld dächte, das dabei herausspringen sollte.

Während seiner Arbeit veränderte sich ihm wieder sein Plan. Er wollte Außergewöhnliches versuchen. Nur nicht immer die breite Heerstraße gehen. Es trieb ihn förmlich, das Bild so zu machen, daß die Philister sagen mußten: Wie scheußlich, wie peinlich, wie quälend, wie un=

möglich! — Gerade die, mit denen Develhorsts verkehrten, gerade die.

Darum nahm er das Gelbgrün der Wiese, auf die am Herbstmorgen die Sonne schien, immer greller, ließ die Tautropfen glitzern, daß alles funkelte, und legte als letzten Trumpf, so wie es ihm die eine Studie zeigte, tiefe parallel fallende, lange Schatten über das ganze Bild, die von Pappeln am Rande unendlich gestreckt geworfen wurden, weil die Sonne noch ganz tief am Himmel stand.

Das Bild machte ihm Freude, und er that erst den Pinsel aus der Hand, als es so dunkel geworden, daß er seine Farben nicht mehr erkennen konnte. Dann zündete er sich eine Cigarette an, rieb sich die Finger am Tuche rein, steckte die Pinsel zusammen, daß sie gewaschen würden, und legte die Palette dazu, nachdem er die Farbe oberflächlich heruntergekratzt. Morgen konnte er das Bild vollenden! Er war mit sich zufrieden!

— So nun möchte ich essen! — sagte er zum Mädchen, die ein ganz erschrockenes Gesicht machte und erklärte, jetzt würde es aber eine gute Viertelstunde dauern, bis das Essen gewärmt wäre. Da kam ihm ein Einfall. Er bestellte alles ab und ging fort. Modellabend gab es heute nicht, er selbst konnte doch bei Licht nicht arbeiten, wegen des anderen Aussehens der Farben, also wollte er, wie er es so viele Jahre hindurch gethan, in das nächste Bräu hinübergehen und dort essen, rauchen, ein Glas Bier trinken und die Zeitung lesen. Dort würde ihn ja doch niemand sehen.

Er setzte sich ins Spatenbräu in der Potsdamerstraße,

das zu dieser Stunde noch wenig besucht war, bestellte sich etwas zu essen und nahm die Zeitung in die Hand. Dann legte er das Blatt fort und begann zu träumen. Es war ihm, als ob die ganze Zeit seines Ehelebens verwischt wäre, als fehle ein Stück in seinem Dasein mitten heraus, und er habe heute wieder dort angesetzt, wo er einst aufgehört, als ihm der Generalleutnant seine Tochter gebracht, damit er ihr das Malen beibringen sollte. Eine Menge Pläne kamen ihm wieder, während doch in der letzten Zeit ihm Erfindung, Auge, Hand und Geist versagten. Es drängte und wühlte in ihm, zu arbeiten, zu arbeiten, wie er es noch nie in seinem Leben gethan. Von früh bis abends zu komponieren, zu zeichnen, zu malen, und wenn ihm die Beleuchtung den Pinsel aus der Hand zwang, nachzudenken über seine Kunst.

Niki war ein Künstler, der der Arbeit bedurfte, der unglücklich war ohne Thätigkeit. Er wurde schwach und unlustig, wenn er nicht arbeitete; aber beinah übermenschlich wuchs er an Nerven und Kraft, seine Fähigkeiten schienen sich zu verdoppeln wenn er soviel Pläne vor sich sah, daß ein anderer gemeint, erdrückt zu werden unter der Arbeit. Er sann nach, er ward klar über sich selbst. Sein fieberhafter Drang, zur Arbeit zu eilen, trieb ihn wieder fort. Diese acht Tage des Alleinseins mußte er ausnutzen. Er mußte in seiner Kunst etwas vor sich bringen . . . ja . . . er mußte Geld verdienen.

Jetzt wo er nicht bei der Arbeit war, dachte er wieder an das Geld. Nun durfte er daran denken — eine einfache Betrachtung, ohne den Hintergrund der Kunst.

Da fiel sein Blick auf die Zeitung vor ihm. Er las beinahe nie die Kunstberichte: ein Tadel störte ihn, und ein Lob machte ihm nicht sonderlichen Eindruck. Unter dem Strich stand eine allgemeine Betrachtung von einem Kunstschriftsteller, über dessen Urteil sich Niki früher manchmal gefreut, weil er den Malern in der Seele zu lesen schien und die Bilder nicht nach der Technik beurteilte, sondern diese als selbstverständlich voraussetzend, nur nach dem zu fragen pflegte, was tiefer lag, das ihm das Beste schien.

„Gedanken über den Stand der Malerei von heute" hieß der Artikel.

Niki zögerte, ob er lesen sollte. Vielleicht ärgerte er sich doch. Aber er fand plötzlich seinen Namen. Da siegte die Neugier. Lob that ihm heute gut. Er bildete sich zwar ein, es würde nur sein, weil gerade dieser schrieb. Ein anderer wäre ihm gleichgültig. Er nahm die Zeitung in die Hand. Die geistvollen Ausführungen fesselten ihn. Er las weiter. Seinen Namen konnte er nicht wiederfinden. Endlich entdeckte er ihn. Er hatte geglaubt, irgend ein Bild besprochen zu finden. Nichts dergleichen. Er fand nur die Worte:

„Seit Sandtners „Abend" auf der diesjährigen Ausstellung ist mir der Geschmack an vielem verdorben, das ich der glänzenden Mache halber noch immer gern betrachtete. Dieses Bild muß man lieben. Es erregt den Eindruck, als wäre die Malerei da ganz nebensächlich. Man würde es nicht bemerken, wenn irgendwo die Technik versagt hätte. Ich bitte mich recht zu verstehen:

ich will nur damit ausdrücken, wie nichtssagend die reine Fertigkeit neben solchen Leistungen erscheint. Mit diesem für den Sensationssucher gleichgültigen (weil zu tief, zu einfach, zu groß) Bilde ist der Höhepunkt deutscher Malerei von heute erreicht. Wir sehen ein Stück Erlebnis, Seele. Der Maler dieses Bildes ist ein großer Dichter, der nur zufällig als Ausdrucksmittel nicht das Wort wählte, sondern die Farbe . . ."

Niki las mit angehaltenem Atem. Sein Auge flog über die Zeilen, und nun nahm er das Blatt ein zweites Mal in die Hand. Das freute ihn doch, das beschämte ihn beinahe. Er wurde unruhig, eine große Sehnsucht packte ihn, sein Bild wiederzusehen, das drüben im Atelier stand, noch in der Kiste, wie es von Leipzig gekommen, wo es diesen Herbst ausgestellt gewesen.

Niki zahlte und eilte davon. Schnell nahm er Stemmeisen und Hammer, löste den Deckel, holte das Bild heraus, stellte es auf und setzte sich vor sein Werk. Da kam ihm die Erinnerung an die Zeit, da er diese Leinwand bemalt in Hangen und Bangen um sein kommendes Glück. Er saß lange vor dem Bilde. Es war gut, es war schön; aber nicht er hatte es geschaffen, die Liebe hatte es für ihn gethan. Die Liebe, die noch nicht ihr Ziel gefunden, die warb um Gegenliebe. Und nun war sie schon tot. Sie war erkaltet in Veras Herzen, und erkaltet noch immer mehr und mehr. Sonst hätte seine Frau anders sein müssen.

So wie sie gegen ihn war, gab sich die Liebe nicht. Er konnte nicht mehr daran zweifeln. Da blickte

er wieder auf das Bild, er dachte an alles, was er damit hatte ausdrücken wollen, daß es ein Heim darstellen sollte zweier glücklicher Menschen, die sich abschlossen von der Außenwelt, die nichts brauchten, als sich zu besitzen, einer den anderen!

Und was war daraus geworden? Wo war der Traum seines Bildes hin?

Er stützte die Stirn in die Hand und sann. Es erschien ihm so eigen das alles, wie es gekommen, wie sich sein Leben gestaltet. Es war vorbeigehuscht wie ein glänzender, kurzer Traum, vorübergegangen wie ein Rausch. Warum mußte das sein? Warum war es ihm vom Schicksal bestimmt, daß es so kommen sollte? Es gab so viel Glück in der Welt, so viele Ehen, in denen Mann und Frau eins waren vom ersten Tage an. Er dachte daran, wie ihm die Mutter einmal erzählt, daß sie sich mit dem seligen Vater niemals während ihrer ganzen Ehe gezankt. Das hatte er damals gar nicht begriffen und ihr geantwortet, wenn sie es auch keinen Zank nennen wolle, so müßten sie doch gewiß einmal uneins gewesen sein. Ein erregtes, ein hartes Wort wäre doch gefallen. „Nein", hatte sie geantwortet, „ich kann mich nicht erinnern, daß wir je verschiedener Meinung gewesen wären."

Plötzlich fiel Niki die Traurede des alten Geistlichen ein, wie er ihnen vom Freundschaftsbund der Ehe gesprochen, und er dachte an die Bibelstelle, die ihm aus ferner Kinderzeit noch fest im Gedächtnis saß, wo es hieß im Buche Ruth: Wo du hin gehest, da will ich auch hin gehen, wo du bleibst, da bleibe ich auch.

So hatte er sich sein Weib geträumt, so stand sie auf dem Bilde. Aber es war alles anders gekommen. Er haderte mit seinem Schicksal, daß es gerade ihn getroffen. Warum mußte das geschehn? Gerade ihm?

Aber noch gab es vielleicht eine Umkehr, er durfte die Hoffnung nicht aufgeben. Auch er trug wohl Schuld. Er wollte ihr die Hand reichen, ihr vorstellen, wie sie es anders machen könnten, ihr sein Teil Schuld bekennen, daß sie sehen sollte, wie er nicht selbstgerecht wäre. Es sollte alles geändert werden, was sie nicht mochte. Er nahm sich vor wie er es schon gewollt, die Bildsäule drüben, die Anlaß zu Streit gegeben, fortnehmen zu lassen. Zu ihm sollte sie kommen ins Atelier. Da konnte sie bei niemand Anstoß erregen. Dann wollte er Vera überraschen mit dem „Abend". Den würde er in den Salon hängen, gewissermaßen als Geschenk für sie, als einziges Bild von seiner Hand.

Dann wollte er ihr schreiben, seine Stimmung erklären, seinen Wunsch aus dem Weg zu räumen, was sich zwischen sie gestellt. Er wollte sich demütigen, so sehr er nur konnte. Er wollte alles auf sich nehmen des Friedens willen. Er wollte lieb und herzlich zu ihr sprechen. Alles sollte vergessen sein. Sie wollten von vorn mit ihrer Ehe beginnen.

Morgen würde er das Bild hängen. Heute abend schriebe er noch den Brief! Die Mutter brauchte nichts davon zu erfahren. Er schämte sich vor ihr. Früher hatte er ihr alles gesagt, alle Sorgen und Nöte dem treuen Mutterherzen offenbart. Jetzt wollte er mit seinem Weibe

allein kämpfen, Auge in Auge und sie besiegen durch Offenheit, Edelmut, Liebe.

Es war schon spät geworden, und er wollte morgen zeitig aufstehen, denn er mußte das Tageslicht ausnutzen. Aber der Brief brauchte ja nicht lang zu sein. Nur einige Zeilen. Er nahm einen Bogen und schrieb:

Meine geliebte Vera!

Zum erstenmal, seitdem wir verheiratet sind, bin ich getrennt von Dir, und in der Einsamkeit ohne Dich erwachen allerlei Gedanken. Ich habe nachgedacht über unser Leben miteinander. Ich fand, daß es nicht so ist, wie es sein müßte. Wir streiten uns, wir sind heftig, böse, wir thun uns weh, wie es bei zwei Menschen doch nicht sein dürfte, die sich lieben. Und wir lieben uns, es ist ja nicht anders denkbar. Ich liebe Dich, Vera, aber meine Liebe ist klein und demütig. Ich weiß, daß ich nicht immer Geduld gehabt habe. Ich weiß, daß ich Egoist war, daß ich nicht immer daran dachte, Dir alles zu ebnen und zu erleichtern. Zwei Menschen, jeder Art, müssen sich aneinander gewöhnen, müssen sich einrichten miteinander, manches verzeihen, vieles nachsehen. Ich habe nicht genug beachtet, daß der Schritt vom Mädchen zur Frau eine Umwälzung bedeutet, wie sie für uns Männer nicht stattfindet, da wir in unserem Hause bleiben, weil wir schon vorher voll im Leben standen. Ich hätte mehr Rücksicht nehmen müssen auf Dich, Dir nachgeben, mich sorgen um Deine Wünsche, um Deinen Willen. Ich will mich ändern, Vera, ich will mich bemühen, Dir immer zu zeigen, wie

lieb ich Dich habe. Vielleicht war diese kurze Trennung ganz gut für uns beide, damit ich nachdenken konnte, mir klar werden über alles das. Wenn Du wiederkommst, wollen wir ein neues Leben miteinander anfangen und wollen uns wieder lieb haben wie in der ersten Zeit.

Das soll das einzige Streben sein

Deines

schlechten, bösen Niki,

der Dich so gern glücklich machen möchte.

Der Brief war länger geworden, als er gewollt, und doch schien es ihm, als hätte er noch unendlich viel auf dem Herzen gehabt, das er nicht hatte ausdrücken können.

Am nächsten Tage arbeitete er von früh bis spät in Kraft und Laune: es wurde ja alles wieder gut zwischen ihnen. Abends war Figurenzeichnen, und er blieb dieses Mal fast die ganze Zeit verbessernd, belehrend, zeichnend zwischen seinen Schülerinnen, so daß Fräulein Meyer mit dem Tituskopf zu den anderen Damen sagte, als das Modell abgetreten war und man die Malgegenstände zusammenpackte:

— Heute hat er uns mehr beigebracht als im ganzen letzten Jahre!

Und Fräulein Coldewey, die noch immer trotz Nikis Verwunderung seine Schülerin war, meinte:

— Der Meister war bei Laune.

Sie blieb zurück mit zwei Schwestern, zwei älteren Fräulein Bernhard und einer Witwe Frau Rathenow, die seit dem Tode ihres Mannes, eines Journalisten, sich durch

Blumenmalen ernährte, und von Niki umsonst aufgenommen worden war, da sie außergewöhnliches Talent besaß. Er hatte sich bereit erklärt, mit diesen Fortgeschrittensten einmal in der Woche allerlei künstlerische Fragen durchzusprechen, die ihm am Herzen lagen.

Nun kam er zurück und nahm unter den Damen Platz. Es war mehr eine Plauderstunde, aber nur von Kunst wurde gesprochen. Sie redeten von Auffassung, von Haltbarkeit der Farben, Tempera, Gouache, Aquarell, Pastell, Öl und Kreide. Von der Eignung der Verfahren für verschiedene Zwecke, von Komposition und Phantasie beim Malen, von der Treue der Naturwiedergabe, vom Möglichen und Unmöglichen dabei, kurz, von den Grenzen der Kunst. Einige Fragen der Perspektive wurden besprochen, und endlich kam die Rede auf Radierung, von da auf Klinger, von Klinger zur Farbe bei Werken der Bildhauerkunst. Wie die Griechen ihre Bildsäulen bemalt, wurde gefragt; ob man das Material gleich farbig nähme oder später erst tönen solle.

Fräulein Coldewey fand nicht alle bunten Statuen schön.

Da fiel Niki die Delila ein, die er am Morgen hatte in sein Atelier schaffen lassen und die nebenan stand. Er wußte, daß die Damen sie nicht kannten:

— Wollen Sie einmal ein bunte Statue sehen, deren leichte Tönung beinahe das Schönste darstellt, das heute darin gemacht worden ist?

— Gern!

— Natürlich!

— O, das wäre schön! — klang es durcheinander aus dem Munde der Damen.

Niki öffnete die Thür zu seinem Atelier. Die Damen traten ein. Sie gingen langsam, bescheiden, als träten sie ein in ein Heiligtum, und als der Maler noch eine zweite Lampe und ein paar Wandleuchter angezündet, blickten sie sich scheu, fast ehrfurchtsvoll um. Sie standen ja an der Arbeitsstätte des Mannes, den sie über alles verehrten, des Mannes, der ihnen Wegweiser war in der Kunst, die ihr bescheidenes Leben erhellte, im Heim ihres Meisters.

Keine redete ein Wort, sie waren stumm in Bewunderung.

Fräulein Coldewey, von der die anderen Damen heimlich behaupteten, daß sie nur deshalb trotz ihres eignen Könnens, trotz ihrer fünf- oder sechsundzwanzig Jahre bei Niki Sandtner weiter malte, weil sie ihn im stillen liebe, blieb voller Andacht in der Nähe der Thür, und blickte sich um: hier also arbeitete der Meister, hier wuchsen seine Pläne und Gedanken. Sie mußte sich alles genau besehen: sonst ließ er niemand ein in sein eignes Atelier, ja er vermied es sogar augenscheinlich, und nur seine Frau, damals als Mädchen, hatte, zu aller Erstaunen, dort malen dürfen.

Sie standen nun vor der „Delila“ lange Zeit stumm. Die Damen betrachteten sie von allen Seiten voller Bewunderung. Die reinen Künstleraugen stießen sich nicht an das Unbekleidetsein der Figur. Sie sahen nichts davon. Sie schauten das Bildwerk nur an auf Ausdruck und Schönheit.

— Philister über dir! — buchstabierte Fräulein Coldewey, indem sie das letzte Wort zur Frage im Tone hob.

Niki antwortete nicht darauf, er machte nur die Damen auf einzelne Schönheiten aufmerksam, auf den Fluß der Linien, auf den Ausdruck des triumphierend unbarmherzigen Gesichtes, vor allem auf die leichte Tönung. Er fragte, ob man sich die Delila etwa in weißem Marmor würde denken können, und die Malerinnen mußten eingestehen, daß hier die Farbe dem Bildwerke erst das Beste verlieh.

Frau Rathenow wußte sich nicht zu lassen vor Bewunderung. Sie blickte sich erstaunt in dem weiten Raume um, wo nach ihrem Dafürhalten lauter Meisterwerke standen. Eigentlich schämte sie sich, von Delila nichts zu wissen, aber in der That, sie hatte nur eine dunkle Ahnung, daß es ein biblischer Name wäre. Wo er vorkam, vermochte sie nicht zu sagen.

Sie überwand sich und fragte.

— Die den Simson verriet, — antwortete das eine Fräulein Bernhard, und ihre Schwester fügte hinzu:

— Es steht ja unten: ‚Philister über dir!‘

Als die Damen über die Bibelstelle sich unterhielten und eine unglückliche Citatensuche anstellten, ging der Maler in das Nebenzimmer und holte die heilige Schrift, die er wie üblich bei seiner Hochzeit vom alten Geistlichen als Geschenk empfangen. Er hatte einst selbst, als er mit Gerstenstock an unendlichen Abenden über die Delila gesprochen, ihm den Namen erfunden. Der Bildhauer quälte sich um eine Bezeichnung. Der abenteuerliche Gedanke

war ihm schwer auszutreiben gewesen, den Namen seiner eignen Frau darunter zu setzen, und nur der Freunde gemeinsame Vorstellung, daß er damit zum Vogel werde, der das eigne Nest beschmutzt, hatte ihn vermocht, davon abzustehen.

Niki blätterte die Seiten durch. Er wußte nicht ganz genau, ob es in der Chronika, in den Königen oder in den Richtern stünde, bis das eine Fräulein Bernhard bescheiden meinte:

— Simson war doch Richter über Israel ....

— Richtig.

Und da fand er die Stelle. Er überflog sie erst einen Augenblick allein, um nur die Verse zu wählen, die paßten, dann las er ausdrucksvoll mit lauter Stimme aus dem sechzehnten Kapitel vor:

4. Darnach gewann er ein Weib lieb am Bach Sorek, die hieß Delila.

— — — — — — — — — — — — — —

16. Da sie ihn aber trieb mit ihren Worten alle Tage, und zerplagte ihn; ward seine Seele matt bis an den Tod —

— — — — — — — — — — — — — —

20. Und sie sprach zu ihm: Philister über dir, Simson!

— — — — — — — — — — — — — —

Nun verstanden die Damen, und zugleich, während er im Lesen war, kam Niki ein Gedanke, ob seine Frau ihm nicht eine Delila würde, die ihn zermarterte, die ihn zerplagte, die ihn trieb mit ihren Worten alle Tage, bis seine Seele matt würde bis an den Tod.

Er blieb schweigsam, geleitete die Schülerinnen zurück in das Damenatelier, und sie merkten, es war genug für heute. Sie hatten gehofft, er würde einmal die Schätze seiner Schränke öffnen und ihnen von seinen Studien etwas zeigen. Heute, wo sie einmal in sein Allerheiligstes gedrungen, wäre der Augenblick günstig gewesen. Aber er schien müde zu sein.

Darum gingen sie.

Auf der Straße noch, während sie ein Stück denselben Weg hatten, sprachen sie von dem großen Ereignis dieses Abends. In ihrem stillen Altjungferndasein, in das nur die Kunst einen hellen Lichtschein warf, war dieser Mann mit dem scharfen Auge, der unfehlbaren Hand, der tiefen Künstlerseele ein Großer, beinahe ein Gott. Und es war ihnen ein Unvergeßliches für ihr Leben, das sie nach Hause trugen heute, wie er ihnen einen Blick gestattet in seine Werkstatt.

Niki aber saß stumm in seinem Atelier. Er dachte an Vera. Heute Abend nicht so weich wie gestern, als er ihr den Brief geschrieben. Er empfand sie in seinem Instinkte, als müsse er sich vor ihr seine Kraft bewahren, sie wohl hüten, daß sie ihm bliebe.

Heute besaß er sie noch, sie war nicht von ihm gewichen wie von Simson dem Starken: die Kraft zur Arbeit.

21.

Niki arbeitete ununterbrochen die ganzen Tage bis Vera wiederkam.

Er besuchte nicht die Mutter. Er wollte sich nicht eine Stunde herausreißen lassen. Ihm war es, als sei ein Warnungsruf wiedergehallt in seiner Seele. Er mußte arbeiten, schon um die Ebbe zu bannen in seiner Kasse, und er wollte arbeiten, um zufrieden zu sein, zu fühlen, daß er sich sein Brot ehrlich verdient.

Vera hatte nur zweimal geschrieben. Eine Postkarte mit einem Gruße und der kurzen Angabe, daß sie gar nicht zur Besinnung komme vor lauter Dingen, die sie vorhätten. Dann ein Brief als Antwort auf den seinen, kurz, sehr nett, ganz herzlich in den ersten Zeilen, dann aber oberflächlich, nur von all den Vorgängen handelnd, die ihr in diesen Tagen in Aussicht stünden. Der Vater würde seinen Aufenthalt noch ein paar Tage ausdehnen, und es würde Niki wohl recht sein, wenn sie mit ihm bliebe. Im übrigen ginge es doch auch kaum anders, da sie nicht allein zurückreisen möchte.

Endlich kam sie. Niki holte sie am Bahnhofe ab. Sie war sehr lustig und guter Dinge, küßte ihn ein dutzendmal und rief mit wirklichem Freudenausdruck:

— Nein, wie ich mich freue, dich wiederzuhaben, Niki! Mein guter, lieber, alter Niki!

Zum erstenmal sagte sie „alter“, als ob er ein gutes, liebes Möbel oder Haustier sei. Und es war Niki bei

diesem Worte, als setze es ihn herunter, als dämpfe es die Freude des Wiedersehens.

Als sie in der Droschke nach Hause fuhren, konnte er sich nicht enthalten zu fragen, warum sie ihn „alter Niki“ genannt. Er fände, es gäbe eine falsche Note in ihrer Stellung, es höre sich an wie ein Mißton.

Sie begriff gar nicht, was er wollte:

— Du bist ja ein rechter Pedant geworden! Ein wahrer Philister!

— Philister? Ich?

Ihm, dem Künstler, durfte sie das nicht vorwerfen. Es gab eine kleine Verstimmung, aber sie ging vorüber. Niki hatte das Essen bestellt, und sie setzten sich sofort zu Tisch! Vera fing an zu schwatzen und erzählte ununterbrochen von der Hochzeit und allem, was sie erlebt. Sie nannte hundert Leute, die eingeladen gewesen, die sie kennen gelernt, lauter Namen, die ihm fremd waren. Von der Braut sprach sie, von ihrem Aussehen, von ihren Manieren, ihrem Wesen, von ihrer Verwandtschaft, mit wem sie selbst dadurch in näherer oder entfernterer Art und Weise in Beziehung gekommen wären. Dann beschrieb sie genau die Trauung, das Diner, die Toaste, wie Ewald ausgesehen, was er gesagt, was man von ihm gesagt, was man von ihr gesagt, wer alles etwas gesagt, wie oft, wo, wann —

Alles, auch das Kleinste gewann Wichtigkeit in ihrem Munde. Von dem Gute fing sie an zu schwatzen, wo sie dann mit dem Vater zu Besuch gewesen, von Erfurt erzählte sie, von der Reise, wer im Coupé mit ihnen gesessen —

alles — alles — ward breit getreten, nur von Niki sprach sie nicht. Sie fragte nicht, wie es ihm ergangen, ob er sich nicht gewundert, daß sie länger fortgeblieben, ob er sich gesehnt nach ihr, erkundigte sich nicht nach der Mutter, ob sie den Sohn besucht, oder er sie.

Vera schien sich nur für ihre Erlebnisse zu interessieren. Von Nikis Arbeit — kein Wort. Von seinem brieflichen Vorschlage, auf den er sein Eheleben hatte aufbauen wollen — nicht eine Silbe.

Da erstarb auch ihm jede Regung weicherer Art. Seine Seele verhärtete sich. Er ward verschlossen, starr und steif. Und als sie nun als einzige Frage, was während ihrer Abwesenheit in Berlin geschehen, bloß wissen wollte, wie die Mädchen sich geführt, ob Besuche gekommen, ob die Schneiderin ein Ballkleid gebracht, das sie sich bestellt, da sagte Niki bitter:

— Das Ballkleid ist das einzige, das dir von Wichtigkeit ist?

— Wieso?

— Weil du bloß danach fragst?

— Ich habe mich doch nach allem erkundigt? antwortete sie ganz erstaunt.

Das war ihm zu viel, und er erwiderte vorwurfsvoll:

— Ein Ballkleid hast du dir auch noch bestellt?

— Ich habe ja keins.

— Aber wozu brauchst du denn ein Ballkleid?

— Na, für einen Ball natürlich.

— So — aber ich habe doch nie etwas davon gesagt, daß wir auf Bälle gehen wollten?

— Aber ich! Ich gehe.

— Nein. Ich will doch zum mindesten davon unterrichtet werden!

Sie sah sich in ihren Gesellschaftsplänen bedroht, darum fuhr sie plötzlich wütend auf:

— Was, du willst mir verbieten, mich zu amüsieren?

— Durchaus nicht, nur ist es das wenigste, daß ich beizeiten etwas von deinen Plänen erfahre!

— Ich sage dir's ja jetzt!

— Ja, jetzt, wo du schon dein Kleid bestellt hast und so weiter.

Er war sehr erregt geworden. Mit Spannung hatte er darauf gewartet, daß sie nach seinen Arbeiten fragen sollte, sehnsüchtig auf den Augenblick gelauert, wo sein Wohl und Wehe in Frage käme, zitternd, herzklopfend gehofft, daß sie ihm auf seinen Brief hin ein Wort erwidern möchte. Nun begann ihr erstes Zusammensein mit einem Streit. Wieder wollte er sich beherrschen, wollte nachgeben, verzeihen, nur um gut zu sein, nur daß er Ruhe und Frieden hätte. Aber sie ließ das Gespräch nicht fallen, sondern antwortete von oben herunter:

— Ich weiß gar nicht, was du überhaupt willst — es ist schon alles mit den Geschwistern verabredet.

Er stutzte:

— Verabredet? Schon alles verabredet? Mit wem?

— Nun eben mit den Geschwistern!

— Mit Ewald?

— Mit wem denn sonst? Mit Ewald und Marie.

Da wurde er kleinlaut und that in seinem Ärger, als verstünde er nicht:

— Wer ist Marie?

— Marie? Unsere Schwägerin. Ewalds Frau.

Er zuckte die Achseln:

— So, ich hatte vergessen, wie sie heißt.

— Deine Schwägerin? Das ist doch lächerlich.

— Einmal ist sie's eben erst geworden. Dann interessiert sie mich wirklich nicht genügend. Es ist ja auch ziemlich gleichgültig, ob ich weiß, daß sie Marie heißt. Ich habe wahrhaftig wichtigere Dinge im Kopf als diesen dummen Familienklatsch.

Vera sprang auf, puterrot und stellte sich vor Niki hin: Sie drohte ihm mit der Faust und rief, sie ließe sich nicht so behandeln, sie hätte nicht geheiratet, um solche Erfahrungen zu machen. Und in ihrem Ärger redete sie sich immer weiter in die Wut hinein, behauptete, fern von Niki viel glücklicher gewesen zu sein, schwor, sie würde augenblicklich das Haus verlassen und nach Erfurt zurückkehren oder zu ihrem Vater, rief einmal über das andere, er solle einmal sehen, wer das Heft in der Hand behielte hier im Hause. Sie würde sich rächen, sie würde alles thun, ihm das Leben zur Hölle zu machen — —

Dann schöpfte sie ein wenig Atem, um nach ein paar Augenblicken wieder zu beginnen:

— Das sage ich dir, damit du es nur weißt: also mit Ewalds ist alles verabredet. Die werden diesen Winter ausgehen, sobald sie in Berlin sind. Die müssen ausgehen, denn sie gehören zur Gesellschaft und wollen nicht

verkommen und verbauern. Und ich lasse mich nicht zwingen von dir und etwa einsperren. Dazu hast du kein Recht. Ich gehe auch aus, auch auf die Bälle, wohin ich gehöre. Als Mädchen bin ich überall gewesen in der Gesellschaft, und da will ich nicht, daß es heißen soll, die ist, seitdem sie verheiratet ist, deklassiert und Nonne geworden und eingemauert und zeigt sich nicht mehr, weil der Herr Gemahl nicht will und sie einsperrt und — und — keine Lebensart hat — —

Niki ließ sie nicht weiter reden. Ein rasender Zorn packte ihn plötzlich, und er donnerte sie an mit aufgerissenen Augen, bebenden Nasenflügeln und zuckendem Munde:

— Schweige! Ich befehle dir, zu schweigen!

Das Wort erstarb ihr im Munde. Sie erschrak vor seinem Ausdruck, der dem eines bis zur Besinnungslosigkeit gereizten Menschen glich. Seine Augen flammten sie an, daß sie seinen Blick nicht aushalten konnte und die ihren zu Boden schlug. Seine Hand zitterte. Sein Atem ging heftig.

Niki blieb eine halbe Minute vor ihr stehen, während der sie sich nicht zu bewegen wagte. Sie hatte nicht den Mut, ein Wort zu sprechen. Es war ihr, als müsse sie gewärtigen, daß er sie beim ersten Laut zu Boden schlüge. Sie wußte, sie hatte ihn wieder beleidigt, aber warum war er auch so. Er gönnte ihr kein Vergnügen, er mochte die Gesellschaft nicht, und nun verlangte er, daß sie eingesperrt bliebe wie in einem Kloster. Das ließ sie sich eben nicht gefallen, und Ewald hatte sie darin bestärkt. Diesen Winter

wollte und mußte sie einmal tüchtig ausgehen. Wenn er nicht mitging, nun so hatte sie ihn nicht nötig: die Geschwister würden ihr Rückhalt genug sein.

Jetzt war sie freilich im Unrecht, aber bitten konnte sie nun einmal nicht. Sie konnte und konnte es nicht. Sie hätte es nicht über die Lippen gebracht, denn sie meinte, er müßte doch ebensoviel Schuld haben wie sie.

Darum blieb sie starr und steif stehen.

Niki wandte sich auf dem Absatze und ging ganz langsam, lautlos über den Teppich, schloß ruhig hinter sich die Thür. Auf dem Flur traf er das Mädchen, das die süße Speise brachte, die sie noch nicht gegessen. Er sagte mit möglichster Fassung zu ihr:

— Bringen Sie es nur herein. Ich esse nichts mehr.

Dann ging er ins Atelier und schloß die Thür hinter sich ab. Das Herbstmorgenbild stand auf der Staffelei beinah fertig. Damit, mit seinem Fleiße hatte er Vera überraschen wollen. Nun war es ja ganz gleichgültig! Nun hatte es keinen Zweck mehr. Er hatte keine Freude mehr daran. Das Bild mochte er nun nicht mehr. Am liebsten hätte er es herunter genommen, gegen die Wand gekehrt und nie wieder angesehen. Sie sollte gar nicht wissen, daß er es gemacht. Aber es fiel ihm ein, wie sie wohl gar nicht das Atelier betreten würde oder doch, falls sie gekommen, nicht einmal bemerken würde, daß dort etwas Neues stand.

Sie kannte seine Bilder ja gar nicht!

Er lachte höhnisch laut. Die Erregung zitterte immer noch in ihm nach, er fühlte sich unfähig jetzt zu arbeiten.

Sobald sie das Haus betrat, konnte er nicht mehr arbeiten! Darum nahm er den Hut, Mantel und Stock und ging.

Er dachte daran, das Mädchen zu rufen, um ihr aufzutragen, Vera auf etwaige Frage zu sagen, er sei ausgegangen. Doch er fand es nicht einmal nötig: er ging eben, ging, wohin es ihm beliebte; daß er nicht anwesend war, würde sich doch leicht feststellen lassen.

Nach welcher Seite er sich wenden sollte, wußte er nicht. Er war ohne bestimmte Absicht fortgelaufen, nur um seinem Hause zu entfliehen. Als er eine Strecke weit gegangen war, dachte er ruhiger. Er mußte einen Zweck haben, er mußte wissen, wohin. Sein erster Gedanke war: zur Mutter. Doch nach ein paar Schritten kam er zu anderer Überlegung. Sie wußte, daß Vera eben erst zurückgekehrt. Er wollte die alte Frau nicht erschrecken, denn beherrscht hätte er sich doch nicht völlig.

Da dachte er an seine alten Freunde und faßte den Entschluß, einen von ihnen aufzusuchen. Den Maler traf er nicht, und auch den kleinen Kühne fand er nicht zu Hause. Der saß wahrscheinlich wie gewöhnlich im Café und studierte das Leben, wie er es zu nennen pflegte, während er in Wirklichkeit dort höchstens Kellnerstudien machen konnte.

Aber der Bildhauer war zu Haus.

— Du, Niki? — sagte er ganz erstaunt. Er war im Begriff, mit seiner Frau essen zu gehen, und sie bürstete ihm die Beinkleider ab, auf denen überall feiner weißer Staub lag.

Niki fragte:

— Du hast wohl gearbeitet?

Gerstenstock antwortete lachend, indem er seine Frau ansah:

— Gott verdamm mich, da hast du mich in falschem Verdacht. Seitdem ich den pompösen Tausch gemacht habe mit der Delila, haben wir ja riesig viel Geld durch deine Anständigkeit. Es wird zwar wohl nicht weit langen, aber immerhin — —

— Und da arbeitest du nicht?

— Nicht um 'ne Million — solange ich Geld habe! Das heißt, wenn du mir die Million garantieren könntest, finge ich an. Aber, sobald ich sie hätte — nicht mehr fünf Minuten —

Sie gingen miteinander in das nächstgelegene Restaurant. Dort bestellte sich der Bildhauer zu essen. Niki setzte sich dazu und fragte noch ein Mal:

— Arbeitest du wirklich nichts?

Gerstenstock zuckte die Achseln:

— Weiß der Satan, nee! Ich habe überhaupt seit einiger Zeit gar keine Lust mehr, aber auch gar keine, kann ich dir sagen. Ich glaube, ich habe mich ausgegeben. Mir fällt nichts ein, und ich habe auch gar keinen Mumm auf irgend etwas. Ich bin sozusagen an 'n toten Punkt angekommen.

— Es wird schon wieder gehen. Wir haben alle so unsere Zeiten der — der — des Tiefpunktes, der Windstille, der Depression!

Der Bildhauer lachte:

— Du bist doch immer ein guter Kerl, ‚wir' zu sagen. In Wirklichkeit meinst du doch nur: der brave Gerstenstock, aber ich nicht.

— O nein, ich auch!

— Wahrhaftig?

— Es ist mein Ernst!

Gerstenstock legte Messer und Gabel aus der Hand und blickte seinen alten Freund besorgt an:

— Niki, du bist nicht glücklich!

— Wer sagt das? — gab der Maler müde zurück.

— Ich denke mir's so! Wenn ein solcher Riesenkerl wie du, so was sagt, was sollen wir denn dann machen! Du, der schöpferischste Mensch, der mir je unter die Finger gekommen ist. Laß dich mal auslachen, lieber Junge. Auslachen, sage ich dir. Oder irgend was ist bei dir nicht in Ordnung! Kann mir nicht helfen! Kenne dich doch, alter Pinsel!

Niki schüttelte den Kopf. Er wollte nicht sprechen, und auch der Bildhauer ging schnell darüber hinweg. Er erzählte allerlei Unsinn aus der Vergangenheit, von einstigen Freunden und Freundinnen, ohne daß seine Frau aus ihrer stumpfen Ruhe erwacht wäre. Als sie gingen, ließ er sich gern von Niki die Zeche zahlen. Der Maler dachte zwar daran, daß auch er das Geld zusammennehmen müsse, doch im Vergleich zu seinem Freunde war er immer in glänzender Lage und, seitdem er Bilder verkaufte, war es einmal seine Gewohnheit, für Gerstenstocks im Restaurant aufzukommmen.

Auf der Straße meinte der Bildhauer plötzlich:

— Weißt du, Niki, wenn mir heute jemand 100000 Mark Rente zusagte unter der Bedingung, daß ich nie wieder etwas machen dürfte — ich nähm's sofort an! Und du?

Niki antwortete mit leuchtenden Augen, entschieden, kurz, kräftig:

— Nein!

Aber auch Gerstenstock hatte es gar nicht so gemeint, denn er gestand seinem Freunde geheimnisvoll, daß er eine Astarte im Sinn habe, so seltsam, daß sie nie jemand würde kaufen wollen und sie keine Jury je zur Ausstellung zuließe. Und wenn er wegen ihr gehangen werden sollte, er machte sie doch.

Dann trennten sie sich. Niki ging nach Haus. Er war ruhig geworden. Das Mädchen sagte, Vera sei ausgegangen. Da schloß sich der Maler in sein Atelier ein, und die äußerste Anspannung seiner Nerven entlud sich darin, daß er sich aufs Sofa warf und in einen bleiernen Schlaf fiel, aus dem er erst am nächsten Morgen erwachte, ohne sein Bett berührt zu haben.

22.

Dem Weihnachtsabend sah Niki mit Bangen entgegen. Er hatte diesen Tag immer ganz allein mit der Mutter gefeiert, nur in seinen Wanderjahren in Paris hatte er ein deutsches Christfest mit den anderen deutschen Künstlern begangen. Diesmal sollte die ganze Familie versammelt sein: Otto würde Urlaub bekommen, Ewald und Frau

waren dann von der Hochzeitsreise zurück, in Berlin eingezogen, zum erstenmale im Vaterhause. Da konnten Niki und Vera unmöglich fehlen.

Als er mit ihr über das Fest sprach, und die Mutter erwähnte, die doch nicht allein bleiben könne den Abend, zuckte Vera nur die Achseln, und sagte mit großer Entschiedenheit:

— Richte es ein, wie du willst. Nur eines sage ich dir: zur Bescherung müssen wir bei Papa sein!

— Müssen? Und Mutter?

— Die kann ja mitkommen. Ich brauche ja bloß Papa ein Wort zu sagen.

— Aber du weißt, daß sie das nicht thun wird. Zu fremden Leuten geht sie nicht.

— Das sind doch nicht fremde Leute!

— Für sie allerdings. Marie kennt sie überhaupt noch nicht — du kannst es der alten Frau nicht zumuten.

Vera warf die Lippen auf und meinte, dann sei es eben ihre Schuld und sie möge bleiben, wo sie wolle. Niki fühlte, daß in alle dem immer ein Teil Wahrheit steckte. Sie ging oft vom Richtigen aus, aber die Art und Weise, wie sie es vorbrachte, hatte etwas, das ihr wiederum das Recht nahm und ihren Mann reizen mußte. Sie hatte immer etwas so Befehlendes und Hochmütiges im Ton. Ihre ganze Sprechweise war von oben herunter, als müsse nur ihr Wille gelten, als wären nur Rücksichten zu nehmen auf sie allein. Alles Liebe, alle Weichheit war aus ihrem Sein und Wesen verschwunden. Es schien als wollte sie in jeder Kleinigkeit siegen, ihre

Wünsche durchsetzen und, wenn er nicht gehorchte, ihn quälen bis aufs Blut.

Nun, da sie gefunden, daß er sich nicht beugen ließ, daß ihm nicht mit Herrscherton und Gewalt beizukommen war, versuchte sie etwas Anderes. Sie umschmeichelte ihn, sie umging seinen Zorn, sie fürchtete sich vor seinem Aufbrausen, seit er sie angedonnert: „Schweige! Ich befehle dir, zu schweigen!“ — Er war doch fürchterlich gewesen in diesem Augenblick, und sie hatte eine Sekunde geglaubt, er könnte sich in sinnloser Raserei an ihr vergreifen.

Jetzt fing sie an zu bitten, stellte sich unglücklich, traurig und that, als wäre sie die geknechtete, unterdrückte Frau, die zu leiden hatte unter den Launen des Gebieters.

Da gab er ihren Wünschen wegen Weihnachten nach. Sie wollten es so machen, daß sie nachmittags die Mutter zu sich einluden und abends zur Bescherung zum General gingen, so daß jeder sein Teil erhielt.

Für die Weihnachtseinkäufe verlangte Vera Geld. Zum erstenmal seit Jahren hatte Niki beinahe nichts in der Kasse, so daß ihn schon die Sorge gequält, um die am ersten Januar fällige Miete. Er sagte es Vera, damit sie vorsichtig sein sollte in ihren Einkäufen. Sie fragte ganz erstaunt, ob er denn nichts gearbeitet hätte? Er sollte doch arbeiten, damit sie Geld verdienten, immer arbeiten, viel arbeiten. Sie würde ihn wahrhaftig nicht stören. Und sie störte ihn auch nicht mehr, denn sie kam beinahe nie mehr ins Atelier, schlief bis gegen mittag, machte dann Besorgungen und suchte nach dem Essen ihre Freundinnen auf oder den Vater.

— Warum arbeitest du nicht? — fragte sie beinahe empört.

Niki antwortete, indem er an den Herbstmorgen dachte, den sie noch gar nicht einmal angesehen:

— Ich habe gearbeitet!

— Aber wohl nicht verkauft? — höhnte sie.

Nein, er hatte nicht verkauft. Der Kunsthändler hatte ihm sofort gesagt:

— Herr Sandtner, das Bild ist großartig, fein, pastos, stimmungsvoll, ausgeglichen, voller Leuchtkraft, wunderbar in der Komposition, glücklich erfaßt, alles, was Sie wollen, nur — unverkäuflich! — Niki begriff es nicht. Er hielt es für eines seiner besten, wie es ihm bei jedem neuen Werke zu gehen pflegte, wenn er eben den Pinsel fortgelegt und nun noch die Anspannung der Nerven in ihm nachzitterte. Aber der Kunsthändler war dabei geblieben und hatte recht, denn nun hing das Werk des Malers, der doch einer der ersten lebenden Künstler war, seit Wochen bei ihm, und niemand wollte es kaufen. Man wußte, daß ein „Sandtner“ nicht um ein Butterbrot zu bekommen sei, und zahlte auch sonst die Preise, die er verlangte. Aber für diesen „Sandtner“ war niemand gewillt, eine größere Summe anzulegen. Man fand ihn bizarr, mehr ein interessanter Versuch; erwärmen konnte man sich nicht dafür.

Ja, wenn man ihn billig bekommen hätte, denn ein Werk Nikis wurde doch einmal ein Handelsobjekt. Nur mußte man es vielleicht als totes Kapital jetzt noch liegen lassen, und dazu wollte niemand viel Geld riskieren, sonst gab es kein Geschäft. Es war ja auch ein Risiko dabei.

Der Maler galt heute viel, aber es war keine ausgemachte Sache, daß er in zehn bis zwanzig Jahren nicht eine Modegröße wäre, die ein Lufthauch in die Höhe geführt, wie sie die folgende Strömung wieder wegblasen konnte.

Der Kunsthändler hatte endlich gemeint:

— Offen gestanden, Herr Sandtner — eine Ihrer schwächeren Arbeiten. Homer wachte ja auch nicht immer — nicht wahr? Ich weiß, Sie nehmen es mir nicht übel: ein Depressionswerk. Wohl zu flüchtig gemacht. Es ist etwas in der Arbeit, als wären Sie müde gewesen! Eventuell 'nem Museum anbieten — die wollen ja doch alles beinahe geschenkt haben . . . Wir machen unter der Hand den Preis danach.

Niki hatte nur kühl geantwortet:

— So, wenn Sie das Bild für minderwertig halten, soll ich mich gerade damit in einem Museum verewigen?

Da hatte ihm der Händler angeboten, er würde es selbst erwerben. Natürlich auch nur sehr billig, denn er wollte es liegen lassen für eine Gelegenheit. Niki hatte kurz gedankt.

Aber Geld mußte er schaffen. Veras Frage brannte ihm auf der Seele. Ein paar Tage vor Weihnachten stellte er fest, daß ihm am ersten Januar an der Miete unbedingt etwas fehlen würde. Er dacht daran, da er nichts fertig hatte, ein paar ältere Sachen zu verkaufen — nur zögerte er noch. Seine Skizzen waren sein Heiligtum, von ihnen mochte er sich nicht trennen.

Da sagte Vera eines Nachmittages, als er brütend in Pläne versunken, auf und nieder ging:

— Ich würde doch lieber arbeiten, statt die Zeit totzuschlagen.

Sie lag gemächlich mit einem Romane auf ihrer Chaiselongue. Das ärgerte ihn:

— Ich arbeite!

— So, indem du herumrennst?

— Ja, allerdings.

— Wie machst du denn das? Das ist mir doch schleierhaft.

Niki blieb vor ihr stehen:

— Weil du nicht kapieren kannst, daß man um zu arbeiten, nicht immer Farben zu verklexen braucht, sondern nachdenken kann über das, was man machen will. Deshalb.

Vera fragte nur:

— So, also du arbeitest jetzt? Es ist nur gut, daß man es weiß. Ich finde übrigens doch, daß du dran schuld bist, wenn wir kein Geld haben und nichts ausgeben sollen, denn du bist wirklich faul! Was hast du eigentlich gethan in der letzten Zeit?

— Ich habe dir keine Rechenschaft zu geben.

— Weil du keine geben kannst.

— Das verbitte ich mir. Ich bin Herr im Hause, und ich thue und lasse, was ich will.

Sie richtete sich auf und meinte stolz wie eine Königin:

— Ich thue und lasse auch was ich will.

— Daran hindert dich kein Mensch . . .

— Dich hindert auch niemand zu arbeiten. Du thust es bloß nicht.

— Doch, mich hindert allerdings jemand.

— Das wäre?

— Du!

— Ich?

— Ja, du! Du! Du!

Da warf sie ihren Roman beiseite und sprang auf. Ihre schlanke, elegante Gestalt erschien ihm jetzt in ihrer Biegsamkeit wie die einer Katze. Sie wollte eine Erklärung haben; daß sie ihn wirklich hindern sollte, glaubte sie einfach nicht. Sie begriff gar nicht, wodurch, sie ließ ihn doch in Ruhe, sie war viel fort, er konnte doch machen, was er wollte. Im Anfang ja, da hatte sie ihn vielleicht an der Arbeit gehindert, aber jetzt — nein, das konnte sie nicht glauben. Nun kam es ihr ganz überraschend, daß er das sagte. Sie merkte ihm eine Bewegung an. Sie sah, daß es in ihm wühlte, und zum erstenmal gingen ihr die Augen auf, wie in ihrem Manne irgend etwas bohrte, dessen sie bis dahin noch nicht gewahr geworden.

Niki kämpfte, ob er alles sagen sollte. Er wollte es eigentlich nicht. Er fühlte sich müde, abgetrieben, herunter. Er hatte nur das eine Bedürfnis, Frieden und Ruhe zu haben.

Aber nun ließ sie ihn nicht mehr los:

— Sage mir jetzt, was du hast!

Er wehrte sich noch immer dagegen, aber endlich beschloß er diesem Zustand ein Ende zu machen und sprach ganz ruhig mit weicher Stimme:

— Vera, sei nicht so, wie du jetzt bist! Sei einmal gut und nicht so schroff und steif. Höre mir einmal ganz ruhig zu.

Er setzte sich, und sie nahm wieder auf dem Sofa Platz. Er fuhr fort:

— Es kann nicht so weitergehen. Es muß einmal völlige Klarheit werden zwischen uns. Du verlangst zu wissen, weshalb ich dir vorwerfe, daß du schuld bist, wenn ich nicht arbeite, wenigstens nicht arbeite wie ich es möchte, nicht mit Erfolg. Vielleicht habe ich mich nicht richtig ausgedrückt, indem ich sagte, du wärest schuld. Vielleicht sind es alle möglichen Dinge, wofür du gar nicht kannst, die zwischen uns liegen. Aber sie liegen eben doch zwischen uns! Soll ich versuchen, dir das alles einmal zu erklären?

— Ja, Niki, sage es mir! — antwortete sie ganz ruhig, etwas erstaunt über diese förmliche Aussprache. Er vergewisserte sich noch:

— Du wirst nicht böse werden?

— Nein!

— Mich nicht unterbrechen?

— Nein!

— Bestimmt nicht?

— Bestimmt nicht, Niki!

Da fing er an in ruhigem Ton zu sprechen, ihr zu erzählen, zu erklären. Er redete von seiner Vergangenheit. Wie er früher als freier Künstler gelebt, wie er sich oft unglücklich gefühlt ganz allein, aber wie doch eines immer sein Trost gewesen: seine Kunst. Wie er ein sonderbarer Mensch sei, anders wohl als andere. Wie er sich in sie verliebt, wie er gehofft, bei ihr das höchste Glück zu finden, das einem Sterblichen beschieden — das Glück erwiederter Liebe.

Dann kam er zu ihrer Ehe. Er sprach langsam und leise, als dürfe es niemand hören. Er blickte sie dabei nicht an, sondern schlug die Augen zu Boden, und es floß ein wenig stockend, fast schüchtern, von seinen Lippen:

— Vera, ich habe dich ja so lieb gehabt, das glaubst du gar nicht . . . das . . . das wirst du ja nie begreifen können, nie, nie, niemals. Ich glaube, du kannst gar nicht so lieben, wie ich dich geliebt habe. ‚Habe‘, sage ich, denn seitdem wir verheiratet sind, hat sich so viel geändert, daß ich manchmal in bösen Momenten zweifle, ob ich dich noch so lieben kann wie am Anfang. Ich sage in bösen Momenten, denn wenn ich daran zweifle, so ist es in Augenblicken, wo du mich gekränkt hast und beleidigt. Ja, beleidigt, denn du kannst mich peinigen bis aufs Blut, bis aufs Blut. Ich glaube manchmal, du weißt es selber gar nicht, wie du eigentlich bist. Ich habe ja auch unrecht, bestimmt unrecht. Ich werde auch heftig und unangenehm, aber ich glaube — ich irre mich vielleicht darin — daß ich dann gereizt worden bin von dir. Gereizt durch Worte und Thaten. Dein ganzes Benehmen schon, deine Art und Weise, das alles muß mich reizen. Du nimmst nicht teil an meinen Interessen, du kümmerst dich nicht um meine Arbeiten. Das kränkt mich am meisten. Das kann ich nicht verwinden. Ich, der ich davon geträumt hatte, daß ich an dir eine Freundin besitzen sollte. Du kümmerst dich nur um deine Freundinnen, deine Besuche, deine Einladungen. Das einzige Mal, wenn du dich um meine Kunst kümmerst, ist's, um mich zu treiben, zu treiben zur Arbeit, die als ein Geschenk der Gnade kommen soll zum

Künstler, aber nicht als gemeine Fronarbeit des Tages um Geld.

Siehst du, alles das lastet auf mir, lastet auf mir fürchterlich, so daß ich Lust und Kraft nicht finde zur Arbeit. Das beengt meine Gedanken, das nimmt mir den Mut, die Erfindungsgabe. Das trübt mir das Auge, das läßt die Hand mir zittern! Wenn man verstimmt ist, soll man reine Töne finden? Wenn einem alle Pulse schlagen von einem Kampf mit der, die einem am nächsten steht auf dieser Erde, dann soll man an die Komposition eines Gemäldes gehen, das ruhige reine Stimmung atmet? Wenn einem das Herz klopft und sich bitter zusammenkrampft, soll man ein Meisterstück schaffen? Das geht nicht. Das kann kein Mensch! Das hieße Unmögliches verlangen! . . .

Er machte eine Pause. Er atmete heftig. Einen Augenblick konnte er nicht weiter reden. Vera blieb ihrem Versprechen treu und sagte nicht ein Wort. Sie saß zusammengekauert ihm gegenüber, den Kopf auf die Hände gestützt und gesenkt. Ihr feines, langes Gesicht verriet keine Bewegung, es zuckte nur einmal an der Wange, als bisse sie die Zähne zusammen.

Niki fuhr fort:

— Aber warum soll es nicht anders werden, Vera? Friede soll sein zwischen uns. Er ist nicht, aber wir wollen ihn machen! Wir verstehen uns nicht mehr, aber wir werden lernen, uns wieder zu verstehen! Wie wir uns einmal gefunden haben, werden wir uns ein zweites Mal finden und dann bei einander bleiben! Ich liebe dich ja

doch, und du liebst mich . . . So wollen wir wieder eine rechte Ehe schließen, Vera . . . Dann werde ich auch wieder arbeiten können Vera und glücklich sein und du auch . . .

Nun schwieg er. Er tupfte sich mit dem Tuch den Schweiß von der Stirn und wischte sich die Augen, die ihm feucht geworden. Nach einer Weile sagte Vera, ohne aufzublicken:

— Also nur damit du arbeiten kannst . . .

— Was meinst du?

— Ich meine, du erzählst das alles bloß, daß wir Frieden machen, damit du wieder arbeiten kannst?

— Muß ich nicht arbeiten?

— Ja, es ist dir die Hauptsache. Deshalb sagst du ja doch bloß das alles . . .

— Wir müssen doch leben! Und von meiner Arbeit sollen wir doch leben! Ganz allein!

Nun blickte Vera auf und meinte gereizt:

— Das klingt ja beinahe, als ob ich gar nichts hätte? So lumpig! So ist es nicht . . .

Sie biß sich auf die Lippe und spielte nervös mit der Quaste an ihrer Chaiselongue. Einen Blitz schoß sie auf Niki aus den blaugrauen Augen:

— Da, da — dieser Stuhl hier . . . alle diese Sachen . . . dieses ganze Zimmer ist Develhorst und nicht von dir . . . Da . . . da. Das ist *mein* Stuhl! Ich kann ihn wegnehmen wenn ich will . . .

Niki war wie vom Blitz getroffen. Das der Erfolg seiner ganzen Rede —? Tonlos, bitter antwortete er nur

mit einer alten Redensart, die er früher öfters gebraucht und die ihm nun wiederkam:

— **Habeat sibi!** Das ist dein Stuhl!

— Ach, geh weg mit deinem dummen Lateinisch! — Du alter — alter Egoist du!

— Egoist?

— Du hast bloß von dir gesprochen.

— Von dir meinst du.

— Nein, von dir — nur, daß du arbeiten willst.

— Ja, ja — allerdings. Ich sagte dir schon, ich will, ich muß arbeiten. Ich bin einmal Künstler!

Vera stand auf:

— Ihr Männer denkt eben bloß an euch, und vor allem ihr Künstler! Immer Künstler! Künstler! Künstler! Und deswegen dürft ihr alles machen. Das entschuldigt alles. Bei euch kommt doch immer zuerst die Kunst, immer die Kunst —

Niki erhob sich auch. Er richtete sich auf und antwortete kurz:

— Ja, erst die Kunst! Erst die Kunst, der ich diene, um die ich viel gelitten habe, gearbeitet, gekämpft — erst die Kunst —

— Dann die Frau! — rief sie spöttisch, die Lippen verziehend.

Er stutzte. Es war ihm, als empfände er ein gelindes Unrecht.

Etwas vom Egoisten mochte der Künstler schon an sich haben, aber wenn er nicht so gewesen wäre, so hätte er auch wahrscheinlich nichts geleistet. Er wollte ein-

lenken, als Vera ihm das Wort vom Munde nahm, indem sie heftig sagte:

— Ja natürlich! Nun hast du's wenigstens ganz ehrlich eingestanden, wie das mit deiner Malerei ist. Die geht vor. Natürlich geht die vor. Und die Frau kommt erst in zweiter Linie. Das hätte ich eben bedenken sollen, als ich die Dummheit beging, einen Maler zu heiraten.

— Dummheit? — fragte Niki wie erstarrt.

Vera antwortete:

— Dummheit! Na, nun ist's heraus. Eine Offenheit ist der anderen wert. Deine Kunst ist nach deinem Geständnis doch die Hauptsache — und dann habe ich eben eine — eine Dummheit gemacht —

— Dann wärst du wohl glücklicher ohne mich?

— Ja!

— Vera! Das sagst du so ruhig?

— Ruhig, nein. Aber wenn du's mal hören willst, dann sage ich es dir auch!

Die Wut kam über sie. Sie ballte die kleinen Fäuste drohend und rief:

— Ich soll erst in zweiter Linie kommen? Da kennst du mich schlecht: ich will die erste sein. Die erste, hörst du, immer die erste. Zurücksetzung ertrage ich nicht, lasse ich mir nicht gefallen. Dazu habe ich nicht geheiratet. Dich habe ich dazu nicht geheiratet. Einen dummen, blödsinnigen, gleichgültigen Menschen hätte ich nicht geheiratet. Dich habe ich genommen, weil du berühmt warst. Hörst du? Deshalb, nur deshalb! Zurücksetzen lasse ich mich nicht. Dann brauche ich dich nicht. Glaubst du, ich hätte irgend

einen Herrn Sandtner heiraten wollen, einen obskuren Herrn Sandtner?

Niki schwoll die Zornesader an der Stirn. Er war beinahe sinnlos vor Wut und packte Vera eisern am Arm:

— Wiederhole das nicht.

— Doch, doch, doch, ich lasse mir nichts befehlen!

— Ruhig! sage ich.

— Laß mich los, laß mich los! Ich sage dir, laß mich los! Laß mich allein. Ich mag dich nicht. Hörst du! Ich bin viel glücklicher, wenn ich allein bin! Ich will allein sein. Ganz allein. Immer allein. Geh, laß mich! Ich hasse dich! Ich hasse dich! Hörst du, ich hasse dich!

Niki blickte sie mit aufgerissenen Augen an und verließ das Zimmer.

Am Abend ließ er sein Bett in den kleinen Raum herüber bringen, neben dem Atelier. Er wollte Vera, soweit es ging, von seiner Gegenwart befreien. Sie bat und flehte. Sie war weich geworden. Sie erklärte als Entschuldigung, sie sei so müde und nervös gewesen. Aber es blieb dabei.

Es war ein Tag vor Weihnachten, von dem es hieß nach der Botschaft der Engel: Friede auf Erden!

23.

Vera setzte den gewöhnlichen Lebenslauf fort: sie stand spät auf, lag auf der Chaiselongue, las Romane, bekam Besuch ihrer Freundinnen, machte Besorgungen und Einkäufe. Nur eins trat neu hinzu: der Verkehr mit Ewald und seiner Frau!

Am Weihnachtsabend war Ewald gegen Niki kühl, aber durchaus artig gewesen, und der Maler hatte sich auf den gleichen Standpunkt gestellt. Marie hatte Niki die Hand geschüttelt und ihm ihr Bedauern ausgesprochen, daß sie bei ihrer Hochzeit nicht hätte die Bekanntschaft ihres Schwagers machen können. Sie war sehr sicher, sehr ruhig, sehr kalt, auch gegen ihren Mann, so daß Niki den Eindruck gewann, als habe sie eine Vernunftehe geschlossen, weil sie nicht mehr ganz jung war und vielleicht sitzen geblieben wäre.

Das Paar schien jetzt schon nach kurzer Ehe auf dem Standpunkte zu stehen, daß jeder nach seiner Seite gehen sollte. Heftige Zuneigung war offenbar nicht vorhanden. Man hätte glauben können, daß sie bereits — wenigstens nach ihrer Art und Weise gegeneinander — die silberne Hochzeit gefeiert hätten.

Otto war nett und liebenswürdig gewesen wie immer. Er hatte nur knapp zum Feste Urlaub bekommen können und reiste sofort wieder ab.

Vor den anderen war Vera gegen Niki, als sei gar nichts geschehen. Sie schenkte ihm ein Tigerfell für das Atelier und behauptete dabei gegen die Familie, das habe

er sich immer gewünscht, und eigentlich könne man sich ein Atelier auch gar nicht gut ohne etwas Derartiges denken. Niki erinnerte sich, einmal die Zeichnung eines Tigerfelles hübsch gefunden zu haben, das war alles, aber er widersprach nicht, sondern ließ es sich ruhig schenken. Nur die Summe, die es gekostet, bedauerte er im stillen, denn er wußte, daß es nicht billig sein konnte.

Er seinerseits gab Vera eine Sealskinjacke und einige Kleinigkeiten.

— Ihr habt wohl einen Kontrakt mit dem Kürschner! — scherzte der General.

Niki war es gleichgültig, was er Vera schenkte, es war ja doch nur Formsache, so wie sie jetzt miteinander standen, und wenn er auch dazu hatte tief in den Geldbeutel greifen müssen, so war es doch wenigstens ein praktisches Geschenk, da sie nun doch einmal für Kunst keinen Sinn zu haben schien.

Das Geld hatte er dazu gehabt. Er sah, es ging nicht anders, er mußte Geld schaffen, und da war er zum Kunsthändler gegangen und hatte ihm eine Anzahl Skizzen verkauft aus früheren Jahren. Er trennte sich nur bitter von ihnen, aber es mußte, mußte sein.

Nun, wo die Geldsorge nicht mehr auf ihm lastete, war ihm leichter zu Sinn. Er meinte wieder arbeiten zu können.

Er lebte hinten in seinem Atelier und schlief daneben in dem kleinen Zimmer. Vera kam nie dorthin. Sie hatte das Atelier nicht einmal betreten, um das Tigerfell zu sehen. In einem Winkel warf es Niki über einen Stuhl, dessen Überzug ihm mißfiel.

Nur noch zu den Mahlzeiten kamen sie zusammen, und die Tage mehrten sich, an denen sie sagen ließ, sie sei ausgebeten. Manchmal schrieb sie es auf einen Zettel, oft ließ sie es nur durch das Mädchen melden.

Bei Tisch sprachen sie wenig. Nur gleichgültige Sachen und auch nur dann, wenn die Dienerin sich gerade im Zimmer befand, damit es aussähe, als ginge zwischen ihnen alles gut.

Als der General einmal kam, die Veränderung mit den Zimmern gewahrte und erstaunt fragte:

— Lieber Sohn, du schläfst hier? — wußte Niki in Scham und Leid nichts zu antworten, errötete langsam und wandte sich ab. Da sagte Vera schnell, ganz unbefangen, als wäre es die lautere Wahrheit, indem sie sich etwas zierte:

— Papa, du mußt nicht danach fragen, der Arzt hat es so gewünscht. Niki arbeitet jetzt sehr fleißig und kann nicht mit ausgehen, wie du weißt. Da muß er seine Ruhe haben; wenn ich aber bei Ewalds gewesen bin, im Theater mit ihnen oder so, dann störe ich ihn, wenn ich zurückkomme.

— Geht er denn — Gehst du denn nicht mit, Niki?

— In Gesellschaft, nein!

— Da geht sie allein?

— Jawohl, Papa! antwortete Niki ruhig und Vera fügte sofort hinzu:

— Er macht sich nichts draus. Papa, ich bin ja immer mit den Geschwistern — und er muß arbeiten — —

Der Generalleutnant fand das nicht in der Ordnung. Wo die Frau war, mußte auch der Mann sein, meinte er.

Er hielt es nicht für richtig, daß Vera allein herumliefe, und vor allem, daß sie allein nach Haus käme. Er erkundigte sich, wer sie nach Haus brächte, und erfuhr, daß Ewalds sie immer auf ihrem Heimwege absetzten. Der alte Herr selbst ging fast nicht aus. Ein paarmal sah er Menschen bei sich, doch im ganzen nur selten. Er spielte mit seinen alten Kameraden bei Josty seine Partie. Er aß im Kasino, las die Zeitung oder setzte sich auch dort vielleicht ein- oder zweimal in der Woche an den Spieltisch, um mit Exzellenz von Hartmann und General von Ilsow I und II einen Whist zu machen. Im ganzen ging er zeitig zu Bett und freute sich, nicht mehr gezwungen zu sein, auf den Bällen herumzulaufen, um eine Tochter zu verheiraten.

Aber das war das erste, was er hörte, und es gefiel ihm nicht. Er beschloß, bei gegebener Gelegenheit mit seinem Schwiegersohne Rücksprache über diesen Punkt zu nehmen.

Ein paar Tage später traf er Niki auf der Straße und nahm ihn ein Stück mit:

— Hast du einen Augenblick Zeit?

— Für dich immer, Papa.

— Na, da hör mal zu. Ich muß dir mal was sagen. Wir wollen mal hier herunter gehen. Es handelt sich um Vera. Neulich höre ich, daß sie ohne dich ausgeht. Geht sie denn jetzt soviel fort?

— Jeden Abend.

— Allein.

— Ich gehe nicht mit.

— Aber Ewalds, hör' ich — — Warum geht ihr denn nicht zusammen?

— Ich mache mir nichts aus Geselligkeit und — ich — habe auch keine Zeit —

— Aber erlaube mal — — Deine Frau sollte eben dann zu Haus bleiben, wenn du nicht kannst.

— Das thut sie nicht.

— Thut sie nicht? Zum Henker nochmal, sie muß. Muß. Du hast doch die Hosen an. Du und nicht sie. Da sollte — übrigens eine vernünftige Frau sollte den Wunsch ihres Gatten erfüllen — den Wunsch ganz allein — Hast du's ihr denn nie gesagt?

Niki antwortete nur:

— Das würde doch nichts helfen. Sie thäte es doch. Sie thut, was sie will, und ich bin entschlossen, ihre Vergnügungen nicht zu beschneiden.

Der General meinte, er fände es nicht passend, aber im übrigen wolle er sich nicht hineinmischen. Niki sei alt und Mannes genug, um selbst zu wissen, was er zu thun habe. Er hätte ihm von Anfang an gesagt, sie sei ein Luftikus, wie er es ausgedrückt. Eigentlich habe er Niki beinahe gewarnt vor seiner Tochter. Mehr könne doch ein Vater nicht thun. Sein Gewissen sei rein, umsomehr da Niki doch ein Mann in reiferen Jahren wäre und nicht ein junger Kerl, der leichtsinnig sei und nicht recht wisse, was er thäte:

— Ich habe mir fest eingebildet, der wird sie schon unterkriegen, diese Prinzessin. Du mußt es mir nicht übelnehmen, was ich jetzt sagen werde. Du kennst doch die

Geschichte vom König Drosselbart. Na, ich dachte mir, so'n König Drosselbart ist dieser Maler. Er wird sie schon kirre kriegen, das Balg. Ach, du weißt ja gar nicht, was für Schwierigkeiten ich mit der Vera schon durchgemacht habe. Einmal war sie mir ausgerückt. Richtig ausgerückt, weil sie ihre Erzieherin gehauen hatte und ich sie als Strafe einen Tag lang eingesperrt hatte. Mittelarrest. Dann mal, das ist nun allerdings schon 'n paar Jahre her, da verweigerte sie's Essen. Ich dachte, das ist nicht weiter gefährlich, wenn sie Hunger kriegt, wird sie schon essen. Aber drei Tage, drei Tage hat sie wirklich nicht gegessen. Als Kind sprach sie nicht, wenn man sie mal scharf angefaßt hatte, sprach nicht, gleich eine Woche lang. Antwortete auf keine Frage — nichts, nichts. Ich habe sie mit der Reitpeitsche gehauen — sie sprach doch nicht. Und es fing schon ganz zeitig an. Wie sie so'n Bepo war, drei Käse hoch, da setzte sie sich auf den Fußboden, wenn man ihr nicht den Willen gethan hatte, und stand stundenlang nicht wieder auf. ‚Ich bin angewachsen,‘ sagte sie — —

Als der Maler nach Haus gekommen war, fand er eine Karte vor von Rittmeister von Vogelsang, der mit Bleistift darauf geschrieben, daß er nach Berlin kommandiert worden sei als Adjutant des Militärveterinärwesens.

Sie hatten jetzt niemals mehr jemanden bei sich gesehen. Vera brauchte es nicht, sie war ja fort, und Niki hätte sich geschämt, einem fremden Auge zu zeigen, wie sie mit einander lebten. Nur der General war einmal zu Tisch gekommen mit Ewalds. Aber da war wieder die junge Frau die Liebenswürdigkeit und Heiterkeit selbst und spielte den

anderen eine Komödie vor, daß Niki erschrak vor dieser Fähigkeit, sich zu verstellen.

Die Verwandten blieben nicht lange. Ewald war etwas weniger steif, Marie sehr liebenswürdig. Sie hatte beim Fortgehen ihren Schwager zu einer Soirée eingeladen, die bei ihnen stattfinden sollte.

Niki sah, wie ihn sein Schwiegervater beobachtete, offenbar erwartend, daß er die Einladung annehmen sollte.

Der Maler sagte zu.

An diesem Abend blieb Vera seit langer Zeit zum erstenmal zu Haus. Er saß drüben einsam in seinem Atelier und blätterte in alten Entwürfen. Er wollte sich allerlei heraussuchen und zusammenstellen zu einem neuen Werk. Er mußte Geld verdienen. Die verkauften Studien hatten zwar eine hübsche Summe eingebracht, aber sie ging schon wieder auf die Neige: die Miete, Weihnachten, der Haushalt und Veras Geldforderungen hatten sie beinahe erschöpft. Er wollte nicht knauserig scheinen, damit sie keinen Angriffspunkt fände, und hatte ihr gegeben, was sie verlangte für all die Bedürfnisse an Schneiderin, Hüten, Handschuhen, Taschengeld. Immerfort kaufte sie etwas — er sagte nichts. Immer brachte sie irgend einen Krimskrams mit, an den sie das Geld verzettelte.

Es war ihm alles gleichgültig. Eine solche Stumpfheit war über ihn gekommen, daß ihm nichts mehr Eindruck machte. Er saß in seinem Atelier und brütete über Plänen, was er malen sollte, aber eigentlich that er nichts. Es schien, als ob seine Thatkraft von ihm gegangen wäre. Er stand am Fenster und guckte in die Winterlandschaft

hinaus, dann wühlte er in den Studien, versuchte sich an einer neuen Leinewand, aber es wurde nichts, es wurde nichts.

Das einzige, was er noch that, ganz wie früher, war sein Zeichenunterricht. An diesen Abenden war er der Alte. Da erwachte er aus seiner Lethargie. Da fand er die alte Begeisterung, die alte Kraft. Diese Stunden waren sein Glück. Die Damen meinten es ja alle ehrlich mit der Kunst, unter ihnen fühlte er sich wohl. Und weil er merkte, daß ihm in seiner jetzigen Stimmung neue Werke nicht recht gelangen, weil er seine Schwäche empfand, kam er auf den Gedanken, die Anzahl der Abende zu erhöhen, an denen er Unterricht gab, und damit die Zahl seiner Schülerinnen. Das brachte wieder Geld ein. Er wollte sich schon plagen, wenn er nur dadurch die Sicherheit gewann, seine Einkünfte zu erhöhen.

Es war eine mechanische Arbeit, die ihn nicht bedrückte, während es ihn quälte, malen zu sollen ums Brot. Das war es, was ihn hinderte, was seinen Arbeiten den Wurf nahm.

Einen Studienkopf hatte er vollendet gehabt, das war aber auch jetzt das einzige. Er hatte ihn zu Schulte geschickt zum Verkauf. Aber er merkte aus diesen und jenen Urteilen, daß man auch von der Studie nichts hielt.

„N. Sandtner hat einen merkwürdig matten Studienkopf ausgestellt, der leider den Ruf des Meisters nicht erhöhen wird," lautete eine Kritik. Niki zog ihn zurück. Dort stand er in der Ecke. Er wollte keine neue Enttäuschung erleben. Man hatte die Empfindlichkeit des Malers nicht

begriffen, der sich sonst gegen jedes Urteil unzugänglich gezeigt.

Niki hatte erwartet, seine alten Freunde würden sich rühren und ihm irgend ein Lebenszeichen über den Studienkopf zukommen lassen. Nein. Sie kamen nicht, sie schrieben nicht und ließen nichts von sich hören. Aber auch er hatte sich nun lange Zeit nicht um sie gekümmert. Sie waren ihm gleichgültig, wie ihm alles gleichgültig geworden war.

Er war müde. Er fühlte sich matt. Zeitig ging er zu Bett, weil ihm alle Glieder wie abgeschlagen waren, doch als er dann in den Decken lag, floh der Schlaf seine Augen. Die Gedanken quälten und verfolgten ihn. Er sorgte sich um das Geld. Er überschlug, was sie brauchen würden bis zum ersten April. Aber dann kam ja doch gleich wieder die Miete und Veras Rechnungen . . . Er mochte gar nicht daran denken . . .

Und doch mußte es sein . . . Vielleicht brachte die Vergrößerung der Malschule genug ein . . . oder er mußte eben doch wieder Studien verkaufen . . . Aber welche nur? Welche? Es wurde ihm so schwer, sich von ihnen zu trennen. Und das Fürchterliche blieb: er konnte nicht mehr arbeiten. Das war es, was ihn marterte und gänzlich zu Boden drückte. Er, der früher über eine fast unbegrenzte Schaffenskraft geboten, leistete nichts mehr! War er denn fertig und ausgepumpt? Hatte er sich ausgegeben, daß ihm nichts mehr zu sagen blieb?

Dann dachte er wieder an Vera. Er lag hier drüben auf seinem einsamen Lager, und sie fragte nicht einmal nach ihm. Sie wollte nicht nachgeben. Und doch konnte

er nach allem, was sie ihm gesagt, nicht wieder den Anfang machen. Er hätte gemeint, sich selber verachten zu sollen bei dem Gedanken. Aber wenn sie zu ihm gekommen wäre — nur eines Wortes hätte es bedurft, und alles wäre vergeben und vergessen gewesen.

Aber Vera kam nicht.

Und das marterte ihn von früh bis abends. Er lauerte auf das Wort der Versöhnung — sie sprach es nicht. Manchmal glaubte er bei irgend einer Gelegenheit, nun würde es fallen — es kam nicht. Sie schwieg, sie blieb starr und steif.

Er konnte oft ihre Ruhe, ihre Sicherheit nicht fassen, wie sie unbefangen that, als wäre niemals etwas zwischen ihnen geschehen, als besäße sie kein Gefühl, als sei sie ein Marmorblock, kalt und regungslos. Er machte sich Gedanken und Vorwürfe, was er nur eigentlich alles verfehlt habe, daß es so hatte kommen müssen. Warum es ihn getroffen, ihn, den Künstler, der Glück brauchte zum Schaffen Ruhe, Frieden, Gleichgewicht. Er war nun einmal so angelegt, daß er dieses Glückes bedurfte wie die Sonne, um leben und atmen und arbeiten zu können.

Es mußte wiederkehren, sie mußte zu ihm kommen — aber sie kam nicht.

Über diesem Warten verlor er seine Kraft . . .

Da ging er daran, wieder Studien zu verkaufen. Diesmal verschleuderte er sie beinahe. Der Kunsthändler spürte, was vor sich ging, und machte danach sein Gebot. Niki gab sie hin: er mußte.

Nur ein Bestreben hatte er noch bei diesem Leid, die

Mutter nichts merken zu lassen. Sie kam nie mehr zu ihnen. Vera suchte sie nicht auf, machte nie den Vorschlag, die alte Frau einzuladen. Es schien, als lebte sie nicht mehr für sie. Und das kränkte Niki besonders tief. In der Mutter fühlte er sich mehr getroffen, als wenn sie ihn selbst beleidigt hätte. Aber er konnte der Mutter auch nicht zureden, zu kommen. So fuhr er denn hinaus zu ihr nach Schöneberg.

Dort saß er still bei ihr, wortkarg und verträumt. Sie fragte nicht danach, was dem Sohne fehle. Er kam und küßte sie auf die Stirn, nahm Platz und schwieg. Ab und zu einmal zwang er sich zu irgend einer Frage, wie es ihr ginge, ob die Blumen gut fortkämen wie der Kanarienvogel, der krank gewesen, den Winter überstände, ob er ihr irgend etwas besorgen dürfe? Dann ging er beinahe ohne ein Wort. Und er schritt nicht mehr elastisch wie früher, er schlich gebeugt.

Auch sein Anzug war nicht mehr so sorgfältig wie sonst. Sein Äußeres war ihm ja ganz gleichgültig geworden.

Einmal nachmittags, als Niki im Atelier saß und las, nachdem er seine Arbeit in die Ecke geschleudert hatte, trat plötzlich Vera ein. Das war etwas so Außergewöhnliches, daß Niki schon meinte, sie käme zur Aussprache. Aber sie blickte sich nur flüchtig um, und als sie gewahrte, daß er las, warf sie einen kurzen Blick auf das Buch, mit einem lächelnden Zuge um den Mund, der so viel hieß als: Ach, ich denke, du arbeitest hier in der Zurückgezogenheit und Weltflucht, und Monsieur liest einfach amüsante Geschichten!

Niki hatte es bemerkt und fragte kurz:

— Wünschest du etwas?

— Allerdings.

— Nun?

— Ich wollte etwas besprechen.

— Und zwar?

— Gleich . . .

Sein Ton wurde kälter mit jeder Antwort, die sie gab.

Vera fuhr fort:

— Du weißt, daß uns Franz Vogelsang einen Besuch gemacht hat. Er ist jetzt hier kommandiert.

— So?

— Ja, wir werden ihn einladen müssen.

— So?

— Dabei ist mir etwas eingefallen, was ich dir schon längst einmal habe sagen wollen. Wenn wir Leute bei uns sehen wollen, ist es höchst unangenehm, keinen Diener zu haben. Die Mädchen können das nicht so gut besorgen, und ein Diener ist überhaupt viel anständigeres. In jedem gut gehaltenen Hause ist ein Diener. Ich habe es von Anfang an eigentlich sehr sonderbar gefunden, daß wir keinen hatten.

Niki zuckte die Achseln:

— Jeder nach seinen Verhältnissen. Für uns ist ein Diener unnötiger Luxus. Lohn, Ansprüche, Livree, alles ist wesentlich teurer als bei einem Mädchen, das außerdem, da du keine Jungfer hast, viel nützlicher ist.

Vera biß sich auf die Lippen:

— Das Mädchen behalte ich selbstverständlich außerdem.

— Außer wem?

— Außer dem Diener.

— Wir brauchen aber keinen Diener.

— Bitte, du vielleicht nicht, aber ich.

— Wozu brauchst du einen Diener?

— Er soll mich abholen aus dem Theater, oder wenn ich bei Ewalds bin, bei Mimmi, bei . . . kurzum . . . ich will einen Diener haben . . .

— Ein Mädchen thut dasselbe.

Sie trat ungeduldig hin und her. Immer lauter hatte sie gesprochen, nun rief sie:

— Nein . . . nein . . . nein . . . ein Mädchen halten sich die Spießbürger. In anständigen Häusern giebt es einen Diener. Aber es ist ja allerdings Unsinn von mir, mit dir über so etwas zu reden, denn du kommst ja nie heraus, also wirst du auch wohl nicht beurteilen können, welche Leute einen Diener halten. Das habe ich ganz vergessen!

Nikis Erregung wuchs, aber er beherrschte sich noch und sagte bloß entschieden:

— Wir haben kein Geld, einen Diener zu halten — damit basta.

Da ward sie erregt. Ihre Augen leuchteten, ihre Züge nahmen einen scharfen Ausdruck an, und sie schleuderte heraus:

— Kein Geld? So sorge für Geld. Dazu ist der Mann doch da. Ein Mann, der nicht einmal etwas verdienen kann — pfui!

Er maß sie beinahe verächtlich mit den Blicken. Doch sie fürchtete, zu viel gesagt zu haben, wollte einlenken und

meinte nun mit einem Lächeln, in dem Überhebung war, Mitleid, und versteckte Bosheit:

— Vielleicht mußt du dich ausruhen!

— Ausruhen?

— Ja, du bist vielleicht müde.

Er stutzte:

— Wie kommst du darauf?

— Ewalds sagten es neulich.

— Ewald? Bah . . .

— Sie hatten eine Kritik da über dich . . .

Jetzt wurde er aufmerksam und wollte wissen, was für eine Kritik das gewesen wäre? Ewald hätte sie vorgelesen, wo sie gestanden, wisse sie nicht mehr. In irgend einer Zeitung. Wie sie gelautet hätte?

Vera suchte eine möglichst gleichgültige Miene anzunehmen. Sie sprach die Sätze, einen nach dem anderen, aber that dabei, als ob sie sich des Wortlautes nicht ganz genau entsinnen könne:

— „Leider bedeuten die letzten Bilder einen sichtlichen Rückschritt. Der Künstler scheint müde zu sein. Ein müdes Auge, eine müde Hand hat hier eine nur mäßige Leistung hervorgebracht."

Niki hatte zugehört, ohne mit der Wimper zu zucken. Die beiden standen sich regungslos gegenüber. Es arbeitete in ihm. All das stille Leid, die Qual der Wochen und Monate drängte sich in ihm zusammen, peinigte ihn und rang nach einem Ausbruch. Also seine Schande stand gedruckt, und die anderen, jeder Mensch, Ewald konnte es lesen. Das überwältigte ihn so sehr, daß ihn Atemnot

ankam, ihm das Blut zum Hirn und Herzen schoß und er wie taumelnd nach der Stuhllehne griff.

Vera sah seinen Zustand. Sie war noch empört darüber, daß er ihr die Bitte wegen des Dieners abgeschlagen. Nun fühlte sie einen leisen Triumph, daß ihre Worte „gesessen", und fragte spöttisch, indem ihre Nasenflügel bebten:

— Ich denke, Kritiken sind dir ganz einerlei?

Er faßte noch nicht gleich den Ton, der in ihrer Frage lag. Es arbeitete und wühlte noch zu sehr in ihm. Seine Augen hatten sich gerötet, er schluckte schwer, nestelte an seiner Uhrkette herum und rang mit sich um die Antwort. Das war das erste und einzige Mal, daß seine Frau sich um seine Kunst gekümmert, um ihm das zu sagen!

Eine namenlose Wut ergriff ihn, es zuckte ihm in den Fingern, auf sie loszustürzen, sie zu packen und sie zu schütteln, zu schütteln, daß ihr der Atem ausginge, damit sie solches nicht mehr sagen könnte. Aber er durfte sich nicht an ihr vergreifen. Er wollte sie nicht berühren. Er, mit dem sie keine Gemeinschaft der Seele mehr verband, wollte auch keine Berührung. Seine Arme sanken herab. Er fühlte sich unendlich gedemütigt, unsäglich unglücklich, gebrochen, matt und vernichtet.

Da sagte sie ganz ruhig, im Tone des Erbarmens, aus dem aber doch etwas klang, wie der Sieger zum Überwundenen spricht, dessen Kraft er gebrochen:

— Du bist müde! Du solltest dich ausruhen!

Aber kaum waren die Worte über ihre Lippen, als er Sinn und Ton begriffen hatte. Der Mann bäumte sich in ihm auf. Das Blut stieg ihm zu Kopf, er hob drohend

die Hand, streckte sie gegen Vera aus und rief mit donnernder Stimme:

— Teufel! Giftige Schlange! Hinaus aus meiner Werkstatt!

Sie wich vor Stimme, Blick und Arm zurück. Das Weib in ihr fürchtete, er möchte sie angreifen. Sie ging.

Niki schloß hinter ihr ab, und als er allein war im Atelier, fiel er auf die Kniee nieder und versteckte sein Antlitz in den Händen.

24.

Um sein Versprechen einzulösen, begleitete Niki seine Frau zur Soiree bei Ewalds.

Sie sprachen unterwegs in der Droschke kein Wort. Jedes saß in seine Ecke gelehnt, unbeweglich. Es war Niki zu Sinn, als ginge er zu etwas Fürchterlichem, als müßte er sich in die Gesellschaft von Leuten begeben, die eine Sprache redeten, die er nicht verstand.

Als sie eintraten, war fast noch niemand da außer Mimmi von Tiegel und Rittmeister von Vogelsang. Der ging sofort seiner Cousine entgegen, ihr die Hand zu küssen. Er ließ wohlgefällig sein Auge auf der hübschen jungen Frau ruhen, und sie sprach sofort eifrig mit ihrem Vetter, während Niki in einer Ecke stehen blieb und

zusah, wie einer der Eingeladenen nach dem anderen erschien.

Es war eine große Gesellschaft geladen. Der Maler kannte so gut wie keinen Menschen, nur einen Geheimrat von seinem Schwiegervater her, einige Offiziere und zwei oder drei Damen.

Ewald schien glücklich zu sein, den Hausherrn zu spielen. Er befand sich ganz in seinem Fahrwasser, lief von einem zum andern mit lächelndem Gesicht, um allen Leuten die gleichen Schmeicheleien an den Kopf zu werfen. Er dienerte und verbeugte sich, küßte den Damen die Hand und sagte ihnen Artigkeiten. Dann stand er wieder ein paar Augenblicke in der Mitte des Salons unter dem Kronleuchter, schaute sich befriedigt lächelnd um und überlegte, wen er mit einer Anrede beglücken sollte, wem er ein zweites und drittes Mal einige seiner Redensarten verabfolgen müßte oder doch könnte, wo er guten Eindruck machen möchte.

Niki hörte, wie er einer Dame sagte:

— Sehen Sie, gnädigste Frau, daß Sie noch gekommen sind, das macht uns eigentlich heute abend die größte Freude. Nur Sie sollten nicht absagen.

Der Maler ließ sich von Marie vorstellen und dabei ward er Zeuge, wie Ewald einer anderen Dame erklärte:

— Gnädige Frau, ich habe meiner Frau schon gesagt, daß wir zwar allerlei Leute einladen müßten, daß es uns aber im Grunde doch nur auf Sie ankäme.

Und der Zufall wollte es, daß ihm Ewalds Stimme, als es zum Buffet ging, von hinten in die Ohren klang:

— Endlich einmal sehen wir Sie bei uns.

Niki mußte lächeln.

Während die Herren die Speisen aussuchten und die Teller füllten, kam Rittmeister von Vogelsang in Nikis Nähe, klopfte ihm auf die Schulter und sprach:

— Na, mein alter Niki, ich habe euch neulich einen Besuch versetzt, aber du scheinst gar nicht auf mich zu zeichnen! Hast du mich denn nur ganz vergessen? Übrigens haben wir uns höllisch lange nicht gesehen!

— Du warst nicht in Berlin . . . und sei nicht böse, wenn ich mich noch nicht um dich gekümmert habe . . . ich mache eigentlich keine Besuche, niemals — aber du kannst doch so kommen. — Ich dächte zwischen uns bedürfte es keiner besonderen Einladung . . . Wir alten Freunde von Olims Zeiten . . .

— Eigentlich erst von Paris!

— Ja, von Paris! — antwortete Niki, indem ein freudiger Zug über sein Antlitz ging. Der große Offizier strich sich den Schnurrbart in die Höhe und meinte lächelnd, mit einem Ausdruck, als dächte er vergangener Zeiten:

— War das nicht schön?

— Ja, schön war's!

— Möchtest du wieder 'n kleiner Maler in Paris sein?

Niki antwortete nachdenklich:

— Sofort.

— Ohne Namen, ohne Ruhm? Du würdest das alles dran geben?

— Jeden Augenblick.

— Du bist ja so berühmt . . . daß ich schon so und so oft darauf angeredet worden bin, ob du nicht mein Vetter geworden wärest.

Der Maler entgegnete bitter:

— Berühmt? Was nützt das! Und wenn ich es wirklich wäre, glaubst du, daß das einen Mensch glücklich machen kann?

Vogelsang sann nach:

— O ja! Doch! Wenn ich zum Beispiel wüßte, daß ich der beste Reiter wäre in der Armee, das würde mich doch glücklich machen. Unbedingt. Das giebt doch ein gewisses Ansehen. Man muß sich doch selbst ganz eigen dabei vorkommen.

Aber Niki sah ihn starr an:

— Ich finde, das macht nicht glücklich. Was die Menschen von einem halten, ist gleichgültig. Sie sind so wetterwendisch. Laune — Mode. Einmal gilt dieses, ein andermal das. Heute dieser, morgen jener. Den wirklichen Wert können nur so wenige beurteilen. Und was hat man denn von der sogenannten Berühmtheit? Daß auf der Straße oder im Theater, oder sonst wo, ein=mal einer seinem Nachbar die große Mitteilung macht: ‚Das ist der Mann oder jener?‘ Pah, was nützt das? Höchstens, daß noch der andere in Verlegenheit gerät, weil er nicht weiß, wer eigentlich die Berühmtheit sein soll. Er blickt hinüber und macht verständnisvoll: ‚Ah, ah so‘. Und in Wirklichkeit ist er im Zweifel, ob er einen erfolg=reichen Cirkusdirektor vor sich hat, einen bekannten Bör=sianer, einen Mann, der im Reichstage seit dreißig Jahren

jede Session einige Reden ‚gegen‘ hält oder ‚für‘. Die sogenannte Berühmtheit an und für sich macht wohl nur solche glücklich, die wie Sänger oder Schauspieler ihren eignen Körper vor das Publikum bringen müssen. Für die ist das alles auch erklärlich . . . aber für andere . . .

— Du bist bitter . . . — antwortete der Rittmeister, und Niki gab zurück:

— Ich habe Grund dazu . . .

— Nimm mir's nicht übel, aber was sollen denn dann andere sagen! Du hast denn doch schließlich alles, was der Mensch zum Glücke braucht: eine reizende, hübsche Frau, Erfolge über Erfolge, Geld in Hülle und Fülle . . .

Nikis Züge nahmen einen starren Ausdruck an, aber der Rittmeister merkte es nicht, denn er wurde in diesem Augenblick von einem älteren Herrn angesprochen, dem er sich nun ganz widmete. Jener warf einigemal einen Seitenblick auf Niki, dann fragte er Vogelsang gedämpft, aber so, daß es der Maler trotzdem verstehen konnte:

— Sagen Sie mal, Herr von Vogelsang, wer ist denn der Herr, mit dem Sie eben sprachen?

— Mein Vetter Sandtner . . . Er hat eine Cousine von mir geheiratet . . .

— Ach, die Schwester unseres Wirtes?

— Jawohl.

— Sandtner? Was ist er denn?

— Der berühmte Maler . . .

— Maler? So . . . hm . . . Hab' ich nie was von gehört . . .

Der alte Herr schüttelte den Kopf. Niki stand auf,

seinen Teller beiseite zu stellen. Er begann hier und da ein Gespräch. Er bemühte sich, liebenswürdig zu sein, aber er mußte sich quälen, ein Thema zu finden. Was er hätte reden wollen, erschien ihm so unsäglich thöricht und albern, daß er meinte, sich selber leid zu thun, wenn er solchen Unsinn sprach. Darum schwieg er und blieb schließlich in einer Ecke stehen. Er war ja doch überflüssig hier. Was ihn beschäftigte, das verstanden diese Leute nicht einmal. Wenn er von den künstlerischen Fragen begonnen hätte, die ihm die wichtigsten dünkten, sie hätten wahrscheinlich den Kopf geschüttelt. Und er wiederum begriff sie nicht, denn ihm fehlte die Leichtigkeit, über nichts eine Viertelstunde zu sprechen. Was sie für wichtig und interessant hielten, erschien ihm geisttötend.

Schon die Unterhaltung mit seinem Schwiegervater war schwierig, doch da gab es wenigstens noch hundert Dinge, die sie miteinander verbanden: die ganzen Interessen der Familie. Hier aber fühlte er sich gänzlich ohnmächtig.

Ab und zu wechselte er einmal mit diesem oder jenem ein Wort. Er wurde angesprochen. Die Menschen besaßen Lebensart und ließen niemand so in der Ecke stehen. Doch er war immer glücklich, wenn das vorüberging. Er kannte die Leute nicht, er wußte nicht, wer „Heini“ war oder „Titchen“, wer „Line Serkowitz“ sein sollte oder „Excellenz Graff“. Das setzten die anderen als selbstverständlich voraus. Sie konnten sich aus ihren Kreisen nun einmal nicht herausfinden und bildeten sich ein, jeden andern müsse es höchlichst interessieren, daß „Käthe Reppien“ sich wohl mit „Erich Engelow“ verloben werde.

Wie immer bei derartigen Festen, endigte es mit Tanz. Irgend jemand schlug es vor, warf nur so die Bemerkung hin, und sofort waren die jungen Leute auch Feuer und Flamme dafür. Es fanden sich welche, die Klavier spielten, und ein Walzer klang.

Vera eröffnete ihn mit Vogelsang. Sie tanzte ununterbrochen, hatte hochrote Wangen bekommen und unterhielt sich königlich. Sie lachte und war so ausgelassen, wie sie Niki noch niemals gesehen. Erstaunt blickte er sie an, wie sie von einem Arm in den anderen flog, wie sie scherzte und herumsprang, wie ihr Gesicht, das er nur noch finster und mürrisch sah, strahlte vor Lust und Laune.

Sie achtete seiner nicht. Keinen Blick warf sie zu ihm. Er schien für sie nicht da zu sein.

Da fing ihre Freude an ihn zu ärgern. Er verstand nicht, weshalb sie so lustig war und empfand in ihrem Wesen eine Nichtachtung. Er war nicht vorhanden für sie. Das ärgerte ihn. Menschliche Schwäche und Kleinlichkeit gewannen die Oberhand in seinem Herzen, und es durchzuckte ihn, zu ihr zu gehen, das brutale Recht des Mannes auszuüben, ihr zu befehlen, das Fest zu verlassen!

Wenn sie sich nun geweigert hätte?

Es überkam ihn eine Wollust des Gedankens, zu siegen, der Stärkere zu sein; ihr zu sagen, er sei der Mann, sie habe ihm zu gehorchen; sie müsse! Er gefiel sich darin und beobachtete sie nun immer mit dem Hintergedanken, was sie wohl thäte, wenn er es ihr jetzt sagte.

Aber er konnte doch keinen Skandal hervorrufen. Er war auch überzeugt, daß alle anderen Partei gegen ihn

ergreifen würden. Er wäre dann der Tyrann gewesen, der seiner armen Frau nicht einmal das unschuldigste, kleinste Vergnügen gönnte. Das hätte eine Niederlage bedeutet . . .

Jetzt kam sie wieder an ihm vorüber in Franz Vogelsangs Arm. Sie wiegte sich, sie hatte ein glücklich sattes, müdes, mattes Lächeln auf den Lippen, das ihn ärgerte. Und nun blieb sie mit dem Rittmeister durch Zufall gerade neben ihrem Manne stehen.

Sie himmelte Vogelsang an, wie Niki schien, und der Rittmeister fragte:

— Du tanzest wohl furchtbar gern?

— Für mein Leben gern. Ich könnte den ganzen Tag tanzen.

Da plagte den Maler der Gedanke, ihr in unedler Rache zu vergelten, daß sie ihn klein gemacht, gehöhnt, überwunden hatte mit ihrem Wunsche, er möge sich ausruhen, da er, wie es in der Kritik geheißen, müde geworden sei. Nun wollte er sie beugen und ärgern. Eine Kraftprobe sollte es sein. Und er wandte sich zu ihr:

— Aber für heute hast du genug getanzt. Wir wollen gehen!

Sie fuhr herum. Sie ahnte nicht, daß er hinter ihr gestanden hatte:

— Was? Du.

— Ja. Ich. Wir werden gehen!

Sie höhnte:

— Geh doch, wenn es dir beliebt.

— Ja, das thue ich auch. Also komm!

— Fällt mir nicht ein.

— Ich sage dir, ich gehe, und du wirst mitkommen.

Doch sie trotzte weiter:

— Du kannst ja gehen. Ich bleibe.

Rittmeister von Vogelsang wußte nicht recht, wie er sich benehmen sollte. Als unfreiwilliger Zeuge mochte er nicht hineinreden, und er fand auch, die Sache ginge ihn eigentlich nichts an. Doch als Niki nun scharf antwortete:

— Vera, du hast zu gehorchen!

Da wandte er ein:

— Niki, die ganze Geschichte wird ja überhaupt bald aus sein.

— Das ist mir ganz gleich, wir werden jetzt gehen!

Sie hatten scharf und laut gesprochen, so daß man rundum begann, auf sie aufmerksam zu werden. Der Rittmeister trat zur Seite. Dadurch standen sich die Gatten allein gegenüber.

Niki fragte noch einmal:

— Wirst du jetzt mitkommen?

— Nein.

— Du verweigerst mir den Gehorsam?

Vera blies verächtlich die Luft durch die Lippen:

— Ich habe dir überhaupt nicht zu gehorchen! Da müßte ein anderer kommen, als du. Denn du hast ja überhaupt keine Energie. Nicht mal arbeiten kannst du mehr ordentlich. Müde. Kaput. Unfähig. Und du willst mir befehlen? . . .

Ewald hatte bemerkt, daß zwischen seiner Schwester und ihrem Manne irgend etwas Unangenehmes vorging. Des-

halb lief er mit Marie sofort herum, und forderte seine Gäste auf, zu tanzen, damit der Zwischenfall in Lärm und Bewegung möglichst unauffällig vorübergehen sollte. Er ließ schnell den angefangenen Galopp herunter rasen, daß niemand in dem Drehen und Jagen zu Vernunft und Nachdenken kommen sollte.

Dazu hatten sich der Generalleutnant und Mimmi von Tiegel vor die streitenden Gatten gestellt. Der General sagte ernst:

— Kinder, das könnt ihr bei anderer Gelegenheit abmachen!

Vera wendete sich sofort ihrem Vater zu:

— Papa, er ist gemein gegen mich!

Niki aber erklärte mit vor Erregung bebender Stimme:

— Die Sache ist kurz die, daß ich gesagt habe: wir werden nach Haus gehen — Vera sagt nein. Es ist mir äußerst peinlich, hier eine Szene zu verursachen, aber ich verlange, daß sie gehorcht.

Der Generalleutnant antwortete:

— Du hast durchaus recht, lieber Sohn. Sie hat sich dir zu fügen. Eine andere Frage ist die, ob es gerade heute abend der richtige Moment ist, ihren Willen zu brechen. Vielleicht hättest du so einen Versuch bei passenderer Gelegenheit anstellen können! Jetzt jedenfalls, wo schon so wie so die ganze Gesellschaft aufmerksam geworden ist, kannst du unmöglich verlangen, daß sie geht.

Aber Niki meinte fest:

— Ich muß es verlangen!

Er wollte nicht nachgeben. Er fand, er dürfe es

nicht. Mochten sich Ewalds thörichte Gäste dabei denken, was sie wollten. Das war ihm ganz gleichgültig. Darum wiederholte er:

— Vera, du kommst mit mir!

Nun legte sich auch Mimmi von Tiegel ins Mittel:

— Herr Sandtner, seien Sie doch vernünftig . . .

Das hätte vielleicht etwas geholfen, wenn nicht Ewald in diesem Augenblick hinzugetreten wäre. Er nahm eine seiner gezierten Stellungen an und näselte:

— Das ist ja 'ne ganz unmögliche Geschichte. Ich danke für Unannehmlichkeiten in meinem Hause. Solche peinliche Szenen . . . ich denke doch die Rücksicht auf uns . . .

Diesem Menschen gegenüber gab es kein Nachgeben. Die Röte stieg Niki in die Wangen, und er sprach zu seinem Schwager:

— Ich brauche keinen Ratschlag von deiner Seite, ich weiß, was ich zu thun und zu lassen habe.

— Das scheint mir nicht so, — antwortete achselzuckend Ewald, indem er sich ängstlich umblickte, ob auch die Szene nicht zu viel Aufmerksamkeit errege. Niki entgegnete heftig:

— Was dir scheint oder nicht scheint, ist mir gleichgültig. Aber da du mich nicht zu verstehen scheinst, werde ich deutlicher reden müssen, und sage dir hiermit, daß ich mir jede Einmischung von deiner Seite in meine Angelegenheiten ein für allemal verbitte!

Eine solche Gereiztheit, Wut, Erbitterung war über den Maler gekommen, daß ihn ein Zittern befiel und seine

Unterlippe im Krampfe zuckte. Das ganze Zimmer drehte sich um ihn im Kreise. Er fühlte sich so gebeugt, gedemütigt, zermorscht und nervös, so herunter in Haltung und Selbstgefühl, so geknickt im Wollen, gebrochen in der Kraft, unglücklich, empört, beleidigt, zum Äußersten getrieben, daß er sich am liebsten auf seinen Schwager gestürzt hätte, ihn zu Boden zu schlagen. Und daneben stand Vera, steif, höhnisch, blaß vor Wut neben ihrem Bruder, als gehöre sie gar nicht zu ihrem Manne, sondern als stelle sie sich dorthin, wohin sie eigentlich hinpaßte, unter die Develhorsts, von denen sie bloß ein unseliger Zufall diesem reizbaren müden Farbenklexer in die Arme getrieben hatte.

Der General wußte gar nicht, wie das nur gekommen war. Er hatte kaum gemerkt, wie die Spannung zwischen Niki und Vera allmählich zugenommen hatte, wie seines Sohnes Stellung zu seinem Schwiegersohne war. Nun stand er ganz erstarrt und begriff nicht, was da eigentlich vor sich ging zwischen seinen Kindern.

Er wollte Frieden stiften und schob Vera durch die Thür in das Nebenzimmer. Niki ging hinterdrein. Ewald blieb zurück. Der Ausdruck höchster Entschlossenheit auf Nikis Gesicht hatte ihn stutzig gemacht. Bei solch einem bodenlos heftigen Menschen konnte man ja gar nicht wissen, wozu der sich etwa noch hinreißen ließ!

Daß die anderen Eingeladenen nun noch aufmerksam geworden, war gar nicht zu verhindern gewesen. Jetzt galt es nur noch, den schlechten Eindruck zu verwischen. Darum suchte er, so gut es ging, den Tanz von neuem in Gang zu bringen.

Währenddessen folgte der Generalleutnant Vera und Niki ins Nebenzimmer:

— Schockschwerebrett, was habt ihr denn nur? — fragte er ganz außer sich. Vera behielt ihre spöttische Miene. Aber es wurde ihr schwer, so kochte in ihr die Wut. Sie sagte so ruhig als möglich, aber doch mit bebender Stimme:

— So lasse ich mich nicht behandeln!

— Und ich nicht mich! — antwortete Niki sofort. Der General warf dazwischen:

— Sie hat dir doch jetzt nichts gethan!

— Aber ... du weißt nicht, was vorher gewesen ist.

— Gehorchen soll sie . . . da gebe ich dir ganz Recht . . .

Und er versuchte, seiner Tochter zuzureden, sie möchte nun, ob im Grunde dieser recht habe, oder jener, mit ihrem Manne gehen. Es wäre viel besser, sie verschwänden ganz still, denn die Sache sei doch schon genug bemerkt worden. Als Vera sich aber weigerte, brachte das den alten Herrn zum Aufbrausen:

— Du hast deinem Manne zu folgen. So befehle es ihr doch, Niki!

— Er hat mir nichts zu befehlen, Papa!

— Doch! Das wollen wir mal sehen.

Aber Niki sagte, er hätte es ihr schon befohlen. Er brauche es nicht zu wiederholen. Er that nicht, als stünde seine Frau neben ihm, sondern streckte seinem Schwiegervater die Hand entgegen:

— Gute Nacht, Papa. Es thut mir leid, wenn ich

dir einen peinlichen Augenblick bereitet habe, und ich bitte dich um Entschuldigung. Sei mir nicht böse!

Der General gab ihm die Rechte:

— Ich kann mich nicht in euere Angelegenheiten mischen. Macht das untereinander ab, nur — darum darf ich wohl gebeten haben — nicht hier.

Damit verschwand er ins Nebenzimmer, und Niki blieb mit seiner Frau stehen. Es war ein Umschlag in seiner Stimmung eingetreten. Er fühlte sich so angeekelt von diesem Abend, daß sein Zorn verflogen war und er nur noch eine Sehnsucht empfand, fortzugehen. Alles war ihm gleichgültig. Ob Vera jetzt mit ihm kam, ob er seinen Willen durchsetzte oder nicht, berührte ihn kaum. Er wollte nur noch eines haben — Ruhe.

Wenn er jetzt mit ihr gegangen wäre, so sah er voraus, daß der Streit auf dem Heimwege im Wagen wieder beginnen müßte. Dann säße er an ihrer Seite, eng, sie unwillkürlich streifend — das empfand er wie körperliches Unbehagen. Alle Schönheit dünkte ihm von ihr gewichen, er sah in ihren Zügen nur noch die Leidenschaft ihre Furchen graben, er spürte in ihr nichts mehr von der Rasse, dem Formenreiz, der einst sein Malerauge entzückt — er erblickte in dieser Frau nur noch das wilde Tier, das Lust hatte, ihn zu zerfleischen, seine Peinigerin, die ihm Ruhe, Glück und Schöpferkraft stahl.

Darum richtete er kein Wort an sie, sondern wnadte sich um, ließ sie stehen und ging.

Vera stampfte mit dem Fuße auf, als die Thür sich geschlossen. Sie fingerte an ihrem Kleide, fuhr sich ins

Haar, warf sich in einen Stuhl und starrte ihm mit großen Augen nach. Ihre Lippen zuckten, sie biß auf ihr Taschentuch. Empört war sie, daß er sie derartig bloßgestellt, daß sie zum Gespött der Leute werden sollte, zum Gespräch in der ganzen Gesellschaft. Sie schämte sich ihres Mannes. Er beleidigte ihr Gefühl. Er knechtete sie, er wollte ihr kein Vergnügen gönnen. Keinem ihrer Mädchenträume hatte er Erfüllung gebracht, dieser Mann, der die Frau offenbar ansah als gutes, geduldiges Haustier, das ihm nur die Suppe kochen und hübsch zu Hause bleiben sollte.

Was war er denn? Was bedeutete er? Wie hatte sie sich nur überrumpeln lassen können von ihm, Frau Sandtner zu werden und damit basta! Viele in der Gesellschaft wußten gar nichts von ihm. Sie hatte doch geglaubt, er würde einmal eine Rolle spielen und sie mit ihm. Sie als die Frau des berühmten Malers.

Aber sie hatte sich bethören lassen, nichts war an ihm, nichts. Kein Hahn krähte nach ihm. Er zeigte sich nicht. Er wurde nicht gesehen. Man kannte ihn nicht. Und dazu hinderte er sie noch, dort zu verkehren und sich wohl zu fühlen, wohin sie gehörte. Herabziehen wollte er sie.

Diese Mutter sollte sie lieben, an der er so hing, diese langweilige, philiströse alte Posträtin, die bloß für ihren Sohn besorgt war! Immer für den Sohn allein! Und Schmutzschoner hatte die Alte auf den Möbeln. Pfui Teufel, wie gemein!

War sie denn blind gewesen, in solche Verhältnisse zu treten?

Eines hatte sie wenigstens erwartet: Glänzend leben zu können! Solch ein Künstler mußte doch viel verdienen! Aber er arbeitete ja nicht. Er verkaufte nicht. Er verdiente nichts. Sein Ruhm . . . erlosch . . . ging bergab. Er hatte sich schon ausgegeben. Er war müde und stumpf. Die Kritiker sagten es ja. Man hielt nichts mehr von ihm. Lächerlich.

Und der wollte sie knechten? Der wollte sie hindern, sich ein bißchen zu unterhalten?

Wenn er sich nur noch durch die Malschule erhielt, wo blieb dann der Ruhm? Dann war sie bald nichts anderes mehr, als die Frau eines gewöhnlichen Zeichenlehrers. Und dazu hatte sie ihn wahrhaftig nicht genommen.

Er hatte sie nervös und reizbar gemacht. Aber dafür hatte sie ihm ihre Überlegenheit gezeigt und ihn gedemütigt, und daß er sie hier bloßstellte und anherrschte wie ein Sklavenhalter, dafür würde sie schon Vergeltung finden.

Diesen Abend vergab sie ihm nie.

— Du bist noch hier? — fragte Mimmi von Tiegel, indem sie die Thür öffnete. Vera stand auf:

— Sind noch Fremde da?

— Nein, alles ist gegangen.

— Und Papa?

— Dein Vater ist auch gegangen. Er meinte, ihr wäret fort.

— Mein Mann, ja . . . er hat mir ja zuerst ‚befohlen‘, mitzukommen, und jetzt hat er geruht, mich stehen zu lassen. Kannst du so etwas begreifen?

Mimmi von Tiegel meinte nachdenklich ausweichend:

— Hm .... er war sehr aufgeregt.

Vera blickte sie an:

— Ja ... allerdings ... seltsam aufgeregt ...

Nun kamen Ewald und Marie herein. Ewald zog bedenklich die Augenbrauen in die Höhe:

— Weißt du, liebe Vera, offen gestanden, weiß ich gar nicht recht, was ich von deinem Mann denken soll. ..... Ich kann mir das doch eigentlich nicht gut so ruhig gefallen lassen. Er fängt hier Krakeel an ... die Gäste laufen mir fort ... jeder hat irgend einen Grund, zu gehen. Keine Stimmung kam mehr auf. Es war wirklich, als ob der Blitz in die ganze Gesellschaft gefahren wäre. Soll ich mir das ruhig gefallen lassen, daß so ein Störenfried in unsere Familie einbricht, der im Grunde genommen wirklich gar nicht hinein gehört ...

Rittmeister von Vogelsang, der neben Mimmi als einziger dageblieben war, meinte:

— Na, Ewald, er ist doch der Mann deiner Schwester ...

— Laß Ewald sprechen. Er hat ganz recht, — warf Vera dazwischen, und Ewald fuhr achselzuckend fort:

— Es giebt für sein Benehmen nur eine Erklärung: er muß nervös überreizt sein.

Das griff Vera auf, und weil noch immer die Wut in ihr kochte, rief sie:

— Nervös überreizt sagst du? Verrückt ist er ...

Die anderen schwiegen; nur Ewalds Frau schüttelte den Kopf, doch sie sagte nichts. Mimmi wurde vom Diener abgeholt, und da die Nacht schön war, ging sie mit dem

Rittmeister zu Fuß und ließ den Bedienten folgen, während Vera nach der anderen Richtung nach Hause fuhr, von ihrem Bruder begleitet.

— Was hat der Niki eigentlich? Finden Sie nicht, daß Vera fürchterlich scharf ist? — fragte Vogelsang, während sie durch die menschenleeren Straßen gingen.

Mimmi von Tiegel antwortete nur:

— Scharf? Das ist sie immer gewesen. Nur hatte sie früher — Corpsgeist möchte ich es nennen. Ich bin ihre älteste Freundin. Absichtlich sage ich nicht beste, denn eine beste hat sie gar nicht. Das ist überhaupt keine Natur, die eine Freundin brauchte ... aber trotzdem glauben Sie, daß ich aus dieser Ehe je etwas erfahren hätte? Sogar ihrem Vater hat sie nichts verraten. Höchstens vielleicht dem Ewald. Die steckten ja immer unter einer Decke. Gut geht die Geschichte nicht mit ihrem Mann, das fühlt doch der Blinde mit dem Stocke ... Die passen auch gar nicht zu einander.

— Warum nicht? — fragte der Rittmeister in Gedanken.

— Für die paßt ein ganz anderer Mann.

— Wer?

— Einer, der Haare auf den Zähnen hat. Ein nüchterner Gesellschaftsmensch. Vielleicht ein Offizier, der keinen Widerspruch verträgt — ein Kraft- und Gewaltmensch .. der was ist, der etwas in der Gesellschaft bedeutet, und sich was einbildet.

— Hm, aber Niki ... Niki ist doch ein großer Künstler? Ich verstehe gar nichts davon, aber man hörts doch allgemein!

Mimmi von Tiegel blieb stehen. Als ihr Diener in Gedanken weitergegangen war und nun zu nahe hinter ihr stand, drehte sie sich um und sagte zu ihm in ihrer entschiedenen Art:

— Friedrich, zwanzig Schritt Abstand! Das sind fünf!

Dann wendete sie sich zum Rittmeister:

— Sehen Sie mal, Herr von Vogelsang, es kommt ganz darauf an, was für'n Künstler! Dieser Sandtner ist ein Riese in seinem Fache — das weiß jeder, der sich nur ein bißchen um Kunst gekümmert hat. Wenn Sie einen Franzosen oder x-beliebigen Ausländer nach den besten deutschen Malern fragen, so weiß der, wenn er gut unterrichtet ist, vielleicht drei bis vier Namen. Aber der Name Sandtner ist darunter. Ich sage das, um seine Stellung in der Kunstwelt zu bezeichnen. Mein Mann hat mir das gesagt, es kommt nicht von mir. Als der hörte, daß Vera den Niki Sandtner heiraten sollte, da freute er sich auf den Verkehr. Und mein Mann hat dienstlich so viel zu thun, daß er sich sonst auf Verkehr nie freut. Er besucht doch auch nur die großen Gesellschaften, die er als Unterstaatssekretär besuchen muß. Sonst bin ich ja immer allein, wo ich hingehe . . . Na, kurzum, glauben Sie denn nun, daß dieser Herr je zu uns gekommen wäre? Nie . . . Na und so'n Mann, der paßt eben nicht zu so'ner Frau wie Vera. Mein Mann macht's ja dienstlich gezwungen ähnlich, aber ich bin dafür anders wie Vera. Mit Veras Mann würde ich auskommen, sie aber mit meinem auch nicht. ‚Man will doch von der Berühmtheit oder hohen Stellung was

haben!' würde sie sagen. Vera braucht einen Mann. Und dieser Niki ist kein Mann.

Der Rittmeister machte „oh, oh," so daß Mimmi fortfuhr:

— Nein, er ist kein Mann. In seiner Kunst ist er, wie ich schon sagte, ein Riese, aber im Leben eine Null. Er vergeudet all seine latente Energie an seine Kunst, für seine Frau bleibt ihm nichts übrig.

— Aber verzeihen Sie, gnädige Frau, er hat doch eben gezeigt, daß er wahrhaftig energisch sein kann!

— Pardon, verehrter Herr von Vogelsang, das war keine Energie, das waren Nerven! Reizbarkeit! Heftigkeit! Wut!

— Pardon, gnädige Frau — stammt das von Ihnen?

— Pardon, Herr von Vogelsang — eignes geistiges Eigentum.

Sie hatten sich im Gehen bei dem jedesmaligen „Pardon" eine Verbeugung gemacht. Nun fingen sie an zu lachen. Dann setzten sie schweigend ihren Weg fort, nachdenklich in der Stille der Nacht, bis der Rittmeister plötzlich sagte:

— Gnädige Frau, ich glaube, ich hätte sie untergekriegt.

Groß, kräftig, entschieden stand er da und hatte mit der Sicherheit gesprochen, die ihm eigen war.

— Glauben Sie nicht? — fragte er noch einmal.

— Soviel ich ihren Charakter kenne — vielleicht.

— Pardon, gewiß.

— Pardon, ich gebe nur etwas auf Thatsachen . . .

— Ja, das kann ich nun freilich nicht beweisen. Heiraten kann ich sie doch nicht mehr, da sie nun mal verheiratet ist. Das hätte ich mir früher überlegen müssen. Ich habe ja im Gegenteil eigentlich das Paar zusammengebracht, indem ich meinem alten Freunde Niki bei meinem Onkel die Brücke getreten habe, obgleich mir's gar nicht so leicht wurde.

— Warum?

— Na, ich hätte sie ganz gern selbst gehabt. Ich wollte doch heiraten. Mir drohte die kleine Garnison!

Mimmi machte ein spöttisches Gesicht:

— Ach so, nur deshalb.

— Sie sind wirklich schlecht, gnädige Frau. Ich kann Ihnen aber sagen, daß ich mir's doch noch dreimal überlegt haben würde.

— Weshalb?

— Weil sie meine Cousine ist. So nahe Verwandtschaft thut nicht gut.

Da fing sie an zu lachen:

— Gott, sind Sie vorsichtig. Sehen Sie, wahrhaftig, Sie hätten für Vera gepaßt. Herr Sandtner hat sich gewiß nicht solche Spitzfindigkeiten überlegt!

— Nein, der ist mit dem Kopf voran ins Verderben gesprungen!

— Da hätten Sie ihm und Vera vielleicht einen besseren Dienst geleistet, wenn Sie Ihrem Onkel abgeredet hätten!

Der Rittmeister ging nachdenklich weiter. Nach einer Weile sagte er:

— Hoffentlich renkt sich's wieder ein.
Aber Mimmi von Tiegel gab ernst zurück:
— Ich will für beide Teile hoffen — nein.

25.

Nun begann ein Kampf zwischen Niki und Vera von früh bis abends. Ein stummes Ringen, denn seit jenem Abend sprachen sie nicht mehr miteinander.

Vera brachte täglich Besuch mit und fehlte dann zur Essensstunde. Aber sie ließ ihre Abwesenheit nicht mehr entschuldigen wie früher, sondern Niki erfuhr gar nichts. Sie fehlte eben.

Und er freute sich darüber. Er freute sich, allein zu sein. Er hätte sich gefürchtet, einen langen, öden Mittag ihr stumm gegenüber zu sitzen. Doch es blieb nicht dabei, sondern schließlich bestellte sie ihm kein Essen. Als er sich zu Tisch setzen wollte, sagte das Mädchen: Auf den Herrn sei nicht gerechnet worden, die gnädige Frau habe kein Mittagessen befohlen.

Niki ging ins Restaurant.

Am nächsten Tage wiederholte sich das. Er ging wieder fort, und als es ihm ein paar Tage darauf von neuem geschah, daß er abends nach dem Figurenzeichen weder eine Flasche Bier bekommen konnte, noch ein

Stück kaltes Fleisch oder dergleichen, da sagte er dem Mädchen:

— Ich werde nicht mehr zu Haus essen!

— Aber gnädiger Herr! — antwortete das Mädchen, ein gutes, braves Geschöpf, das, wie er gemerkt hatte, immer mit einer gewissen Bewunderung zu ihm aufsah — wahrscheinlich, weil das einfache Ding nicht begreifen konnte, wie es möglich wäre, malen zu lernen. Sie mußte ja wissen, was zwischen den Gattten vor sich ging von dem Tage ab, da er in das andere Zimmer hinüber gezogen war. Aber er mochte ihr doch nicht sein Unglück offenbaren, darum sagte er nur:

— Reden Sie nicht davon. Andere Menschen brauchen nicht zu wissen, daß ich in meinem eignen Hause nicht bleiben kann.

— Ich habe nie gegen jemand ein Wort gesagt, gnädiger Herr.

— Schon gut.

— Soll die Minna nicht Rührei machen? Ich kann doch kalten Aufschnitt holen. Ich werde recht schnell machen. In drei Minuten bin ich wieder da!

Niki schüttelte den Kopf:

— Nein, ich will gehen!

So fing er allmählich an, wie in alten Zeiten im Restaurant zu essen. Sein Frühstück machte er sich wieder selbst. Er holte den Spirituskocher hervor aus seiner Junggesellenzeit, brachte sich selbst von seinen Ausgängen Thee und Kakao mit, Eier, Butter und Brot. Die Küche war das Gebiet der Frau, da hinein wollte er sich nicht

mischen. Und bitten mochte er nicht um jeden Bissen Brot.

Er zahlte Vera das Wirtschaftsgeld aus, indem er es in verschlossenem Umschlag auf ihren Schreibtisch legte, und als er nach einigen Tagen eine Karte von ihr erhielt, auf der gekritzelt stand: „Ich brauche noch 150 Mark" — antwortete er in der gleichen Art und Weise: „Das Wirschaftsgeld ist, da eine Person weniger zu ernähren, völlig ausreichend."

Von da ab hörte jeder Verkehr auf. Niki hatte ganz seine Junggesellengewohnheiten angenommen, nur war er weniger im Atelier als früher. Bloß der Modell-Abend, der jetzt viermal wöchentlich stattfand, hielt ihn fest. Schon suchte er die Wohnung überhaupt zu fliehen. Er konnte doch nicht arbeiten, das wußte er. Es schien, als ob seine Kraft gelähmt sei, er war unfähig, einen eigenen Gedanken zu fassen. Er hatte sich an Kopien versucht, indem er eigne ältere Bilder wiederholte. Aber es wurde nichts daraus, und er schämte sich auch, in seiner künstlerischen Ohnmacht zum eigenen Plagiator zu werden.

Das Rätsel seiner Unfähigkeit hatte er gefunden: er hatte überhaupt keine Lust mehr an seiner Arbeit. Der Trieb fehlte ihm zum Schaffen. Das Bedürfnis, das ihn früher von einem Bilde zum anderen geführt, war ihm abhanden gekommen. Er hatte das Gefühl, schon ehe er seine Arbeit begann, daß sie doch nichts werden könnte, und in diesem Bewußtsein schwächten sich Mut und Fähigkeiten.

Der große Rausch des Schaffens, den er einst empfunden als das tiefste Erdenglück des Menschen, war dahin.

So blieb Niki länger und länger im Wirtshaus sitzen. Wenn er im Anfang nur seine Mahlzeiten dort eingenommen hatte, so fing er nun an, nach Tisch die Zeitungen zu lesen, und sobald er ein Blatt zu Ende gebracht, ein zweites und drittes. Eine Cigarre zündete er sich an, lehnte sich in die Ecke und begann zu sinnen; er fühlte sich so müde, so gleichgültig, so matt und abgeschlagen in den Gliedern. Es war ihm, als ob er nicht einmal mehr zu denken vermöchte. Und doch dachte er immer, immer, immer an sein Unglück. Er brütete über seine Verlassenheit. Er sah Vera vor sich, wie sie ihm bei ihrem Bruder entgegengetreten war. Dann veränderten sich ihre Züge und nahmen den höhnischen Überwinderausdruck an, als sie ihm mitleidig geraten, er sei müde und möchte sich ausruhen.

Dieses Gesicht verfolgte ihn immerfort, überall hin. Er konnte es nicht mehr loswerden.

Da meinte er seine Frau zu hassen. Ja, er haßte sie. Er empfand keine Liebe mehr für sie. Schon längst, längst nicht mehr. Nur hatte er es sich noch nicht klar genug gemacht. Aber jetzt wußte er es: er haßte sie. Er haßte ihre schleichenden Bewegungen. Er haßte sie, wenn sie auf dem Sofa lag wie eine Fürstin, keinen Finger regte, sich vom Mädchen bedienen ließ und noch einen Diener verlangte. Er haßte ihren Gang, ihre Sprache, ihr Lachen, o ihr Lachen! Er haßte diesen geschmeidigen, überschlanken Körper. Er haßte ihre oberflächliche Art, die bei allem nur eine Sekunde blieb, der alles zu viel war, die sich nicht vertiefte, die flatterhaft heute dieses wollte und morgen jenes! Er haßte die Manier, wie sie zu ihm sprach, wie sie

sich lässig dehnte und streckte. Er haßte ihre langen, schmalen Finger, in denen nur müde, alte, überlebte Rasse saß und keine Kraft, keine Frische. Er haßte die gebogenen Katzennägel, die ihm schienen, als sollten sie sich einbohren in sein Fleisch.

Er haßte sie, haßte sie aus tiefster Seele.

Sie hatte ihm seine Kunst geraubt, sein Höchstes, sein Bestes, sein Größtes. Denn im Haß konnte er kein reines abgeklärtes Kunstwerk schaffen. Sie hatte ihn klein und schwach gemacht, feige, ohnmächtig.

Er haßte sie, haßte sie aus tiefster Seele.

Sie hatte ihm Hand, Auge, Hirn gelähmt, daß er sich in Scham verbergen mußte vor dem Kleinsten in seiner Kunst, der doch wenigstens arbeiten konnte. Sie hatte ihm Ekel und Müdigkeit in die Seele geträufelt, Gleichgültigkeit, Menschenverachtung und Haß. Sie hatte ihn beugen wollen unter ihr Joch, sie hatte ihn, den Künstler ausgeliefert den Philistern, da seine Kraft von ihm genommen.

Nun waren seine Augen, seine hellen, scharfen Künstleraugen, die in der Natur mehr sahen, als andere Augen, geblendet, ausgelöscht, daß sie der Hand nicht mehr den Weg zeigen konnten zur Arbeit.

Wie er nun seine Niedrigkeit fühlte, seinen Unwert, seine Kleinheit und Schwäche: da wuchs in seiner Seele der Gedanke, sich zu befreien von ihr. So erstickte er, so kam er um, so konnte er nicht länger leben. Er wollte frei sein. Den Entschluß trug er tagelang mit sich herum. Nur einen Anstoß mußte er haben, dann würde er es ihr sagen, er selbst, kühl, ruhig und bestimmt.

Vera war mit Ewalds auf einem Balle gewesen, dann im Theater, in Gesellschaften und wieder auf Bällen. Immer auswärts, immer unterwegs. Niki setzte sein Dasein fort. Er sah sie überhaupt nicht mehr. Eines Abends nach dem Figurenzeichnen, als er fortgehen wollte, blieb Fräulein Coldewey zurück:

— Ich möchte Ihnen gern etwas sagen Herr Sandtner . . .

— Bitte schön . . .

Und sie traten in sein Atelier:

— Mit was kann ich Ihnen zu Diensten stehen?

— Eine Privatangelegenheit . . .

— Bitte . . .

— Es ist schwierig . . . Sie dürfen mir nichts übel nehmen, nicht wahr?

Niki meinte lächelnd, seiner ältesten, besten Schülerin würde er niemals etwas übel nehmen. Aber es schien, als habe der Mut im letzten Augenblick doch noch das Fräulein verlassen. Nun drängte er aber, sie müßte es sagen, und sie fing mit Verlegenheitsredensarten, einer großen Unsicherheit und Zittern der Stimme an, zu erklären, man habe in der Malschule über ihn in der letzten Zeit gesprochen. Und zwar nichts Günstiges . . .

Darin fand er nichts Außergewöhnliches. Geredet würde so wie so immer, von den verschiedensten Leuten. Daran dürfe sich keiner stoßen, der in der Öffentlichkeit stünde, und er, als Künstler, müsse es sich schon gefallen lassen, in den Streit der Meinungen zu geraten.

Niki dachte, diese Redereien liefen auf seine Unfähig-

keit hinaus, seine Unthätigkeit. Er zuckte die Achsel und meinte:

— Solche Burschen, die dem Künstler etwas anhängen wollen, kann man doch nicht fassen. Käme so einer direkt zu mir und sagte etwas Beleidigendes, so schickte ich ihm entweder meine Zeugen, oder schlüge ihm ins Gesicht, je nach dem Standpunkt den er einzunehmen wünscht. Aber sie kommen ja nicht. Sie schimpfen über unsereinen hinter dem Rücken, und wollen's nicht gewesen sein, wenn man sie zur Rede setzt. Oder man erhält eine Mitteilung — ohne Namensnennung. Da ist es doch viel besser, man erfährt es gar nicht. Das geht jedem so, dem Schriftsteller, Bildhauer, Maler . . .

— Das ist es aber nicht, — antwortete Fräulein Coldewey verlegen, faßte plötzlich Mut und sagte, eine der Damen hätte erzählt, eine Verwandte von ihr hätte Frau Sandtner öfters mit ihren Geschwistern Develhorst in Gesellschaft getroffen. Man wundere sich allgemein, daß Frau Sandtner ohne ihren Mann erscheine, aber es hätte geheißen, „der Maler stünde dem Welttreiben fern!“ Dann: „er könne nicht ausgehen, er sei etwas sonderbar“, endlich: „er wäre nervös überreizt, menschenscheu und wohl ein bißchen verdreht wie eben ein Künstler!“

Niki nahm alle Kraft zusammen, um seine Fassung zu bewahren, aber als Fräulein Coldewey nun noch gestand, das Gerücht sei so weit gegangen, daß man die arme, junge Frau auf das tiefste bedauere und den Maler eigentlich schon für anstaltsreif halte, da stampfte er heftig mit dem Fuß auf den Boden. Doch er konnte sich noch

so viel zusammennehmen, um ihr ruhig für ihre Mitteilung zu danken. Beinahe scherzend sagte er, sie zur Thür geleitend:

— Da sehen Sie das alte, ewig neue Vorkommnis im Leben: die Spatzen pfeifen es beinahe von den Dächern, nur der unglücklich Betroffene weiß nichts davon. Ich danke Ihnen von Herzen, daß Sie den Mut gehabt haben, es mir zu sagen. Kein anderer hatte den Mut. Ich danke Ihnen tausendmal. Sie sehen, es ist kein Tobsuchtsanfall erfolgt, kein Bote zur maison de santé war erforderlich, es ist ganz ohne Zwangsjacke abgelaufen, und wenn etwas Krankhaftes an mir gewesen ist, so seien Sie versichert, daß mich diese Eröffnung geheilt hat.

Als Fräulein Coldewey mit der Bitte, ihre Offenheit ja nicht übel zu deuten, gegangen war, trat Niki in sein Atelier zurück, blieb regungslos am Fenster stehen und starrte in die Nacht. Er dachte nicht mehr an sein Abendessen, das er im Restaurant hatte einnehmen wollen, er dachte nur noch an die Worte, die er finden mußte, um Vera zu sagen, daß sie sein Haus zu verlassen hätte.

Es war ein langer, harter Kampf. In seinen Schläfen hämmerte es, vergeblich suchte er sich selbst Ruhe zuzusprechen: seine Nerven waren so erregt, daß er den Verstand nicht sprechen lassen konnte. Wenn sie jetzt hereingetreten wäre, er hätte sie niederschlagen mögen wie einen tollen Hund. Ja, jetzt hatte sie ihn unter, ganz gebrochen war er, vollkommen vernichtet. Sie hatte ihm alles genommen, die Kraft des Leibes und der Seele.

In diesem Augenblick klingelte es draußen. Er

lauschte. Es konnte Vera sein. Nach einer Weile rief er das Mädchen:

— Ist meine Frau zurück?

— Jawohl, in diesem Augenblick.

— Dann sagen Sie ihr, ich ließe bitten, sie möchte einen Moment herüberkommen.

— Jawohl.

Das Mädchen ging. Niki wartete im Atelier, auf und nieder gehend. Das Mädchen kam zurück:

— Die gnädige Frau läßt sagen, sie käme nicht. Wenn der Herr etwas von ihr wollte, sie wäre im Salon.

— Es ist gut! — antwortete Niki und ging entschlossen hinüber. Aber durch den Zwischenfall mit dem Hinundherschicken, der ihm in anderer Stimmung komisch vorgekommen wäre, fühlte er sich ruhiger und trat mit möglichster Fassung ein.

Vera lag auf dem Sofa und that, als lese sie einen Roman. Niki begann sofort:

— Ich habe mit dir zu sprechen.

— So?

— Ich verlange deine Aufmerksamkeit auf ein paar Minuten. Du brauchst nicht Angst zu haben, daß es zu lange dauert.

— Meinetwegen! Also, was ist los? — antwortete Vera, blieb unverändert in ihrer Stellung und klappte nur das Buch zu, indem sie den Finger zwischen den Seiten behielt. Niki wußte trotz aller Ruhe nicht, wie er beginnen sollte. Endlich sagte er aufs Geratewohl:

— Es kann nicht so weiter gehen zwischen uns . . Wir

verstehen uns nicht mehr, wir gehen nebeneinander her wie zwei Wildfremde, aber nicht wie Mann und Frau. Längst haben wir keine innerliche Gemeinschaft mehr, nun auch keine äußerliche. Du gehst zur einen Seite, ich zur anderen. Es ist nichts Gemeinsames mehr zwischen uns, gar nichts. Daß wir noch zusammenleben, soweit man das so nennen kann, ist die reine Komödie. Diese Komödie muß ein Ende haben.

Er machte eine Sekunde Pause. Vera war liegen geblieben, ohne sich zu rühren. Nun sagte sie bloß nachlässig:

— Wie du willst.

Diese Ruhe reizte ihn, so daß er sofort das letzte Wort fand, auf das er eigentlich erst hatte vorbereiten wollen:

— Wir werden uns scheiden lassen.

— Schön. Es ist gut, daß du es sagst, denn du bist schuld. Du, der Mann.

Er stutzte:

— Das hast du nicht aus dir selbst. Das ist spitzfindige Juristerei. Das kommt von deinem Bruder.

Sie antwortete nicht, nahm ihr Buch wieder auf und that, als begänne sie von neuem zu lesen. Aber er wollte sie nicht so davon lassen:

— Antworte!

— Wir sind ja fertig. Was soll ich noch groß sagen?

— Du sollst antworten, woher du diese Weisheit hast! Ich kann mir schon denken, daß sie von meinem Schwager stammt, und noch etwas anderes weiß ich, eine Neuheit, ein Gerücht, das von ihm ausgeht. Aber du kannst ihm sagen,

daß ich mir seine Einmischungen verbitte, verbitte, verbitte ...

— Er mischt sich nicht ein. Ewald kümmert sich gar nicht um dich.

— So, weshalb dann die Weisheit, daß ich die Schuld tragen soll?

— Weil du der Schuldige bist, ganz einfach.

Da verließ Niki seine bisherige Haltung:

— Du wagst es, zu behaupten, ich hätte die Schuld? Ich? Und du hast mich gequält und gepeinigt, hast dich nicht um mich gekümmert, mich nicht verstanden, hast mich ... mich ... mich ... Nein, das ist unerhört, unerhört ... Du nicht die Schuld ... sondern ich ..

Jetzt richtete sie sich auf:

— Weil du mich hast einsperren wollen, weil du mir jedes Vergnügen, jede kleine Freiheit versagen wolltest. Du hast mir nicht gegönnt, daß ich mich amüsieren sollte ...

— Vera, das ist ungerecht ... das lügst du ...

— Du lügst! Du! Ich soll wohl auch noch Schuld sein, daß du faul bist und nicht arbeitest.

Da verlor der Maler alle Fassung. Er entfärbte sich, seine Augen lohten, und er schrie sie an:

— Faul? Weil dieser Kampf mich aufreibt. Weil du mir meine Kunst genommen hast. Weil du mich entnervst, mich unglücklich gemacht hast, und man Ruhe, Glück braucht zum Schaffen! Weil es meine verlassenste, unseligste Stunde war, als ich daran dachte, du solltest meine Frau werden ...

Vera stand auf:

— Dann will ich dir nun auch sagen, was du bist.

Nichts bist du, eine Null. Ohne Energie, ohne Kraft, nichts, nichts! Du bist nichts und leistest nichts mehr. Wenn du etwas könntest, wärest du wenigstens Professor, oder man hätte dir irgend einen Titel gegeben. Nicht einmal einen Orden hast du bekommen. Man kennt dich nicht, man sieht dich nirgends, man weiß nichts mehr von dir. Siehst du, irgend einer, irgend einer, zum Beispiel Franz Vogelsang . . . ja, Franz zum Beispiel, das ist ein Mann, ein Mann, und du bist ein . . . altes Weib . . .

Niki hatte sie reden lassen. Sie sprach in Hast mit blitzenden Augen, und wie dieses Weib vor ihm stand, mit ihren langen Bewegungen, den Kopf etwas gesenkt, das Haar noch wirr von der Spitze, die sie nach dem Theater in der Droschke abgeworfen hatte, kam sie ihm wie eine Katze vor, die zum Sprunge bereit vor ihm stand. Sie erregte seine Nerven, sie machte ihn rasend. Alles, was er Monate und Monate gelitten, häufte sich jetzt in ihm, daß er die äußerste Kraft zusammennehmen mußte, sie nicht zu züchtigen.

Vera fuhr fort, Vogelsang zu rühmen, als wolle sie Niki eifersüchtig machen. Sie sagte, er sei stattlich, schön, groß, energisch, er wisse, was er wolle, kurzum, er wäre ein Mann. Er wäre nicht nur ein „Herr Sandtner", er könne an Hof gehen, er habe Titel, Rang und Stellung in der Welt. Solch einen Mann möchte sie haben. Der könnte einer Frau gefallen.

Und wie sie ihn so trieb mit ihren Worten und seine Seele zerplagte und ihm Stich auf Stich ins Herz gab, indem sie ihm schilderte, wie der sein müßte, der i h r gefiele

da verlor sein blutüberfülltes Hirn die Besinnung. Er stürzte sich auf sie, packte sie bei den Händen, drückte mit aller Kraft ihre Knöchel gegeneinander, daß sie laut schrie:

— Weib, mache mich nicht rasend!

— Lasse mich, — flehte sie, denn ihre Hände schmerzten, aber er ließ sie nicht, sondern rief:

— Du sollst sehen, wer der Herr ist.

— Laß los!

— Jetzt bist du feige . . .

Doch immer mehr siegte in ihr die schwache Frauennatur, und sie flehte wieder, indem sie sich aufs äußerste anstrengte, ihre Gelenke frei zu machen:

— Du thust mir weh! Du thust mir weh!

— Das will ich. — Du sollst sehen . . .

Da überkam sie plötzlich eine fürchterliche Angst. Sie sah seine herausquellenden, wie blutunterlaufenen Augen. Sie spürte seinen Atem. Sie fühlte den unerträglichen Schmerz in den Gelenken unter dem Griff dieses Mannes, und in ihrer Furcht kreischte sie:

— Minna! Hilfe! Hilfe! Er ist verrückt geworden! Minna!

Durch den Schrei kam es ihm plötzlich zu Sinnen, daß er mit männlichen Kräften, ein körperlich schwaches Weib bedrohte. Die furchtbare Spannung seiner Nerven ließ nach, seine Finger öffneten sich, und sie war frei.

Auf den Ruf erschien niemand. Die Mädchen mochten schon zu Bett gegangen sein.

Vera wich gegen das Sofa zurück. Dort kauerte sie sich hin, immer Niki im Auge, lauernd, als erwarte sie

jeden Augenblick einen Angriff von ihm. Sie zitterte am ganzen Leibe, rieb sich die Handgeelenke, und langsam liefen Thränen über ihre Wangen.

Er blieb mit finsterer Miene stehen. Er war ruhiger geworden, nur sein Atem ging noch heftig und schnell. In wenigen Sekunden schossen ihm tausend Gedanken durch den Kopf: was werden sollte, wie sich eben die ganze Scene abgespielt, was er ihr jetzt noch zu sagen hätte, ob er ihr in Wahrheit körperlich wehe gethan habe? Nur das peinliche Gefühl blieb ihm, daß er einem Weibe mit männlicher Gewalt entgegengetreten war.

Als müsse er das wieder gut machen, sagte er:

— Ich werde die Schuld auf mich nehmen.

Vera stotterte nur:

— Allein . . .

— Ganz allein. — Und du wirst sofort das Haus verlassen.

Sie konnte kaum sprechen, so kämpfte sie mit ihren Thränen:

— Jetzt in der Nacht?

— Du hast recht. Jetzt nicht. Morgen früh.

— Morgen früh! — wiederholte sie nur. Sie wagte nicht mehr zu reden. Sie blickte ihn noch immer scheu an. Sie fürchtete sich vor ihm. Sie hatte den Mann erkannt, den brutalen, eisernen, rücksichtslosen, den sie selbst in dem weichen, träumenden Künstler geweckt. Er sagte bestimmt:

— Du wirst bis morgen früh neun Uhr das Haus verlassen haben.

Vera antwortete nichts. Er drehte sich zur Thür, um zu gehen. Unbeweglich wartete sie und schrak zusammen, als er sich noch einmal zurückwandte. Was er jetzt Hartes gegen seine Peinigerin, seine Geißel gethan, wollte er dämpfen. Er hatte doch auch glückliche Stunden mit ihr verlebt. Er hatte ihr, meinte er, dennoch auch manches zu danken.

Er überwand sich und sagte, ohne sie anzusehen:

— Ich danke dir für das Glück, das du mir früher geschenkt hast, ich bitte dich um Verzeihung, wenn ich dir jetzt körperlich weh gethan habe. Ich bin ein empfindlicher, reizbarer Künstler, und ich weiß, daß ich gegen dich gefehlt habe, wie du gegen mich. Wir haben einander gegenseitig — viel zu vergeben. Vielleicht werde ich dir einmal wünschen, daß du glücklich werden sollst. Heute abend kann ich es noch nicht. Ich verlange, ich hoffe, ich weiß, wir werden uns in diesem Leben nicht wieder begegnen. Vergiß, was ich dir gethan habe. Ich werde versuchen, zu vergessen, was ich von dir habe leiden müssen. Gute Nacht!

Sie antwortete nicht. Er ging langsam mit gebeugtem Haupte, müden Schrittes davon. Vera folgte ihm furchtsam mit den Blicken.

Als er draußen stand, hörte er noch, wie sie hastig die Thür hinter ihm abschloß.

26.

Nun war es still im Haus geworden. Vera war fort. Niki allein. Er hatte die Vorderzimmer abgeschlossen, wie damals, als seine Frau zur Hochzeit ihres Bruders gereist war. Es war wieder sein Junggesellenheim wie einst. Dann ließ er Maurer kommen und die durchgebrochene Thür zusetzen, nachdem er jeden Gegenstand, der ihm gehört, aus den Zimmern hatte nehmen lassen, Bilder und Rahmen, darunter sein Brautbild, den „Abend". Schmerzlich bewegt sah er es an, dann stellte er es, zur Wand gekehrt, in sein Atelier.

Er entließ die Mädchen, nachdem er ihnen bis Ostern den Lohn bezahlt. Seine alte Aufwartefrau kehrte wieder, als ob das Jahr der Ehe, das dazwischen lag, gar nicht gewesen wäre.

Sie fragte:

— Soll ich das Bett nicht an die linke Wand setzen, wie früher?

Er lächelte müde:

— Wie früher, ja.

Sein erster Gang, nachdem alles entschieden, war zur Mutter gewesen. Er brauchte ihr gar nichts zu sagen, sie las es in seinen Mienen. Nachdem er eingetreten und sein Gesicht an der treuen Mutterbrust geborgen hatte, sprach er nur tonlos:

— Sie ist fort, Mutter!

Und die alte Frau streichelte ihren Sohn mit den einzigen Worten:

— Ich habe es längst kommen sehen. Es ist gut, Niki, daß es so gekommen ist. Es ist gut für uns alle.

Dann weinte er sich aus, wie ein Kind. Die Nerven forderten ihr Recht.

Mit seinem Schwiegervater hatte sich Niki schnell auseinandergesetzt. Er hatte sich vergewissert, daß Vera nicht zu Haus wäre, wenn er käme, dann den alten Herrn besucht und ihm alles erzählt, viel Schuld auf sich genommen, vieles verschwiegen, was zu ihrem Nachteil gesprochen hätte. Er fühlte keine Rachsucht, er empfand nur Erleichterung, daß es endlich zu Ende sein sollte.

Der General hörte ihn schweigend an. Seine Augen waren gerötet, und er sprach:

— Es ist zwar ein Schimpf für einen alten Soldaten, so weich zu werden, aber du wirst dich nicht wundern, wenn diese Sache nicht so ganz spurlos an mir vorübergeht. Ich habe ja in letzter Zeit geahnt, daß nicht alles in Ordnung wäre, aber daß es so kommen sollte, habe ich allerdings nicht gewußt. Es ist meine Pflicht, als Vater dich zu fragen: willst du es nicht noch einmal versuchen?

Der Maler schlug die Augen nieder. Noch nie war ihm der alte Herr so weich erschienen. Er hatte in ihm stets einen liebreichen Vater gehabt, nicht überaus zärtlich, nicht sehr teilnehmend, aber beides doch nach seinem Vermögen. Es that ihm weh, dem alten Mann ein „nein“ zu geben, aber er konnte nun einmal nicht anders, er sprach entschieden:

— Nein.

Der General erklärte:

— Ich habe Vera auch gefragt. Sie sagt gleichfalls nein. Ich habe geglaubt, es mit euch beiden recht zu machen, und habe es falsch gemacht. Man kann sich irren, man steckt nicht darin. Aber ich bin vielleicht leichtsinnig gewesen. Ich hätte nicht so schnell zustimmen dürfen. Ich habe dir ja von Veras Mutter gesprochen, wie unglücklich ich mit dieser Frau gewesen bin, und daß Vera ihr Ebenbild ist. Das hätte mich vorsichtig machen müssen. Ich bin dreimal leichtsinnig gewesen in meinem Leben. Einmal als junger Leutnant, als ich in Potsdam bei der Garde stand und dreißig Thaler Schulden gemacht hatte. Dreißig Thaler! Obgleich sie sofort bezahlt wurden, versetzten sie mich zur Linie. Dann verliebte ich mich in meine Frau und hielt schon nach zwei Tagen an! Endlich habe ich euch gleich die Zustimmung gegeben. Das war falsch. Es rächt sich alles, alles . . . Aber ich glaubte gerade, wenn einer käme, wie du — und da sie behauptete, sie müsse dich haben, da wäre es bei ihr Unsinn gewesen, nein zu sagen. Nun ist es für mich schlimm, dich durch mein Jawort unglücklich gemacht zu haben.

Niki war beschämt über solche milde Güte, wo er einen kalten Empfang gefürchtet hatte, vielleicht Vorwürfe und Streit. Darum nahm er noch einmal alle Schuld auf sich: er sei der Ältere gewesen, der Mann in der Ehe, er habe Vera vielleicht von Anfang an nicht richtig behandelt, sie nicht geformt und gebildet, nicht erzogen. Er bäte um Verzeihung, nicht Vera, sondern ihm, dem Vater gegenüber, der nun großmütig nichts wissen wolle von seiner Schuld.

Da reichte ihm der General die Hand:

— Schon gut! Schon gut! Bitter ist es wohl, wenn einem die Tochter ins Haus zurückkommt, wie ein unbrauchbares Stück, und man fragt sich, was man denn wohl nur verfehlt hat an der Erziehung. Du magst auch Schuld haben. Du bist schlapp gewesen einmal, da warst du der Maler, und dann hast du wieder mal den alten Soldaten herausgesteckt. Ruhe, Gleichmäßigkeit Haltung, das ist die Hauptsache. Aber ich bin kein Freund vom Klug-reden hinterher. Nun, wo die Sache einmal so steht, machen wir'n Strich drunter. Wir müssen jetzt auseinandergehen. Ich kann als Vater der Frau, von der du dich scheiden lässest, nicht weiter mit dir verkehren. Das siehst du ein. Das verbietet Sitte, Herkommen, Anstand. Entweder ich muß auf der Seite stehen oder auf jener. Das Blut treibt mich dorthin. Du bist ein Mann, du wirst deinen Weg im Leben gehen. Vera ist Frau. Die bedarf mehr der Stütze und Hülfe. Darum gehöre ich zu ihr. Jetzt lebe wohl. Die offiziellen Dinge müssen nun durch den Rechtsanwalt ihren Lauf gehen. Du wirst wohl dich auch vertreten lassen. Mögen die Rechtsmenschen das in Ordnung bringen! Ich habe dich während dieses Jahres achten und schätzen gelernt. Lebe wohl, mein Sohn!

Damit drückte der General kräftig Niki die Hand, der ganz bewegt war und beschämt. In der Thür hielt ihn der alte Herr zurück:

— Noch ein letztes. Wir werden nun ganz auseinander kommen. Wir werden uns wohl nicht wiedersehen nnd nie wieder sprechen. Es ist wohl schicklicher. Aber schreiben kannst du mir einmal, wie dir's geht, was du

machst. Ich werde mich freuen, von dir Nachricht zu bekommen. Nun Gott befohlen!

Jetzt ging in der That alles seinen Lauf. Veras Rechtsanwalt verlangte, Niki müsse die Schuld auf sich nehmen. Des Malers Rechtsbeistand riet ihm, das ruhig zu thun Ihm würde es nichts schaden, die Leute würden sich so wie so den Mund zerreißen über den Fall, und was sie redeten, könne ihm ganz gleich sein, während, wenn die Frau Schuld bekäme, leicht ein Makel auf ihrem Ruf sitzen bleiben könnte, den sie nicht verdient habe.

— Ich habe mich schon bereit erklärt, der schuldige Teil zu sein! antwortete Niki.

Darauf erfolgte die förmliche Aufforderung an den Maler, seine Ehefrau wieder bei sich aufzunehmen. Niki erklärte ebenso förmlich, er weigere sich, dieses zu thun, und die Ehescheidungsklage wurde durch den Oevelhorstschen Vertreter eingereicht.

Nun holte man Veras Eigentum ab, und bald stand die Wohnung leer. Als die zu gewärtigende Scheidung bekannt wurde, liefen eine Anzahl Rechnungen ein über allerhand Ausgaben Veras. Niki hatte wieder einiges verkauft, so daß er Barmittel besaß. Ohne ein Wort zu verlieren, zahlte er alles, aber er erschöpfte doch beinahe sein Haben.

Da wurde ihm ein äußerst günstiges Angebot auf den „Abend" gemacht. Ein Bankier aus Odessa, der das Bild seiner Zeit auf der Ausstellung gesehen hatte und es erworben hätte, wenn es nicht den Vermerk „unverkäuflich" getragen, pochte auf sein Geld. Er wollte dies Bild haben

für seine Galerie moderner Meister, die er mit Millionenaufwand zusammengebracht, in der jedoch deutsche Kunst nicht vertreten war, bis auf Böcklin, Uhde, Thoma und Dill. Berliner Maler fehlten ihm gänzlich: einen guten Menzel hatte er nicht bekommen können, einen Liebermann wie einen Leistikow erst in Aussicht. Einen Sandtner wollte er haben, denn Leute, die das Gras wachsen hörten, hatten berichtet, Sandtner sei stark im Niedergang und werde kaum mehr Bedeutendes schaffen.

Er bot zehntausend Mark. Niki verlangte fünfzehn. Sie einigten sich auf zwölfeinhalb Tausend. Nicht mit einem Blick sah der Maler sein Bild an. Er wollte an nichts mehr erinnert sein, und daß es nach Rußland ging, war ihm gerade recht, dann sah er den „Abend“ nie wieder. Nach Odessa würde ihn sein Schicksal wohl nicht verschlagen.

Es war Niki, als sei nun beinahe alles in Ordnung und ins Gleichgewicht gebracht, und mit den Äußerlichkeiten beruhigte sich allmählich der Sturm in seiner Seele. Er ging aus, schlenderte durch die Straßen und blieb so viel als möglich in freier Luft. Ein paarmal war ihm der Gedanke gekommen zu verreisen, etwa nach dem Süden oder nach Paris, aber dann erschien es ihm wie eine Flucht, er schämte sich dessen und blieb.

Da traf er ganz unversehens auf der Leipzigerstraße Vera mit ihrem Bruder Ewald und dessen Frau. Sie fuhren in einem herrschaftlichen Wagen, den sich Ewald wahrscheirlich zugelegt hatte. Niki war in Gedanken gewesen, nun tauchten sie überraschend vor ihm auf. Er fühlte,

daß sie sich gegenseitig erkannt hatten. Es schien ihm sogar, als habe Vera ein spöttisches, verächtliches Gesicht gemacht. Den Gedanken wurde er nicht wieder los. Er wollte ihr Gesicht nicht sehen, wollte verschont bleiben von ihrem Anblick, denn es war ihm, als würde dann alles in seinem Inneren aufgeweckt, was nun kaum zu schlafen begonnen hatte.

Er zitterte geradezu vor der Möglichkeit, Vera wieder zu treffen, und dieser Gedanke verleidete ihm Berlin. Es war vielleicht doch besser, er zog fort. Nur wurde es ihm furchtbar schwer, Berlin zu verlassen, aber er machte sich doch mit dem Gedanken vertraut. Wenn er nun ganz außer Landes gegangen wäre — nach Paris, nach der Stadt der Kunst und der Künstler, wo er als junger Mensch so glücklich gewesen war? Doch er war kein junger Mensch mehr. Seitdem hatte sich auch dort vieles geändert, er selbst war vor allen Dingen anders geworden, er verlangte anderes vom Dasein als früher, er sah die Welt mit anderen Augen, er fühlte sich als Deutscher. Früher — das waren die Lehrjahre gewesen, heute war er älter. Dann fiel ihm die Mutter ein. Konnte er von der alten Frau verlangen, daß sie ins Ausland gehen sollte? Und allein lassen durfte er sie nicht.

München war sein nächster Gedanke — aber nein, er fühlte sich zu norddeutsch. Dort wollte er nicht hin. Das einzige wäre Dresden gewesen. Er hatte einmal unter der Hand einen Antrag gehabt an die dortige Akademie aber abgelehnt, weil er sich von Berlin nicht zu trennen vermochte. Er glaubte, daß die offene Professur inzwischen besetzt

worden sei. Aber er konnte „unter der Hand“ anfragen.

Sofort setzte er sich hin und schrieb. Kaum war der Brief fort, als die Nachricht in den Zeitungen stand, der alte neunundsechzigjährige Hofrat Professor Seidel, der Landschafter, sei in Dresden gestorben. Die möglichen Nachfolger wurden auch schon genannt, die unwahrscheinlichsten Namen. Niki war nicht darunter. Aber wieder nach einigen Tagen kam die Antwort, wenn er annähme, hätte man die Absicht, ihn in erster Linie vorzuschlagen.

Da ging Niki zur Mutter und sprach von der Möglichkeit, Berlin zu verlassen, und die alte Frau hatte nur die Antwort:

— Wo du hingehst, mein Sohn, da gehe ich auch hin.

— Dann ziehen wir aber zusammen, Mutter!

— Ich weiß nicht, ob das gut thut.

— Mutter, das darfst du nicht sagen.

— Schön, aber wir haben getrennte Wirtschaft.

— Das wird sich finden.

Nach vierzehn Tagen kam die Berufung, gerade als der Modellabend zu Ende ging, und Niki konnte sofort den Damen die Abschiedsrede halten. Er sagte, zu seinem Leidwesen wäre er gezwungen, den Unterricht vom ersten Mai ab aufzugeben.

Die Schülerinnen waren ganz erschrocken und wollten es kaum glauben. Fräulein Coldewey machte ein Gesicht, als würde sie den Schlag nicht überleben. Aber Niki hatte Ruhe und Freudigkeit durch die Sicherstellung seiner Zukunft zurückgewonnen. Es machte ihm nicht einmal Ein-

druck, als er einen Zeitungsausschnitt erhielt des Inhalts, das Befinden des „geschätzten“ Malers N. Sandtner ließe zu wünschen übrig, ein Zustand höchster Nervenüberreizung habe sich seit diesem Winter herausgestellt und mache es nötig, daß der Künstler sich ganz von der Arbeit fern halte und einen stillen Aufenthalt zu seiner Erholung aufsuche.

Niki dachte: das stammt von Ewald, so ist die Scheidungsgeschichte aufs beste erklärt. Er ärgerte sich nicht, nahm nur einen Briefbogen und schrieb:

Sehr geehrter Herr Redakteur,

eine Notiz in Ihrem geschätzten Blatte beschäftigt sich mit mir in unrichtiger Weise. Mein Gesundheitszustand läßt nicht das mindeste zu wünschen übrig. Wie wenig begründet die liebenswürdige Besorgnis Ihres Mitarbeiters ist, mag aus dem Umstande hervorgehen, daß ich eine Berufung an die Dresdener Kunstakademie für ersten Mai dieses Jahres erhalten habe und mich freuen werde meine Kräfte und Erfahrungen dem Königlichen Institute als Lehrer zur Verfügung zu stellen.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Professor N. Sandtner.

Der Maler konnte den Gedanken daran nicht unterdrücken, daß er nun das bekommen hatte, was Vera so sehnlich gewünscht — einen Titel. Aber sie trug ihn nicht mit, nur würde sie es lesen können. Doch wenn er es sich recht überlegte, so war es ihm eigentlich gleichgültig — auch das. Er dachte an Vera nicht mehr feindlich, er dachte an sie wie an ein beinahe fernes Erlebnis. Ein Jahr war es

nun her, daß er geheiratet, daß er die glücklichste Zeit seines Lebens durchkostet hatte und dann die unglücklichste.

Künstlerisch hatte er in diesem Jahre nichts gewonnen, menschlich viel verloren, das tiefste Leid durchgekämpft, das zwei Menschenkindern beschieden sein kann auf dieser Erde: in engster Gemeinschaft als Feinde zu leben. Aber vielleicht kam es seiner Kunst zu gute, daß ihn Schmerzen und Kummer bedrängt.

Der Abschied von Berlin war kurz. Seinen Schülerinnen sagte er nach der letzten Stunde Lebewohl. Dabei war er doch bewegt. Er hielt eine kleine Ansprache, und Fräulein Coldewey, als Älteste, antwortete. Es war eigentlich Unsinn, was sie sagte, aber gut gemeint. Die anderen Damen meinten im Scherz, mit der Abschiedsrede wäre es ihr eben doch nicht ernst gewesen, denn nun da ihr „geliebter Meister“ davon ginge, würde sie bestimmt binnen kurzem ganz zufällig ihren Wohnsitz auch nach Dresden verlegen.

Dann nahm Niki Abschied von den Freunden. Sie kamen eines Abends noch einmal zu ihm wie in früheren Zeiten, alle drei, des Bildhauers Frau dazu. Gerstenstock meinte:

— Du hast uns zwar riesig geschnitten Niki, während du verheiratet warst, aber wir nehmen's dir nicht übel und kommen doch immer wieder, alter Kerl!

Und der schöne Gumpinger sagte:

— Dresden ist ja auch nicht weit, was?

Kühne, der Schriftsteller, schwieg still. Er hatte

seines alten Freundes Niki Unglück von weitem kommen sehen, alles im stillen verfolgend. Nun hatte er seinen traurigen Tag, wo er grübelte über den Wert des Daseins, über die Hinfälligkeit des Glückes. Nur am Schluß, als die Freunde gingen und Niki sie zur Thür begleitete, sagte er im Dunkel des Flures mit einem festen Händedruck zum Abschied:

— Was wir leiden als Menschen, kommt uns als Künstler zu gute, Niki.

— Wie meinst du das?

— Ich meine, es vertieft unsere Kunst. Der Künstler muß erleben, weniger äußerlich — so meine ich es nicht — als im Inneren. Die Kämpfe im Kämmerlein reifen den Jüngling zum Mann. Die Kämpfe, die keiner sieht, das sind die gewaltigsten. Aber der Mensch ist nun einmal Kämpfer. Sonst wäre das Leben Dreck, und man könnte sich lieber gleich an den nächsten Baum hängen.

Niki hielt des Freundes Hand fest. Er lauschte nach der Treppe hinunter. Man hörte die anderen lachen und unten die Hausthür aufschließen. Sie achteten offenbar gar nicht darauf, daß einer fehlte, und wenn sie es auf der Straße merkten, so wunderten sie sich weiter nicht: Freund Dichter war seine eignen Wege gegangen, wie immer.

Niki zog Kühne herein:

— Wir wollen noch einen Augenblick plaudern!

— Gern.

Sie setzten sich wieder und steckten sich eine Cigarre an. Niki war das Herz übervoll. Er hatte sich aussprechen wollen, aber mit den beiden anderen, so brave Menschen

es waren, konnte er das nicht. Mit dem stillen Schriftsteller vermochte er anders zu reden. Und er begann langsam ihm die Geschichte seiner Liebe, seiner Ehe, seines Leidens zu erzählen.

Manchmal konnte er nicht weiter und mußte absetzen, aber der andere unterbrach ihn nicht. Er rauchte nur schweigend, und ab und zu rieb sich der kleine schmächtige Mann die Stirn, als dächte er nach.

Als Niki geendet, fragte er:

— Was sagst du dazu?

— Du hast Unglück gehabt — aber auch Schuld!

— Ja, ich habe manches verfehlt. Ich war reizbar, ungeduldig. Vielleicht bin ich auch hier und da egoistisch gewesen . . .

— Darauf beruht der Künstler: auf dem großen Egoismus, dem größten. Wie die Mutter egoistisch wird für ihr Kind, alles vergißt, nur noch das sieht, was es angeht, was ihm frommt, so muß der Künstler nur für sein Werk da sein. Was uns am Werke hindert, müssen wir beiseite stoßen. Müssen wir, müssen wir! Wir alle. Sonst tragen wir es nicht aus, und es muß ersticken und umkommen aus Mangel an Nahrung. Und wahrscheinlich wir mit ihm.

Niki sprach:

— Aber es ist ungerecht . . .

— Mag sein. Ist aber Naturgesetz. Unsere Liebe ist die Kunst, nach ihr erst kommt die Frau.

— Wir sollen eben nicht heiraten.

— Doch, nur müßte es eben die richtige sein.

— Wo soll man die finden?

Der Schriftsteller blieb die Antwort schuldig. Er schien zu sinnen und sagte nach einer Weile langsam, fast feierlich, während er immer heftiger Wolken dichten Tabakrauches von sich blies:

— Ich habe ja auch daran verzweifelt. Ich möchte sie ja finden, und finde sie nicht. Es müßte eine Frau sein, die hingebend ist und klug, die einen versteht, die einem umfängt mit Liebe und Güte. Sie soll eine Kameradin sein und Freundin. Sie soll Weib bleiben, soll Mutter werden und egoistisch sein in ihren Kindern. Sie soll des Mannes Kunst lieben und bewundern, aber nicht mit helfen wollen. Sie muß ihn aufrichten, wenn die Not des Schaffens ihn beugt. Sie muß mit ihm jubeln können, wenn ein Werk gelungen ist. Ernst muß sie mit ihm sein, wenn er Ernst verlangt, aber sie soll auch mit ihm lachen können, wenn ihm die Freude des Lebens, wenn ihm Daseinsdrang und Mut einmal das Herz schwellen läßt. Sie soll nicht eifersüchtig sein auf die Kunst ihres Mannes, sondern stolz, und wenn ein Werk, ein großes, ein ganzes Werk geboren ist, dann muß es ihr sein, wenn sie auch nichts dazu beigetragen, als ob sie selbst es mit geboren hätte.

Es war lange Zeit nachdenkliche Stille, endlich fragte Niki den kleinen Freund:

— Aber wie soll eine Frau das alles erfüllen?

— Durch die Liebe!

— Liebe? — meinte zweifelnd der Maler. Der andere geriet beinahe in Erregung:

— Ja, Niki, durch die Liebe! Durch die Weibesliebe,

durch die Gattenliebe. Durch die Liebe, die alles glaubt, die alles leidet. Wir können ja gar nicht so lieben wie ein Weib! Die Frauen sind ja doch viel selbstloser, viel besser als wir . . .

Niki wußte nichts zu erwidern. Er fragte nur:

— Wie kommst du auf alle diese Gedanken?

Der kleine Schriftsteller blickte ihn von der Seite an:

— Ich habe mir darüber den Kopf zersonnen. Es ist mein Beruf, und vielleicht möchte ich einmal einer solchen Liebe begegnen.

Da faßte Niki plötzlich ein großes Zutrauen zu dem Seelenkünder an seiner Seite, den er, wenn er einen Abend hindurch geschwiegen, manchmal für den Geringsten unter ihnen gehalten hatte. Er gestand ihm mit bebenden Worten, daß es sich wieder rege in seiner Seele, daß die Gedanken kämen, Pläne auftauchten, daß es ihm von neuem dränge zur Arbeit, daß die Heilung sich vollziehe in ihm. Er schüttelte seine Hände, er straffte seine Arme er griff ein Stück Kohle auf vom Tisch, als wollte er beginnen, warf es wieder hin, packte den Freund bei den Armen und rief jubelnd:

— Die Kraft ist wieder da! Die Kraft! O, die Schöpferkraft — das Beste, das Größte, das Schönste auf dieser Erde!

Aus den Urteilen der Presse:

Daheim. . . . .
Das alles ist ja schon bis zum Überdruß geschildert worden, aber in „Unser Regiment" geschieht das ganz anders als bisher. Herr von Ompteda ist eben nicht nur ein Mann, der mit ganzer Seele Reiteroffizier war — das gilt von manchem, der vorher zu gleichem Zweck zur Feder griff — sondern auch ein Dichter. Das ist das Neue, und das hebt „Unser Regiment" turmhoch hinaus über die Arbeiten seiner Vorgänger. Auch wer an sich nicht das allermindeste Interesse für militärische Dinge hat, kann unser Buch mit vielem Vergnügen lesen. Die Charakteristik ist so kräftig, die Lust, mit der der Erzähler bei seinen Helden verweilt, so groß, der Humor, von dem die Schilderung durchtränkt ist, so ansprechend, daß jeder Leser von gleichem Behagen ergriffen wird.

Deusche Reiterzeitung. . . . .
. . . .
Nicht nur dem, was der Herr Verfasser gewollt hat, sondern auch dem, was er erreicht, können wir, und werden hoffentlich alle Kameraden unserer schönen Waffe, mit Freuden zustimmen. Es ist gelungen, in diesem Buche ein Bild des heutigen Offizierleben zu geben, das aber über den Rahmen hinaus noch in später Zeit als ein Anhalt zur Beurteilung unserer Zustände dienen wird.

Allgem. Konservative Monatsschrift. . . . .
Herr v. Ompteda hat die Aufgabe, die er sich gestellt, glücklich gelöst. Die Menschen, die er vorführt, könnten wirklich gelebt haben, die Verhältnisse könnten so gewesen sein; es geht ein frischer fröhlicher Zug durch das Buch hindurch, man vergnügt sich daran. Es hat auch den Vorzug, sich von Gemeinheiten frei zu halten, und es zeigt nichts von jener falschen aristokratischen Exklusivität, die man den Kavalleristen, vielfach gewiß zu Unrecht, nachsagt. — Ich glaube wohl, daß „Unser Regiment" in den deutschen Reiterregimentern gern wird gelesen werden, und ich gönne ihm das auch.

Magdeburgische Zeitung. . . . .
Statt eines Romans ist dies „Reiterbild" nichts Geringeres denn ein Kulturbild geworden, das man einst neben Zeichnungen und Uniformen, neben Reglements und militärischen Werken in Betracht ziehen wird, um eine Anschauung davon zu bekommen, wie es in einem deutschen Regiment aussah um die Wende des Jahrhunderts.

So wird dies Buch seinen Weg machen und überall da Eingang und freudige Anerkennung finden wo man mit Stolz an die Ruhmesthaten unserer Armee zurückdenkt und mit froher Zuversicht ihre stetig fortschreitende Entwicklung verfolgt.

Neue Preußische (Kreuz) Zeitung: Der Autor bietet uns hier eine Gabe, die uns einen so reinen ungetrübten Genuß bereitet hat, wie selten ein Buch. Mit der vollen Kenntnis des Sachverständigen aber auch mit der warmen Liebe des früheren Kameraden schildert er die tägliche Arbeit, die Freuden und Leiden des Kavallerieoffiziers. Das ganze ist gekleidet in die Form einer Art Ich-Novelle, die so ansprechend durchgeführt ist, daß jeder Freund unseres Offizierstandes seine helle Freude daran haben muß. Wir empfehlen ihnen die Lesung dieses vortrefflichen Buches aufs wärmste.

Österr. milit. Zeitschrift: Eine Arbeit wie sie an Originalität und typischer Wahrheit wohl vereinzelt dasteht. . . (Inhalt.) . . . Das Buch wird, namentlich in deutschen Offizierskreisen viele Leser finden. Es sei aber auch unseren Kameraden bestens empfohlen.

Sport Welt. . . . .
„Unser Regiment“ wird nicht nur in der ganzen Armee sondern bei Allen, die einst des Königs Rock getragen und bei Allen, die Interesse haben für Deutschlands Wehrstand, mit lebhaftester Freude aufgenommen werden. Es ist der erste Versuch seiner Art und er ist glänzend gelungen.

Universum: Ein Reiterbild hat uns der Verfasser geben wollen, und führwahr, ein Bild, ein Reiterbild, ein frisches, wahres, erquickendes Bild des Soldatenlebens in einer kleinen Kavalleriegarnison erfreut uns beim Lesen der in knapper Form und Sprache sich einander reihenden Kapitel. Die lebensvolle Wahrheit der Menschen und Verhältnisse in dieser schlichten, das Charakteristische heraushebenden Skizzierung muß selbst dem, solchen Kreisen fernerstehenden Leser ins Auge springen. Es ist dem Verfasser gelungen, den spröden Stoff genial zu behandeln, genial, weil er verstand, mit Wort und Sprache zu malen, weil selbst die nüchternsten Einzelheiten sich im Lichte der poetischen Behandlung zu einer erquicklichen Bedeutung herausheben.

Velhagen und Klasings Monatshefte . . . .
Nach all den „lieben Leutnants,“ die schändlich hingehauen, übertrieben und karrikiert in unserer modernen Romanlitteratur herumspuken, war diese Litteratur dem Offizierstande endlich

eine Genugthuung schuldig. Ompteda hatte sie ihm gegeben — von dem Standpunkt eines Mannes aus, der den militärischen Beruf kennt und liebt und der den Kavalier nicht in Äußerlichkeiten, sondern vor allem in der vornehmen Gesinnung sieht. Und mit dem Können eines Dichters, der ebenso vornehm, liebenswürdig und fein schreibt, wie er denkt.

Buchdruckerei Roitzsch vorm. Otto Noack & Co.





